This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

FROM THE LIBRARY OF
COUNT EGON CAESAR CORTI

MAIN LIB.-AGRI.

Von dem Verfasser dieses Werkes ist unlängst erschienen:

Ungarn,

durchreist, beurtheilt und beschrieben

von

J. G. Elsner.

Zwey Bände.

8. Velindruckpapier geheftet 4 fl. 30 kr. C. M.

Die Blicke von ganz Europa sind in neuester Zeit nach einem Lande gewandt, dessen wahrer Zustand uns fast unbekannt, durch unberufene Tadler in Schatten gestellt, von maßlosen Enthusiasten über alle anderen erhoben wird. Der dem deutschen Publikum als geistreicher Beobachter rühmlich bekannte Verfasser hat seit mehreren Jahren Ungarn nach allen Richtungen durchreiset, und Bekanntschaften und Verbindungen angeknüpft, durch die er eine Menge von Verhältnissen kennen lernte, die den meisten Fremden unbekannt bleiben. Seine glückliche Auffassungsgabe, sein tiefes und richtiges Urtheil, so wie sein klarer, blühender Vortrag, gewähren dem Leser neben der genauesten Schilderung des Landes einen hohen geistigen Genuß. Den Inhalt des Werkes bezeichnen wir treffend damit: »daß er in sehr gelungenen Darstellungen äußerer Erscheinungen des Landes, in Beurtheilung seiner dermaligen, so wie in Folgerung künftiger, politischer, merkantilischer, ökonomischer und gewerblicher Zustände, und in Würdigung seines geistigen und sittlichen Culturzustandes besteht.«

Inhalts-Verzeichniß.

Eintritt in Ungarn und erster Eindruck.

Reise von Skalitz bis nach Pesth.
Reise von Jablunka bis an die Theis.
Reise durch Nieder-Ungarn.
Reise von Pesth nach Kaschau.
Reise von Pesth nach Fünfkirchen.
Reise von Ungarisch-Brod bis an die Matra.
Reise von Pesth nach Galizien.

Die ungarische Landwirthschaft.

I. Der Landbau. 1. Vom Landbesitz. — 2. Der Anbau des Landes. — 3. Von den erbauten Früchten. — 4. Aeußere Begünstigung des Landbaues. — 5. Der Wiesenbau. II. Die Viehzucht. 1. Von der Pferdezucht. — 2. Die Rindviehzucht. — 3. Die Schafzucht. — 4. Die Schweinezucht.

Ungarns Zukunft.

I. Die Zukunft des Landes in materieller Hinsicht.

1. Von den Schätzen des Bodens.
2. Von den Schätzen des Gewerbfleißes.
3. Die Tauschmittel im Verkehr.
4. Erhebung der Städte und des Mittelstandes.

II. Ungarns Zukunft in intellectueller Hinsicht.

1. Das gesellige Leben des Volkes.
2. Die Intelligenz vom religiösen Standpunct aus betrachtet.
3. Vom literarischen Standpuncte.

III. Die Zukunft des Landes in politischer Hinsicht.

1. Die Größe des Landes und sein innerer Gehalt. — 2. Seine Lage und Arrondirung. — 3. Seine äußern Gränzen und Nachbarn. — 4. Seine Verfassung und Regierung. — 5. Der physische und moralische Standpunct der Nation. — 6. Die Nationalität der Bevölkerung von Ungarn.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Rathgeber
für die
ungarischen Schafzüchter.

Von J. G. Elsner.

8. 1839. Velinpapier. geh. 1 fl. 30 kr. C. M.

Der Herr Verfasser ist als einer der ausgezeichnetsten deutschen Ökonomen anerkannt und seine Schriften über die Schafzucht gelten für die gediegensten. Auf mehreren Reisen in Ungarn hat er über den Zustand der ungarischen Schafzucht durch den Augenschein genauere und gründlichere Kenntnisse erlangt, als es Jemanden vor ihm gelungen; die unerschöpflichen Hülfsquellen Ungarns in diesem Hauptzweige seines Nationaleinkommens, die Vollkommenheiten und Gebrechen desselben glaubt er genau erforscht zu haben, und nimmt daraus Veranlassung, seine Ansichten und Vorschläge öffentlich vorzulegen, und allen Schäfereibesitzern dadurch nützlich zu werden.

Inhalt.

Allgemeine Verhältnisse der Ungarischen Schafzucht.

I. Uebersicht des dermaligen Zustandes derselben.

II. Begünstigungen und Hemmungen, welche sie fördern oder hindern.

III. Wie hat man zeither die Begünstigungen benutzt, und die Hemmungen zu beseitigen gesucht.

IV. Welches sind die sichtbaren Folgen der Art und Weise, wie bisher die Schafzucht in Ungarn geführt worden ist.

Rath und Anweisung für den ungarischen Schafzüchter.

I. Die Gründung einer Schäferei.

II. Die Ernährung und Verpflegung des Schafes.

III. Von der Paarung.

IV. Von der Ablämmerung.

V. Von Schafkrankheiten und deren Heilung. — 1) Die Lämmerruhr. — 2) Die Lämmerlahme. — 3) Die Fadenwürmer. — 4) Der Schlagfluß. — 5) Die Drehkrankheit. — 6) Die Blutseuche oder der Blutschlag. — 7) Die Trommelsucht. — 8) Die Egelkrankheit oder Fäule. — 9) Die Blattern. — 10) Die Raude. — 11) Die Klauenseuche. — 12) Das Blutharnen. — 13) Die Wassersucht. — 14) Die Traberkrankheit.

VI. Das Alter der Schafe.

Beobachtung dessen, was zum Aeußern der Schäferei gehört.

I. Der Schafstall und seine Einrichtung.

II. Die Haltung und Behandlung der Wolle als Waare.

III. Der Verkauf der Wolle.

IV. Von der Schäferei-Polizei. — 1) Die zunächstige Behandlung der Schafe. — 2) Der Schafmeister und seine Leute.

V. Anleitung zur Wollkenntniß.

Ökonomisch-technisches

Londoner
Familien-Receptbuch.

Dritte Auflage in 24 Abschnitten.

Neu bearbeitet und vermehrt

von

H. Wiese.

gr. 8. Pesth 1838. broschirt 1 fl. 40 kr. C. M.

Die Landwirthschaft
in allen ihren Verzweigungen.

Für Ungarns Güterbesitzer, Wirthschaftsbeamte und Ökonomen.

Eine Preisschrift

von

Joseph Janisch.

26 Bogen mit 5 Tabellen. gr. 8. Pesth 1831.

In Umschlag geheftet 2 fl. 30 kr.

Panorama
der
österreichischen Monarchie,
oder
malerisch-romantisches Denkbuch
ihrer schönsten und merkwürdigsten Gegenden,
bedeutender
Städte mit ihren Kathedralen, berühmter Badeörter, Schlösser und Ruinen.

Mit Ansichten nach den Originalzeichnungen der ausgezeichnetsten Landschaftmaler in Wien,

in Stahl gestochen von den besten englischen Künstlern.

Erste bis sechs und dreißigste Lieferung mit 108 Stahlstichen.

Preis des ganzen Werkes in 40 Lieferungen: 24 fl. C. M.

Wenige Länder Europa's sind so reich an Naturschönheiten und Kunstdenkmalen, als der österreichische Kaiserstaat in seiner vollen Ausdehnung von den fernsten Grenzmarken gegen das ottomanische und russische Reich bis an jene der italienischen Staaten und in den Schooß von Deutschland. Eine seltene Fülle erhabener Naturscenen der Gebirgswelt, der Glanz und Schmuck südlicher Fluren, die zauberischen Scenerien am mächtigen Donaustrome, die im romantischen Schimmer verklärten Überreste des ritterlichen Mittelalters, der Glanz betriebsamer Städte mit prachtvollen Pallästen u. s. w. gewähren Bilder, deren Anschauung Staunen und Bewunderung erregt. Es ist uns gelungen, hier eine sinnige Auswahl derselben mit meisterhafter Ausführung in eine Gallerie zu vereinigen, wie sie nur wenige Länder besitzen, und die den Kunst- und Naturfreunden, die das Glück hatten, diese Herrlichkeit selbst zu schauen, oder die sie nur durch die geistreiche Auffassung unserer trefflichsten Landschaftmaler kennen zu lernen vermögen, gleich hohen Genuß gewähren werden. Unter den neuesten Lieferungen zeichnen sich zwei Ansichten von Venedig, Botzen und Innsbruck in Tirol, Königswart und das Denkmal Franz I. in Böhmen, der Domplatz in Como und der Comersee, Roveredo und Torbole am Gardasee, der Dom in Prag und das Grabmal des heil. Johannes daselbst, Verona und die Felsengallerie bei Varenna u. a. als wahre Kunstleistungen aus, von denen jedes Blatt allein mehr werth ist, als eine ganze Lieferung kostet. Die Vollendung des herrlichen Werkes in 40 Lieferungen mit 120 Stahlstichen, wird noch in dem Herbste erfolgen.

J. G. A. Galletti's

ALLGEMEINE WELTKUNDE,

oder

Encyklopädie für Geographie, Statistik und Staatengeschichte,

mittelst einer

geographisch-statistisch-historischen Uebersicht aller Länder hinsichtlich ihrer Lage, Grösse, Bevölkerung, Cultur, ihrer vorzüglichsten Städte, ihrer Verfassung und Nationalkraft, nebst einer Skizze der ältern und neuern Geschichte.

Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage,

von

J. G. F. CANNABICH.

Mit 26 fein colorirten Karten.

gr. 4. 1840. 43 Bogen, Velindruckpapier, steif gebunden 7 fl. 30 kr. C. M.

Naturhiſtoriſcher
Bilderſaal des Thierreiches.

Bearbeitet von

Friedrich Treitſchke.

Erſte bis fünf und dreyßigſte Lieferung.

Mit 210 auf das feinſte colorirten Abbildungen.

Keine Wiſſenſchaft ſpricht den gebildeten Menſchen mehr an, als die Naturgeſchichte, und insbeſondere ihr intereſſanteſter und herrlichſter Theil: das Thierreich. Wir hielten es daher für ein dringendes Bedürfniß, ein Muſeum oder einen Atlas des Thierreiches in den naturgetreueſten und ſorgfältigſten Abbildungen und einem Farbenſchimmer zu begründen, wie ihn die deutſche Literatur weder von ſolcher Schönheit noch zu ſolch geringem Preiſe beſitzt. Wir bringen die Thierklaſſen in der reizendſten Abwechslung, die uns bald zu den leichtbeſchwingten Seglern der Lüfte oder zu den Bewohnern der Meere, bald in die Zauberländer des reichen Indiens und Amerika's oder in die unabſehbaren Steppen Afrika's führt. Die Beſchreibungen, von einem der ausgezeichnetſten deutſchen Naturforſcher, ſind lichtvoll und lebendig, und gewähren für Jung und Alt eine eben ſo lehrreiche als nützliche Lectüre. Durch die beifälligſte Aufnahme iſt es möglich geworden, dieſes Prachtwerk ſo pünktlich erſcheinen zu laſſen und die Vollendung desſelben (in vier Bänden und 60 Lieferungen) binnen einem Jahre zuzuſichern. Unſer vortrefflich geſtaltetes Werk hat bereits zu Nachahmungen, Copien und Ausſchreibungen veranlaßt, die uns in ſo ferne erfreuen, als durch Vergleich mit denſelben, das unſere nur gewinnen muß. Insbeſondere machen wir auf die ſeltenſten Pracht-Abbildungen in den neueſten Lieferungen aufmerkſam, z. B. der ſmaragdfarbige Paradiesvogel, der ungariſche Schäferhund, der bleichköpfige Papagei, die wunderſchönen Schmetterlinge Ascanius und Paris, Marſyas und Endymion, der indiſche Schwertkrebs und das Korallenthier u. a. Monatlich erſcheint eine Lieferung von drei Quartblättern mit ſechs ausgezeichnet fein colorirten Abbildungen und zwölf Seiten Text, und koſtet im Subſcriptionspreis nur 8 Groſchen oder 30 kr. C. M.

Geſchichte
des
osmaniſchen Reiches.

Von

Joſ. v. Hammer-Purgſtall.

Vier Bände, **226** Groß-Octav-Bogen, mit 9 Landkarten, auf Velindruckpap.

In **23** Lief. complett 11 fl. 30 kr. C. M.

Zur Erleichterung der Anſchaffung ſoll dieſer geringe Preis noch bis Ende des Jahres fortbeſtehen.

Geſchichte
der
osmaniſchen Dichtkunſt

mit einer

Blütenleſe aus 2200 Dichtern

von

Joſ. v. Hammer-Purgſtall.

Vier Bände.

Groß-Octav, Velindruckp. geb. 22 fl. C. M.

Zehnte verbeſſerte Auflage:

Der
Mann von Welt,
oder

Grundſätze und Regeln des Anſtandes, der feinen Lebensart und wahren Höflichkeit für die verſchiedenen Verhältniſſe der Geſellſchaft.

Von

Prof. Emanuel Wenzel.

Schillerformat. Velinpap. Geh. 30 kr. C. M.

Das edle Whiſt,
wie man es in den beſten Geſellſchaften ſpielt.

Faßliche Anleitung

zur

gründlichen Erlernung des Whiſtſpieles.

Von J. S. Ebersberg.

Zweite verbeſſerte Auflage.

8. 1841. Mit 8 lith. Taf. Geh. 40 kr. C. M.

KARVIN VON DER NORDSEITE, AUF DER HÖHE BEIM SOLZER HOFE GESEHEN.

Die

deutsche rationelle

Landwirthschaft

in der Praxis

dargestellt

auf den in österreichisch und preußisch Schlesien gelegenen Gütern
des Herrn Grafen Heinrich Larisch von Mönnich.

Von

J. G. Elsner.

Mit der Ansicht von Karvin,
einem Situationsplan und mehren Tabellen.

Pesth.
Verlag von C. A. Hartleben.

1841.

MAIN LIB.-AGRI.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

S469
A8E6

Vorrede.

Im April dieses Jahres (1840) besuchte ich die Güter des Herrn Grafen Larisch, unweit Teschen, in österreichisch Schlesien. Die Natur schlummerte noch, und dennoch sprach die romantisch schöne Gegend den, welcher Sinn dafür mitbrachte, an. Ich war als Landwirth hergekommen, der Ruf der großartigen und verständig betriebenen Oekonomie hatte mich gelockt. Nur die Frühjahrs-Bestellung war es, die ich sehen konnte, aber sie genügte, um mich zu überzeugen, daß die That den Ruf übertraf. Ueberall sah ich Zweckmäßigkeit, überall Energie, überall verständig geordnetes Zusammengreifen und Wirken zu einem Ganzen. Aber ein Zweig war es vornehmlich, der seine schönste Blüthe zeigte, es war die Merinozucht. Es war die Zeit, wo die Schafe ihre Wolle im ausgewachsenen Zustande zeigten. Wohl wußte ich, daß die hiesigen Heerden zu den Glanzpuncten der deutschen veredelten Schafzucht gehörten, wohl kannte ich ihren weit verbreiteten Ruf. Aber dennoch fand ich mehr, als ich erwartet hatte, ich fand sie insgesamt auf dem Niveau des höchsten Standpunctes deutscher Merinozucht. Eine Zahl von mehr denn vierzig Tausenden hatte ich nicht in dieser Vollkommenheit zu finden erwartet. Wie sie dahin gekommen, das ist im vorliegenden Buche zu lesen, und ob ich zu viel von ihnen darin gesagt habe, darüber mag man entscheiden, wenn man sie selbst gesehen und das Factum mit der Darstellung verglichen haben wird.

Später im Juli kam ich aufs Neue nach Karvin, dem Centralorte der sämtlichen Güter. Meinen Weg dahin nahm ich über Sackrau und Bluschzau, zwey in preußisch Schlesien gelegene, dazu gehörige Herrschaften. Ich hatte Gegenden mit blühendem Landbaue durchreist, und mein Auge war verwöhnt. Auf der Feldmark von Sackrau angelangt, sah ich als erste Probe der Oekonomie ein schütteres Korn-

M731667

feld, was mich, da ich mich bereits für dieſe Güter intereſſirte, ein wenig ſtutzig machte. Bald aber ward ich beruhigt, da ich alles Uebrige ſah. In Bluſchzau wäre mir es beynahe nicht viel beſſer gegangen. Aber im Lande der claſſiſchen Oekonomie bedarf es etwas viel, wenn das verwöhnte Auge gefeſſelt werden ſoll. Endlich kam ich nach Freyſtadt. Faſt mit Jammer ſah ich hier verkümmerte Früchte und fürchtete eine bittere Enttäuſchung. Da trat ich endlich zwiſchen die herrſchaftlichen Fluren und konnte mich kaum von meinem Erſtaunen erholen, um wie viel dieſe beſſer ſtanden, als die der Bauern, welche ich zuerſt geſehen hatte. Zu mehreren Malen habe ich ſie ſodann durchkreuzt, und überall folgte eine Ueberraſchung der andern. Schleſien darf nicht der Anmaßung beſchuldigt werden, wenn es ſich an die Spitze der deutſchen rationellen Landwirthſchaft ſtellt. Und in dieſem Schleſien leuchten die hier in Rede ſtehenden Güter als Glanzpuncte. Wird man es da wohl ſonderbar finden, wenn der Wunſch in mir rege ward, dieſelben in allen ihren Theilen und in ihrer ganzen Verwaltung durchdringen und ſie beſchreiben zu können? Wird man es Ziererey nennen, wenn es mich hochbeglückte, daß der edle Beſitzer dieſer Güter dieſem Wunſche zuvorkam, und alle erſinnlichen Anordnungen zur Befriedigung desſelben traf? Eine Monographie ſcheint es zwar, was ich gebe, aber es iſt eigentlich eine Beſchreibung des Betriebes der rationellen Landwirthſchaft in Deutſchland, wie er dermalen auf ſeiner Höhe ſteht. So aber iſt ſie in lauter poſitiven Sätzen gegeben, was das Intereſſe erhöht und die Trockenheit concreter und abſtracter Darſtellung vermeiden läßt. — Sind meine Erwartungen, die ich für die Nützlichkeit dieſes Buches hege, zu kühn, ſo mag man es dem Enthuſiaſten verzeihen, dem eine Reihe von vier Decennien eine Leidenſchaft für ſein Fach eingeflößt haben, die beſonders da, wo er es, wie es ſeyn muß, ausgeübt findet, am lebhafteſten wird.

Geſchrieben am 1ten Auguſt 1840.

Der Verfaſſer.

Inhalt-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Lage und äußere Verhältnisse 5

Zweytes Kapitel.

Plan der Bewirthschaftung 11

Drittes Kapitel.

Stellung des Beamten-Personals, sowie der Dienstboten und Arbeiter 36

Viertes Kapitel.

Der Landbau 48
A. Der Ackerbau . . . . . —
B. Der Wiesenbau 87

Fünftes Kapitel.

Die Viehzucht 97
A. Die Schafzucht 103
B. Die Rindviehzucht 149
C. Die Pferdezucht 162
D. Die Schweinezucht 165

Sechstes Kapitel.

Die technischen Gewerbe.

I. Die Brandweinbrennereyen und die Bierbrauerey . . . 167
II. Die Zuckerfabriken 171
III. Die Ölschlägerey 181

Siebentes Kapitel.

Die Verwerthung der Erzeugnisse 185

Achtes Kapitel.

Die Buch- und Rechnungsführung 210

Neuntes Kapitel.

Verschiedene Verhältnisse 221
A. Klima und Witterung . . . . . —
B. Unterirdische Schätze 232
C. Einige andere Begünstigungen 241
D. Feudalverhältnisse 246
E. Kirchen und Schulen 251
F. Die Freysassen 252

Zehntes Kapitel.

Special-Übersicht der einzelnen Districte . . . 254
I. Sackrau . . . . . —
II. Bluschzau 266
III. Nerab 271
IV. Deutsch-Leuten 275
V. Pohlnisch-Leuten 282
VI. Reichwaldau 288
VII. Peterswaldau 292
VIII. Karvin 294
IX. Freystadt 301
X. Marklowitz 304
XI. Steinan 306
XII. Albersdorf 307
XIII. Teerlitzko 311
XIV. Smolkowetz 316
XV. Ober-Suchau 318
XVI. Kuntschitz 321
XVII. Schönstein 326
XVIII. Swietlau 329

Eilftes Kapitel.

Allgemeine Übersicht und Schluß 342

Die

deutsche rationelle

Landwirthschaft.

feld, was mich, da ich mich bereits für dieſe Güter intereſſirte, ein wenig ſtutzig machte. Bald aber ward ich beruhigt, da ich alles Uebrige ſah. In Bluſchzau wäre mir es beynahe nicht viel beſſer gegangen. Aber im Lande der claſſiſchen Oekonomie bedarf es etwas viel, wenn das verwöhnte Auge gefeſſelt werden ſoll. Endlich kam ich nach Freyſtadt. Faſt mit Jammer ſah ich hier verkümmerte Früchte und fürchtete eine bittere Enttäuſchung. Da trat ich endlich zwiſchen die herrſchaftlichen Fluren und konnte mich kaum von meinem Erſtaunen erholen, um wie viel dieſe beſſer ſtanden, als die der Bauern, welche ich zuerſt geſehen hatte. Zu mehreren Malen habe ich ſie ſodann durchkreuzt, und überall folgte eine Ueberraſchung der andern. Schleſien darf nicht der Anmaßung beſchuldigt werden, wenn es ſich an die Spitze der deutſchen rationellen Landwirthſchaft ſtellt. Und in dieſem Schleſien leuchten die hier in Rede ſtehenden Güter als Glanzpuncte. Wird man es da wohl ſonderbar finden, wenn der Wunſch in mir rege ward, dieſelben in allen ihren Theilen und in ihrer ganzen Verwaltung durchdringen und ſie beſchreiben zu können? Wird man es Ziererey nennen, wenn es mich hochbeglückte, daß der edle Beſitzer dieſer Güter dieſem Wunſche zuvorkam, und alle erſinnlichen Anordnungen zur Befriedigung desſelben traf? Eine Monographie ſcheint es zwar, was ich gebe, aber es iſt eigentlich eine Beſchreibung des Betriebes der rationellen Landwirthſchaft in Deutſchland, wie er dermalen auf ſeiner Höhe ſteht. So aber iſt ſie in lauter poſitiven Sätzen gegeben, was das Intereſſe erhöht und die Trockenheit concreter und abſtracter Darſtellung vermeiden läßt. — Sind meine Erwartungen, die ich für die Nützlichkeit dieſes Buches hege, zu kühn, ſo mag man es dem Enthuſiaſten verzeihen, dem eine Reihe von vier Decennien eine Leidenſchaft für ſein Fach eingeflößt haben, die beſonders da, wo er es, wie es ſeyn muß, ausgeübt findet, am lebhafteſten wird.

Geſchrieben am 1ten Auguſt 1840.

Der Verfaſſer.

Inhalt-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Lage und äußere Verhältnisse 5

Zweytes Kapitel.

Plan der Bewirthschaftung 11

Drittes Kapitel.

Stellung des Beamten-Personals, sowie der Dienstboten und Arbeiter 36

Viertes Kapitel.

Der Landbau 48
A. Der Ackerbau . . . . . —
B. Der Wiesenbau 87

Fünftes Kapitel.

Die Viehzucht 97
A. Die Schafzucht 103
B. Die Rindviehzucht 149
C. Die Pferdezucht 162
D. Die Schweinezucht 165

Sechstes Kapitel.

Die technischen Gewerbe.

I. Die Brandweinbrennereyen und die Bierbrauerey . . . 167
II. Die Zuckerfabriken 171
III. Die Ölschlägerey 181

Siebentes Kapitel.

Die Verwerthung der Erzeugnisse 185

Achtes Kapitel.

Die Buch- und Rechnungsführung 210

Neuntes Kapitel.

Verschiedene Verhältnisse 221
A. Klima und Witterung . . . . . —
B. Unterirdische Schätze 232
C. Einige andere Begünstigungen 241
D. Feudalverhältnisse 246
E. Kirchen und Schulen 251
F. Die Freysassen 252

Zehntes Kapitel.

Special-Übersicht der einzelnen Districte . . . 254
I. Sackrau . . . . . —
II. Bluschzau 266
III. Nerad 271
IV. Deutsch-Leuten 275
V. Pohlnisch-Leuten 282
VI. Reichwaldau 288
VII. Peterswaldau 292
VIII. Karvin 294
IX. Freystadt 301
X. Marklowitz 304
XI. Steinan 306
XII. Albersdorf 307
XIII. Teerlitzko 311
XIV. Smolkowetz 316
XV. Ober-Suchau 318
XVI. Kuntschitz 321
XVII. Schönstein 326
XVIII. Swietlau 329

Eilftes Kapitel.

Allgemeine Übersicht und Schluß 342

Die

deutsche rationelle

Landwirthschaft.

Einleitung.

Die deutſche Landwirthſchaft hat in neuerer Zeit ſo erfreuliche Fortſchritte gemacht, daß ſie ſich kühn in die erſte Reihe ſtellen und unbedenklich mit der vielgeprieſenen engliſchen rivaliſiren kann. Durch viele und langjährige Reiſen in Stand geſetzt, Parallelen und Vergleiche zwiſchen dem Landbaue meines Vaterlandes und dem des Auslandes zu ziehen, und von früher Jugend an als Praktiker vom Fache, fühlte ich mich ſchon längſt gedrungen und aufgefordert, etwas über rationelle deutſche Landwirthſchaft zu ſchreiben und zu veröffentlichen. Zwar that ich dies ſchon einmal in dem Werke: „Die deutſche Landwirthſchaft, nach ihrem jetzigen Standpuncte dargeſtellt,“ Stuttgart bey Cotta 1829. Jedoch beſchränkte ich mich in demſelben mehr auf das Hiſtoriſche, ohne auf den innern Betrieb in allen ſeinen Theilen einzugehen. Hier aber will ich dies und zwar auf eine Art und Weiſe, welche die Anſchauung als Baſis der Lehre aufſtellen wird. Eine großartige Ökonomie, welche faſt alle bis jetzt im Betriebe der Landwirthſchaft vorkommenden Zweige umfaßt, wird mir als Rahmen dienen, in welchem ich ein treues und umfaſſendes Gemälde darſtellen will. Über den Ausſpruch, welchem ich in Beziehung auf dieſelbe hier an die Spitze ſtelle, wolle man erſt richten, wenn man das Buch geleſen hat, nämlich über den Ausſpruch, daß es wohl in Deutſchland — und warum dürfte ich nicht auch ſagen in Europa? — nur wenige geben möchte, welche würdiger geweſen wären, auf die hier gewählte Art, einem großen Publicum bekannt zu werden, und welche mehr geeignet ſeyn könnten, als Leitfaden für ein Lehrbuch zu dienen, woraus wohl auch der erfahrenſte Landwirth und der geübteſte Praktiker manches wird lernen können. Jede Lehre gewinnt an Nachdruck und Brauch-

barkeit, wenn sie mit Beyspielen aus dem Leben begründet und bestättigt wird. Die Landwirthschaftslehre beruht vorzugsweise auf Sätzen der Erfahrung, und insofern kann sie in der fortgehenden Beschreibung einer großartigen, mit eben so viel Verstand als Fleiß betriebenen Ökonomie am besten und eindringlichsten ihre Lehrsätze vortragen. Dabey ist aber noch ein wichtiger Gesichtspunct festzuhalten und das ist der, daß diese Ökonomie auch den letzten Endzweck, d. i., den unter gegebenen Verhältnissen zu erreichenden möglich höchsten Reinertrag, als eine Wahrheit aufstellt. Die Beschreibung, die ich hier liefern will, und in welcher ich Lehre und Beyspiel stets Hand in Hand gehen lassen werde, wird zeigen, daß auch dieser Endzweck aufs vollkommenste als erreicht sich ergibt. Man hat in neuerer Zeit Schlesien mit der Meinung beehrt, daß in ihm die Landwirthschaft ganz besonders fleißig und verständig betrieben werde. Klar vorliegende Erfolge stellen diese Meinung als wohlbegründet dar. Ein getreues Bild davon liegt in der hier beschriebenen Ökonomie vor. Doch was bedarf es einer lobenden Hinweisung, wo die Sache selbst so beredt für sich sprechen wird.

Noch aber finde ich nöthig, zu bemerken, daß, wenn ich auch hier den rationellen Betrieb der deutschen Landwirthschaft in einem großartigen Muster darstellen werde, ich dennoch damit kein trockenes und streng systematisches Buch schreiben will. Wenn der Vergleich erlaubt wäre, so möchte ich sagen, ich wolle die rationelle Landwirthschaft in Beyspielen lehren, ohngefähr so wie man Moral in Beyspielen gibt. Kann denn aber eine einzige Ökonomie so viel bieten, um mit deren Beschreibung ein förmliches Lehrbuch zu verfassen? Die weitere Ausführung wird darüber Auskunft geben. Überdies ist es auch nicht eine einzelne Ökonomie, mit der wir es zu thun bekommen, sondern es sind deren mehrere, die noch dazu mitunter weit von einander und in verschiedenen Gegenden liegen, und die nur unter einer einzigen leitenden Direction zu einem Ganzen vereinigt sind. — Ob ich in meiner Einleitung zu viel verspreche, und ob es nicht am Ende gar eine undankbare Mühe seyn werde, die ich übernehme, darüber mag der Leser erst entscheiden, wenn er weiter, und ermüdet es ihn

nicht, wenn er das Buch bis zu Ende geleſen haben wird. Die deutſche ökonomiſche Literatur bietet bereits ähnliche Arbeiten, ſie unterſcheiden ſich aber zum größten Theile dadurch von der meinigen, daß ſie Beſchreibungen des Standes und der Ausübung der Ökonomie in ganzen Provinzen und Ländern ſind. Monographieen gibt es noch wenige und der Grund davon liegt nahe. Kleine Ökonomieen bieten des Stoffes nicht genug, um ein ganzes Buch zu füllen, und man müßte, um dies zu thun, ſehr geringfügige, einen Fremden gar nicht intereſſirende Gegenſtände mit aufnehmen. Solche Beſchreibungen können aber auch nur in einzelnen Zweigen belehrend ſeyn, d. i. in denen, die man in ihnen beſonders pflegt. Da wäre von einer Allgemeinheit keine Rede. Große und ausgedehnte ſind nicht allemal ſo geführt und dirigirt, daß man ſie mit gutem Gewiſſen und ohne Eitelkeit einem großen Publicum vor die Augen ſtellen könnte. Und wenn ſie dies am Ende auch ſind und ſich zu ſolcher Darſtellung eigneten, ſo fehlt es dann am rechten Darſteller. Da ſollte ich mich nun freylich ein wenig zieren und mich entſchuldigen, daß ich mich hier zu einem ſolchen berufen gefühlt habe. Wie ich dazu gekommen, das iſt in der Vorrede zu leſen; warum ich mir aber die Kraft zutraue, eine ſolche Beſchreibung zu geben, wie ſie ohngefähr ſeyn muß, davon liegt der Grund zum Theil in der Zuverſicht, die mir meine, ſeit zwanzig Jahren durch einen großen Theil von Europa gemachten Reiſen geben, auf denen ich mit tüchtigen Männern unſers Faches in vielen Ländern in nähere Berührung kam, und Ideen und Anſichten austauſchte; auf denen ich aber auch tauſend Gelegenheiten fand, Gutes und Schlechtes in unſerm Gewerbe zu ſehen und Urſache und Wirkung an unzähligen Orten gegen einander zu ſtellen. Deshalb iſt es aber kein mich ſo beſonders ehrendes Verdienſt, wenn ich vielleicht einen derartigen Gegenſtand mit größerer Gewandtheit zu behandeln wiſſen ſollte, wie ein Anderer, dem die Gelegenheit ſo vieler, mannigfaltiger und vielſeitiger Beobachtungen nicht zu Theil geworden. Scheue ich mich nun gleich, bey der nachfolgenden Beſchreibung zuweilen Parallelen mit andern Ökonomieen zu ziehen, wozu mir bekannte Beyſpiele in Menge zu Gebote ſtünden, ſo wird es den Leſern nicht ſchwer werden, dies, ſo weit ihr Ge-

ſichtskreis reicht, an meiner Stelle zu thun, und daraus praktiſche und heilſame Lehren für ſich ſelbſt zu entnehmen.

Noch erlaube ich mir eine kleine Vorerinnerung in Beziehung auf die gemachte Eintheilung meines Buches. Sie iſt in Kapiteln, die aber der Länge ihres Inhaltes nach ſo ſehr verſchieden ſind, daß eine Art von Unförmlichkeit entſteht. Da jedoch Kapitel Hauptabſchnitte ſind, und da unter einigen derſelben, wie z. B. unter Landbau und Viehzucht, ſo viel zu faſſen iſt, ſo konnte ich einer derartigen Unbequemlichkeit nicht entgehen, wenn ich nicht eine logiſch unrichtige Anordnung und Eintheilung machen wollte.

Erstes Kapitel.

Lage und äußere Verhältnisse der Güter.

In österreichisch Schlesien, im Teschner Kreise, liegt der größte Theil der Landgüter des Grafen Heinrich Larisch von Männich, den Centralort derselben bildet Karvin, wo auch der das Ganze leitende General-Secretär des Grafen, Herr Staniek, wohnt. Von da aus werden auch die auswärts liegenden Herrschaften und Güter geleitet. Zwei derselben, Sackrau und Bluschzau, liegen in preußisch Schlesien, und zwar ersteres im Koseler und letzteres im Ratiborer Kreise. Alsdann gehört das Lehn Schönstein im Troppauer Kreise und die Herrschaft Swietlau in Mähren noch zu diesen Gütern. Sie sind alle zusammen in achtzehn Districte eingetheilt, wovon vierzehn auf den im Teschner Kreise gelegenen Complexus und vier auf die auswärtigen Besitzungen kommen. Diese Districte sind in ihrer Größe verschieden, und es umfaßt der größte — der von Sackrau — 1782 Joch, während der kleinste — der von Smolkowetz — nur 253 Joch enthält. Einem jeden steht ein Beamteter vor, der nach Maßgabe der Größe der Area und der Menge der Geschäfte mehr oder weniger Unterbeamtete und Gehülfen hat. Ihre Stellung und Function werde ich weiter unten in einem besondern Kapitel ausführlich angeben. Zur völligen und bequemen Übersicht liegt hier eine Tafel bei, auf welcher sämtliche Districte mit ihrem Areal so wie mit der Größe der Schläge für die verschiedenen anzubauenden Früchte und Gewächse genau angegeben sind. Was die einzelnen Ökonomieen an erzeugten Producten zu viel oder zu wenig haben, das geben sie an einander gegen baare Geldberechnung ab, und was im Allgemeinen alsdann noch fehlt, das wird zugekauft, so wie das Übrige verkauft wird. Die Tafel A. zeigt z. B. einen Futterbedarf von 166,030 Ct. Heu und 177,728 Ct. Stroh, und die Erzeugung weist blos 164,407 Ct. Heu und 172,868 Ct. Stroh nach. Es müssen folglich 1623 Ct. Heu und

A.

4860 Ct. Stroh gekauft werden. Dieſen Ausfall wird jedoch ſchon im heurigen Jahre die Ökonomie decken, indem der Futterbau immer günſtigere Reſultate gewährt, und alles Getreide, bey der ſteigenden Bodenkraft und deren noch immer zunehmenden Bodenreichthume, ſich im Ertrage, folglich auch im Strohe, immer höher ſtellt. — Dasſelbe kann man auch mit vollem Grunde bey der Erzeugung aller übrigen Früchte vorausſetzen, und wenn dann auch jetzt gegen 1000 Mtz. Reps fehlen, ſo wird dies Minus bald gedeckt werden. Überhaupt iſt der Ertrag des ſämtlichen Anbaues im raſchen Steigen begriffen, was noch bis zu einem hohen Grade fortgehen kann, wie man ſich aus dem, was ich in der weiteren Beſchreibung zu ſagen haben werde, vollkommen überzeugen wird.

Als Commentar zu der hier vorliegenden Tafel habe ich aber noch eine ſkizzirte Angabe von der Bodenbeſchaffenheit und dem Klima ſämtlicher Diſtricte zu machen. Von Nr. 1 — 14 liegen ſie, mit einigen geringen Unterbrechungen, geſchloſſen, und umgeben den
B. Centralort Karvin, wie aus dem sub B beyliegenden Situationsplane erſichtlich iſt. Das Land iſt zum Theil hüglig, zum Theil beſteht es aus trocken gelegten Teichen und einigen Parcellen von Rohdungen. Die Bodenbeſchaffenheit iſt, wie dies wohl ſchon zu errathen, verſchieden, hat aber im Allgemeinen den vorherrſchenden Charakter von Strenge, auch iſt faſt überall die Unterlage wenig durchlaſſend und der Untergrund ſtark Waſſer haltend. Wie man dieſe, dem Ackerbaue eben nicht allzugünſtige Beſchaffenheit mäßigt und ändert, das wird in dem Kapitel, welches von demſelben ſpeciell handelt, geſagt werden. Das Klima iſt, wegen der Nähe der Karpathen, nicht das mildeſte; der Regenfall iſt aus gleichem Grunde ziemlich bedeutend und veranlaßt insbeſondere bey naſſen Jahren manche Störung, zumal, wie eben bemerkt worden, die Unterlage des Ackerbodens undurchlaſſend iſt. Die auf dem Situationsplane angegebenen Flüſſe treten zuweilen aus, und richten Schaden auf den Äckern an, wie dies namentlich auch in dieſem Jahre geſchah, wo mehrere Rübenfelder ſehr benachtheiligt wurden. Als Wäſſerungsmittel ſind ſie nicht zu benutzen, theils weil

keine Wiesen an ihnen liegen, theils weil sie, da sie aus dem nahen Gebirge herabströmen, viel Sand und Steine mit sich führen.

Eine besondere Erwähnung verdienen die trocken gelegten und dem Ackerbaue für immer überwiesenen großen Teiche bey Deutschleuten, Nerad, Reichwaldau, Freistadt, Karvin und Steinau, die mehrere hundert Joch betragen und nach guter, obgleich überaus schwieriger Cultur einen überschwenglichen Ertrag bringen. Ehemals wurden sie gewässert, und nach gewöhnlicher Teichbewirthschaftungsart immer nach 2 — 3 Jahren entwässert und zum vierjährigen Anbaue benutzt. Ein großes Werk war es, sie für immer in Cultur zu nehmen und der ganzen Feldordnung einzureihen, aber schon steht es als meistentheils vollendet da, und gibt dem Ganzen der Ökonomie eine wesentliche Stütze und ein schönes Relief. Die darin erbauten Früchte überraschen den Beschauer und erstaunen muß man, wie schnell es der Intelligenz und Energie des Eigenthümers und der Direction gelungen ist, sie in vollkommen cultivirtes Land umzuwandeln, so zwar, daß selbst die Schäfereyen, die auf den gedachten Districten stehen, und einen großen Theil ihrer Sustentation aus den Teichen beziehen, nicht im entferntesten in ihrem Gesundheitszustande gefährdet sind. Ich werde in andern Kapiteln noch Veranlassung haben, mich hierüber weiter auszusprechen.

Als etwas wesentlich sehr Wichtiges ist der auf den Gütern sich vorfindende Kalkstein anzuführen, dessen Benutzung die auf dem Karviner und Peterswalder Districte gegrabenen Steinkohlen erleichtern. Er findet sich zwar nur auf den beyden obern, nämlich auf dem Teerlitzker und Albersdorfer Districte, und wird da auf die übrigen verfahren, wird aber nichts desto weniger auf allen in ziemlicher Menge angewandt. Wie er aber zu den überraschenden Resultaten in der sämtlichen Erzeugung beyträgt, das werden wir in dem Kapitel vom Ackerbaue genauer kennen lernen.

Das Revier des hier verhandelten Güter-Complexus ist viel mit Waldung durchschnitten, was dem Ackerbaue bey dem ohnehin reichen Regenfalle, wegen der daraus hervorgehenden starken atmosphärischen Niederschläge, vielmehr zum Nach- als zum Vortheile

gereicht. So viel ſich daher, ohne directe Beeinträchtigung der Forſten, thun läßt, iſt bereits zur Abhülfe geſchehen und geſchieht zum Theile noch, d. h. es werden kleine, ſcharf in die Felder einſchneidende Parcellen und Enclaven gerodet und dadurch einerſeits eine beſſere Aron-dirung der Felder, andrerſeits aber ein freierer Durchzug der Luft bewirkt.

Bey den meiſten Diſtricten iſt bereits in früheren Zeiten eine Separation der herrſchaftlichen Grundſtücke von den bäuerlichen vollzogen, und wo es noch nicht der Fall iſt, da ſtrebt man darnach, obgleich die Bauern, aus Vorliebe für das alte Eingewohnte, die Hand dazu nicht bieten mögen, ſo ſehr auch ihr eigener Vortheil dabey im Spiele iſt. Eine gegenſeitige Weideberechtigung und resp. Belaſtung findet jedoch nicht ſtatt. Sonach ſind die den Landbau belaſtenden Feſſeln nicht gerade ſehr drückend.

Von dieſem Complexus gehe ich zunächſt auf Bluſchzau über. Dies hat völlig entgegengeſetzte Bodenarten, indem auf den Höhen vollkommner Sandboden und in den Niederungen ein ſtrenger Letten- oder Kley-Boden getroffen wird. Dieſes Gut iſt mit einem Gypslager geſegnet, welches man ſeit einigen Jahren für die Ökonomie ausbeutet. Im Allgemeinen wirkt jedoch der Gyps auf den fraglichen Gütern nicht ſonderlich und nur auf einigen Höfen hat man ihn mit ſichtbarem Erfolge auf den Klee angewandt. Da, wie ſchon bemerkt wurde, der Boden meiſtentheils ſtrenger Thon iſt, ſo beſtättigt ſich hierdurch aufs Neue der Erfahrungsſatz, daß nur auf mildem Lehmboden der Gyps ſich in ſeiner ganzen wohlthätigen Wirkung bewährt. Die hieſigen Sandländereyen geben einen beſonders guten und reinen Roggen, und es würde für die, um Karvin herum liegenden Diſtricte ſehr erſprießlich ſeyn, ihr Saatkorn von da zu beziehen, wenn nicht die Landesgränze eine Störung machte, und auf dem über dieſelbe zu bringenden Getreide ein hoher Zoll ruhte. — Das Klima von Bluſchzau iſt, da es etwas tiefer und vom hohen Gebirge weiter entfernt liegt, ſchon ein wenig milder, wie das von Karvin.

Mit einem ſehr milden und fruchtbaren Lehmboden iſt Sackrau begabt, auch erfreut es ſich, da es tiefer herab und in der Nähe der Oder liegt, eines günſtigeren Klima's, wie die bereits genannten Gü-

ter, so daß z. B. die Getreideernte von allen Früchten mindestens um acht Tage früher reift, wie dort. Nur hat sein Boden die seiner Art eigenthümliche Eigenschaft, daß er zwar rascher treibt, aber im Körnerertrage nicht so sicher ist, wie jener strenge Thonboden. Auch in der Länge des Strohes übertrifft der Letztere fast immer den Ersteren. Einen großen Vorzug genießt Sackrau in seiner bedeutenden und sehr tragbaren Wiesenfläche, welche noch fortwährend vermittelst Aschedüngung verbessert wird.

Das unweit Troppau gelegene Lehn Schönstein gleicht in aller Art einer wahren Musterwirthschaft und zeigt auf allen seinen Feldern die vorzüglichsten Früchte. Der Boden ist strenger Lehm, und die Lage der Felder hat das Unbequeme, daß sie, wegen ihrer ebenen Fläche, schwer zu entwässern sind. Das Klima ist von dem, wie es Karvin hat, wenig verschieden. Da dies Gut unter allen das erste war, welches der Graf in seine Regie bekam, so ist es auch bereits in seiner Vollendung als das weiteste zu betrachten.

Noch in den ersten Elementen der Cultur arbeitet dagegen die Herrschaft Swietlau im Hradischer Kreise in Mähren an der ungarischen Gränze gelegen, welche unter allen am spätesten, und zwar durch Erbschaft in Besitz des Grafen, oder vielmehr dessen Gemahlin kam. Sie lag ehemals so im Argen, daß eine gänzliche Umformung des Bestandenen nöthig war, weshalb auch das Ganze noch manches Mangelhafte zeigt; obgleich der Reinertrag, der ehemals, wenn wir die fixen Gefälle abrechnen, unter Null stand, bereits als sehr lohnend und sogar glänzend zu nennen ist. In der Milde des Klima's hat diese Herrschaft vor allen übrigen den Vorzug. Der Boden ist verschieden und die Lage gebirgig, indem sie in den südwestlichen Zug der Karpathen trifft. Im Schlußkapitel, wo ich meine Leser durch sämtliche Districte wie ein erklärender Cicerone führen werde, wird sich mir Gelegenheit bieten, von dem, was ich hier nur generell dargestellt habe, eine genaue und specielle Angabe zu machen.

Noch gebe ich, als zum Äußern gehörig, eine Skizze von den Gebäuden auf sämtlichen Gütern. Vergleicht man da das Jetzt mit dem Ehemals, so ergibt sich ein ungeheurer Unterschied, der schon allein in

den, zu den Fabrik-Unternehmungen erforderlichen Gebäuden höchst auffallend hervortritt. So z. B. haben die 16 Brennereyen eine jede für sich ein großes Gebäude. Die beyden Zuckerfabriken in Suchau und Sockrau bilden eine Art von kleiner und netter Colonie. Alsdann die Vermehrung von 7000 Schafen — wie die Zahl vor dreyßig Jahren war — auf 41,000. Welch eine Menge von Schafställen und Schäfereygebäuden sind nicht dazu erforderlich! Ferner die Zunahme der sämtlichen Felderzeugnisse um mehr als das Doppelte der frühern hat eine große Anzahl von Scheuern und Schüttböden nöthig gemacht. In welchem Zustande sonst die Baulichkeiten waren, und welch' einen Contrast sie mit den gegenwärtigen bilden, das tritt am klarsten hervor, wenn man die neuen mit den noch vorhandenen alten vergleicht.

Für den rationellen Landwirth ist es die erste Aufgabe, den Grund und Boden in seiner natürlichen Beschaffenheit, so wie alle nahe und fern liegenden Hülfsquellen, nicht minder die Nachtheile und Hemmungen kennen zu lernen; damit er alle seine Maaßregeln so treffe, daß er die Begünstigungen nach Möglichkeit benutze und die Hinderniße bey Zeiten beseitige. Ob man dies auf den hier bezeichneten Gütern zeither verstanden und gethan habe, davon wird die getreue Darstellung in den folgenden Kapiteln Zeugniß ablegen.

Zweytes Kapitel.

Plan der Bewirthschaftung.

Sowie sich der verständige Landwirth erst mit der Beschaffenheit seines Bodens genau bekannt macht, und alle auf denselben einwirkende Umstände genau kennen zu lernen sucht, so bildet er auch den Plan seiner Bewirthschaftung genau nach denselben. Darin aber liegt von selbst schon die Lehre und Regel, daß es kein absolutes Ackerbausystem geben könne, welches für alle möglichen Fälle und Localitäten passend und anwendbar wäre. Wir werden bald sehen, ob auf den Gütern, die wir hier genauer kennen lernen sollen, nach diesen Grundsätzen verfahren wird, und auch zeither verfahren worden ist.

Wie ich schon angegeben habe, ist auf dem Mehrtheile derselben ein strenger Thonboden mit undurchlassender Unterlage. Ein solcher Boden bedarf, wie jeder praktische Landwirth weiß, viel Humus und viel Cultur, wenn er gute Ernten bringen soll, die er aber, wenn ihm beydes zukommt, gewöhnlich sehr lohnend gewährt. Für manche Früchte ist er jedoch auch alsdann noch nicht sonderlich geeignet, wie unter andern für Gerste und Erbsen; sowie er hinwiederum andern vorzüglich zusagt, wie Weitzen, Roggen, Reps u. dgl. Hier war also bey dem Bewirthschaftungsplane vor allem dahin zu trachten, die Masse des Düngers zu vermehren und dem Boden die möglich größte und sorgsamste Cultur zu geben. Behackte Früchte sind dazu vorzüglich geeignet und Kalkdüngung ist das Mittel, den im Boden vorhandenen Humus aufzuschließen und in raschen Umlauf zu bringen, damit er wie ein stets immer wieder umgesetztes Capital durch seine reichen Zinsen dieses in sich selbst vermehre. Beydes sind Hauptgrundsätze bey der Bewirthschaftung der hier in Rede stehenden Güter. Die ungeheuren Flächen, welche den Kartoffeln uud Rüben überwiesen sind, und die beynah den sechsten Theil der ganzen Area austragen, werden noch durch die Repsfelder vermehrt, deren Cultur,

da man den Reps durchgehends drillt, der der behackten Früchte ziemlich gleichkommt. Überhaupt wird diese Ölfrucht hier als ein Mittel zur vorbereitenden Cultur der Äcker betrachtet, und man überwies ihr vom Anfange an alle die, welche jener am meisten bedürfen. Man könnte dies ein wenig parador finden, wenn man bedenkt und aus Erfahrung weiß, daß der Reps, wenn er gedeihen und lohnen soll, einer vorzugsweise guten Zubereitung und Bestellung des Ackers bedarf. Aber es walten hier besondere Verhältnisse ob, die zu einem Verfahren geleitet haben, welches man mit vielem und glücklichem Erfolge schon lange als Regel eingeführt hat, und welches wohl auf einer Menge von Localitäten mit Glück nachzuahmen wäre. Es ist nachfolgendes:

Man baut auf allen zu Repse bestimmten Äckern als Vorfrucht Futtergemenge (Mischling). Zu diesem bereitet man sie auf die gewöhnliche Art zu, sucht es aber so früh als möglich im Frühjahre in die Erde zu bringen, damit es den Acker früh räume, um ihn zur Repssaat zeitig und gut genug vorbereiten zu können. Geht man aber an solchen Äckern vorüber, so sieht man daneben Haufen von Kalksteinen und Steinkohlen liegen, über deren Zweck man nachdenkt und den man nur mit Hülfe einer Erklärung kennen lernt. Es wird nämlich der Kalk in Feldöfen gebrannt, welche ganz einfach, die Kalksteine mit den Kohlen vermischt, gesetzt und angezündet werden. Sobald alsdann der Mischling weggebracht worden, welches in der Regel in der Mitte des July der Fall ist, wird der Kalk ausgestreut und untergepflügt. Man wendet ihn in einem sehr großen Quantum an, und das gewöhnliche Maaß ist 120 Wiener Metzen auf ein österreichisches Joch von 1600 Quadratklaftern. Man hat schon Versuche mit dem dreyfachen Quantum gemacht und einen außerordentlich günstigen Erfolg davon gehabt. Da man über die Kalkdüngung noch nicht überall im Klaren ist, so wird es hier nicht am unrechten Orte seyn, etwas darüber zu sagen.

Zuvörderst kommt es bey der Anwendung zur Düngung auf die Art des Kalkes selbst an. Sein stärkerer oder geringerer Gehalt an Kohlensäure, und seine natürliche Beschaffenheit tragen viel zur Ent-

ſcheidung bey. Die Frage, ob der Kalk dünge oder nur als Reizmittel gelte, iſt zwar oft genug ſchon aufgeworfen, aber noch nicht völlig genügend beantwortet worden. Vielleicht liegt das mit darin, daß man ſich noch nicht klar genug Rechenſchaft darüber gegeben hat, was man unter Düngung überhaupt verſteht. Man kann dieſelbe indeß ganz einfach ſo erklären. Alles, was den Pflanzen-Nahrungsſtoff im Boden vermehrt und denſelben zugleich geeignet macht, in die Pflanzen als Nahrung überzugehen, das iſt Düngung. Im Boden ſelbſt, d. i. in der Ackerkrume, iſt überall mehr oder weniger ſolchen Nahrungsſtoffes enthalten, nur iſt er nicht immer in dem Maaße vorhanden, oder ſo zubereitet, daß die Pflanzen ihre volle und genügende Ernährung davon beziehen könnten. Dies auszugleichen und Menge und Beſchaffenheit ſo herzuſtellen, daß ſie hiezu als genügend erſcheint, das iſt die Aufgabe der Düngung. Nun müſſen wir aber hier noch einen Schritt weiter gehen. So wie die thieriſchen Körper ſich die ihnen dargereichte Nahrung nicht vollkommen und ganz ſo, wie es ihre Ernährung erfordert, aneignen können, wenn ſie ſich entweder nicht im normalen und geſunden Zuſtande befinden, oder die Nahrung nicht ſo zubereitet iſt, daß ſie ſich dieſelbe ohne Schwierigkeit aſſimiliren können; ſo iſt es auch mit den Pflanzen. Daraus folgt, daß vom erſten Keime an und bey ihrem weitern Wachsthume man nicht allein auf eine für ſie gut zubereitete Nahrung, ſondern auch für ihren Geſundheitszuſtand bedacht ſeyn müſſe. Durch gut cultivirten und mit der nöthigen Düngung verſehenen Acker ſorgt man für beydes. Aber es kommen dabey auch einige, die Pflanzen-Phyſiologie betreffende Gegenſtände zur Berückſichtigung. Vor allen iſt die Frage zu beantworten: wodurch wird die Pflanze ſelbſt in's Leben gerufen, und wodurch wird ihr weiterer Lebensgang befördert? Hier müſſen wir auf alle diejenigen Potenzen eingehen, welche zum Keimen und Wachſen aller Pflanzen und Gewächſe wirken. Der Boden iſt der Mutterſchooß derſelben, bey ihm müſſen wir zunächſt ſtehen bleiben. Seine Miſchung iſt es, auf welcher die Kraft der Belebung der ihm anvertrauten Frucht beruht. Höchſt intereſſant und eine genügende Erklärung gebend ſind

die Mittheilungen des franzöſiſchen Chemikers J. Pelletier über dieſen Gegenſtand. Er ſtellt den Satz auf: daß eine Miſchung von Kieſel- und Thonerde die erſte Baſis des Ackerbodens bildet. Dieſe beyden Erden ſind im Verhältniß zum Kalk electriſch-negative Körper und es nimmt der Kalk, wo er mit ihnen zuſammenkommt, die entgegengeſetzte Electricität an. Sowie nun äußere Bewegungen und fremde Urſachen die Theilchen eines, aus dieſen drey Subſtanzen gebildeten Bodens einander nähern oder von einander entfernen, und ſie auf verſchiedene Weiſe gruppiren, bilden ſich electriſche Säulen, es finden Entladungen ſtatt, und die Erde wird ſo zu ſagen belebt. Es entſteht alſo ein electro-galvaniſcher Prozeß, welcher bekanntlich die Quelle alles Lebens iſt, und welcher bey jeder Zeugung ſtatt findet. Im vorliegenden Falle übt die electriſche Flüſſigkeit, welche die Erde durchſtrömt, auf die Öffnungen der Wurzelfaſern einen Reiz aus, ſie regt das Spiel der Organe an und die Abſorption und Circulation der Nahrungsſäfte geht vor ſich. So werden die mit Feuchtigkeit durchdrungenen Wurzeln und Fäſerchen zu Leitern, welche der Pflanze die Electricität, ihr erſtes Lebensbedingniß, zuführen.

Dieſe höchſt einleuchtende Lehre zum Grunde gelegt, wird uns die überſchwengliche Wirkung der Kalkdüngung auf den Karviner Gütern leicht erklärbar. Der daſige Boden enthält viel Thonerde, welche vor der Kieſelerde vorherrſcht. Im Kalke, den man hier anwendet (er iſt grau und gewiſſermaaßen mergelartig), iſt ein Theil Kieſelerde enthalten, welche ſich als die Ausgleichung des Fehlenden betrachten läßt, wodurch die Bedingniß der Erzeugung der negativen Electricität gegeben wird, und ſich ebenfalls der Gegenſatz der poſitiven im frey gewordenen Kalke herſtellt. Daß dieſe Düngung aber in einem ſo ungewöhnlich ſtarken Maaße eine ſo überaus günſtige Wirkung thut, das beruht auf der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens, und geht aus dem eben Geſagten hervor. Würde der angewandte Kalk weniger Kieſelerde (Sand) enthalten, und alſo die Kohlenſäure mehr bey ihm vorherrſchen, ſo dürften vielleicht bald

die Folgen der Überkalkung eintreten, die der erfahrne Landwirth als sehr nachtheilig kennt.

Kommen wir nunmehr auf den Begriff von Düngung überhaupt zurück, so wird uns die Erklärung leichter werden. Sie soll nicht allein dem Boden das volle und richtige Maaß von Pflanzen-Nahrungsstoff, sondern diesen auch zur Aneignung und zum Gedeihen der Pflanzen geeignet und zubereitet geben. Letzteres bewirkt der Kalk, aber er thut noch mehr, denn er weckt, wie wir gesehen haben, ihre Lebensthätigkeit. Nun wissen wir aber, daß, je größer diese, auch das Wachsthum desto freudiger ist, und wo dies der Fall, da entnimmt die Pflanze auch einen Theil ihrer Ernährung aus der Atmosphäre. So wirkt dann der Kalk mittelbar vollkommen als Düngung, und wenn er dann auch, vermöge der Zubereitung des Stoffes, ein schnelleres Aufzehren und Erschöpfen herbeyführt, so sind ja gleichzeitig die Mittel zur neuen Erzeugung des Düngers gegeben, der sich auf die Art immerfort mehrt, wie ja die Erfahrung sattsam lehrt.

Durch diese starke Kalkdüngung ist auf den Gütern ein Umschwung im Ackerbaue bewirkt worden, worüber man erstaunen muß; auch hat sie einen entscheidenden Einfluß auf den Plan der Bewirthschaftung, und es ist durch sie manche Anomalie in der Fruchtfolge gerechtfertigt, welche sonst eher tadels- als lobenswerth erscheinen könnte.

Dem Repse läßt man ganz der gewöhnlichen und allgemeinen Ordnung gemäß Winterfrucht folgen, jedoch fast mehr Roggen als Weitzen, weil man letzteren überhaupt in nicht allzugroßem Maaße und ihn mitunter auch nach Kartoffeln anbaut. Winterung nach diesen erscheint fast überall als ein Mißgriff, ist es aber hier nicht, weil der Erfolg es als vortheilhaft herausstellt. Ich habe schon gesagt, daß die Gerste auf den hiesigen Ländereyen selten und nur ausnahmsweise gedeiht. Würde man nun nach behackten Früchten, wozu natürlich auch die Rüben gehören, durchgehends Gerste anbauen wollen, so würde man eine sehr große Ackerfläche einer höchst unsichern Chance aussetzen und oft genug in Verlegenheit und Verlust gerathen. Der nach Kartoffeln und Rüben angebaute Weitzen und Roggen geräth

dagegen über alle Erwartung und er hat mich vielfach angenehm und in dem Grade überraſcht, daß ich kaum glauben wollte, daß er jene Vorfrüchte gehabt habe. So beſtättigt ſich auch hier die Lehre, daß nur der Landwirth wahrhaft rationell wirthſchaftet, welcher alle äußeren Einwirkungen und alle beſonderen Erſcheinungen ſeiner Localität ſcharf auffaßt, und ſeinen Plan ganz darnach einrichtet.

Verſtändig entworfen kann man aber nur alsdann einen ſolchen Plan nennen, wenn alle Theile der ſämtlichen Ökonomie ſo in einander greifen, daß immer der eine den andern fördert, und nicht, wie dies wohl oft genug vorzukommen pflegt, der eine zum Nachtheile des andern aufrecht erhalten wird. Ich habe bereits von den behackten Früchten geſprochen, zu denen ich auch den Reps wegen der bey ihm angewandten Drillcultur zählte. Mit dem Anbaue dieſer Früchte erreicht man einen doppelten, das Ganze ungemein fördernden Zweck. Denn man bringt für's erſte den ſtrengen und ſchwer zu bändigenden Boden auf dieſe Art am beſten in gute Cultur und reinigt ihn daneben von den vielen ſich ſo häufig auf ihm einfindenden Unkräutern; und erzeugt ſich zum zweyten die für die techniſchen Gewerbe benöthigten Producte. Die auf den Gütern errichteten und im ſchwunghaften Betriebe befindlichen Brandweinbrennereyen werden, wie auf Taf. A. erſichtlich, bis auf eine geringe Kleinigkeit mit dem eigenen Roherzeugniſſe — den Kartoffeln — verſorgt; daſſelbe gilt von den beyden Zuckerfabriken in Suchau und Sackrau hinſichtlich der erzeugten Rüben. Auch die Ölſchlägerey in Suchau erhält von den Gütern ſo viel Reps, als ſie zu ihrer Verarbeitung bedarf, und die dazu fehlende Kleinigkeit wird ſchon in den nächſten Jahren durch den reichlicheren Ertrag gedeckt ſeyn. Dadurch aber gewinnen erſt dieſe Fabriken ihre volle Bedeutung und nur darin liegt der aus ihnen hervorgehende Gewinn. Man kann freylich dergleichen auch anlegen und ſie mit den erforderlichen Rohproducten durch Zukauf verſorgen, aber da gewinnt die Sache alsbald eine andere Geſtalt, weil da die wohlthätige Wechſelwirkung, die hier in der Ökonomie entſteht, aufhört, folglich auch kein mittelbarer Gewinn entſtehen

kann. Ich muß, da die Urtheile über den Ertrag solcher Fabriken so verschieden und zum Theil unreif sind, ein wenig tiefer in den Gegenstand eindringen.

Die von mir als Leitfaden gewählten Güter im Auge behaltend, ergibt sich folgende gründliche Betrachtung. Der strenge, vieler Cultur bedürfende Boden würde, ohne behackte Früchte, eine volle Brachbearbeitung, d. i. vom Frühjahre bis zum Herbste bedürfen, um eine gute Winterfrucht zu tragen. Dieselbe wird durch den Kartoffel- und Rüben-Anbau großentheils erspart, kommt folglich diesen Producten zu Gute und stellt ihren Kostenpreis herab. Der Einwand, daß nach denselben keine so gute Winterfrucht wachse, wie nach reiner Brache, wird durch das doppelte Ergebniß entkräftet, daß einmal hier die Winterfrucht hinter ihnen und insbesondere hinter Reps fast um gar nichts gegen eine, die nach Brachbearbeitung angebaut wird, zurücksteht; daß zum zweyten aber auch der Klee, welcher dem Wirthschaftsplane gemäß in die Winterung gesät wird, ungleich besser nach vorhergegangenen behackten Früchten gedeiht, als nach Brachbearbeitung. Nun aber ist dies ein überaus wichtiger Umstand, da die auf den Gütern aufgestellten zahlreichen und hochveredelten Viehstämme einen Haupttheil des Reinertrages zu gewähren haben, mithin auf reichliches und gutes Futter für sie vor allem andern Bedacht genommen werden muß. Wiesen sind im Ganzen so wenig, daß sie kaum der Rede werth sind. So greift denn immer Eins in das Andere und man hat auf eine glückliche Weise die Natur nachgeahmt, welche, wenn sie auch scheinbar das Eine auf Kosten des Andern zu erhalten scheint, dennoch in Ruhe und ohne Geräusch für Alle sorgt.

Mit dem hier Gesagten glaube ich einem Einwande begegnet zu seyn, den man nicht selten den mit der Ökonomie verbundenen technischen Gewerben macht, nämlich dem, daß sie, wenn man sich das Rohproduct berechnet, wenig oder nichts eintragen, ja wohl in manchen Fällen Verlust bringen. Leicht könnte man diesen Vorwurf den Zuckerfabriken machen, wenn man sich die Rüben auch nur zu dem Preise anschlagen wollte, zu welchem man sie allenfalls verkaufen

könnte, was jedoch, wenn man sie in großer Menge erzeugte, nicht mehr zu bewerkstelligen wäre; weil, wenn dies sehr viele Landwirthe thäten, man keine Käufer mehr dazu finden würde. Auch könnte eine ähnliche Ausstellung bey den Brandweinbrennereyen gemacht werden. Wenn aber, wie es hier der Fall ist, die ganze Agricultur durch den Anbau dieser Knollengewächse gehoben wird, so kommt, wenn man den hieraus entstehenden mittelbaren Gewinn abzieht, wie schon bemerkt wurde, der Preis derselben keineswegs so hoch, als er sich wohl, wenn man diesen Anbau ohne alle weitere Beziehung für sich allein zu berechnen hätte, stellen würde.

Nun aber kann man auch die Frage aufwerfen: ist so etwas überall und in allen Fällen anwendbar? Das ist freylich nicht der Fall, aber der geübte und denkende Landwirth findet sehr bald heraus, auf welchem andern Wege er ein eben so günstiges Resultat erlangen kann. Wir nehmen einmal den Fall an, es sey ein anderer viel milderer Boden gegeben; auch seyen weder Zuckerfabrik noch Brandweinbrennerey vorhanden: würde es da wohl verständig wirthschaften heißen, wenn man einen gleichen Bewirthschaftungsplan einführte? Ohne Zweifel wird jeder erfahrne und verständige Landwirth davon abweichen, und anstatt der vielen Wurzelgewächse einen Theil der Äcker mit Erbsen, die auf mildem Boden gut gedeihen, bestellen, nebenbey vielleicht auch noch mehr Mischling bauen, wenn er es nicht räthlicher findet, den Getreidebau mehr auszudehnen. Auf leichten und magern Sandländereyen aber ist der Anbau von Kartoffeln wiederum der sicherste und als Futterbau der einträglichste. Eine Rübenfabrik zu errichten, wäre aber eine unglückliche Idee, weil ein solcher Boden den Rüben wenig zusagt. Und so hat jede Localität ihre besondere Regeln.

Der, wie oben angegeben, in die Winterung gesäte Klee gedeiht ungemein gut und gibt in der Regel schon im Jahre des Anbaues einen Schnitt, im folgenden aber gewährt er zwey überaus lohnende, und man kann ziemlich sicher auf 50 Centner Heu durchschnittlich vom Joche rechnen. Hinter dem Klee wird ein Theil der Äcker zu Korn und Hafer, ein anderer zu Kartoffeln und wohl auch, wo man

den Boden geeignet erachtet, zu Rüben bestimmt. Alle diese Früchte gedeihen in solcher Folge vortrefflich, und insbesondere kann man den überreichen Ertrag des Hafers hervorheben.

Ich komme jetzt bey dem Bewirthschaftungsplane auf einen Gegenstand, der sicher manchen Widerspruch erfahren wird. Es ist dies das Bedürfniß von einer Unzahl von Arbeitern, die man zum Theil von der Bevölkerung der Güter hat, zum Theil, wo sie fehlen, von auswärts her zu bekommen sucht. Dieser Gegenstand berührt eine Lebensfrage sowohl in Beziehung auf die Landwirthschaft, als auch — und dies vorzüglich — auf die Staatsverwaltung und das Volkswohl, und man wird es daher verzeihlich finden, wenn ich bey ihrer Beantwortung mich ein wenig in die Weite verlieren sollte.

Ich gehe zuvörderst von der Ansicht aus, daß eine wahrhaft rationelle Landwirthschaft nur die genannt werden kann, welche nicht blos nur immer darauf denkt, ihre Erzeugnisse zu vermehren und zu verbessern und dabey einen möglichst hohen Reinertrag zu gewinnen; sondern die auch den wichtigen Gesichtspunct nicht aus dem Auge verliert, daß auch die Masse des Volkes im Stande bleiben muß, die Erzeugnisse bezahlen und verbrauchen zu können. Gehen wir in diesen Gegenstand ein wenig tiefer ein, so stoßen wir auf eine Klippe, an welcher zuletzt alles Volkswohl zu scheitern droht. Dies macht die Sache so ernst und wichtig, daß alle weisen und väterlichen Staatsverwaltungen sich damit beschäftigen, und vor allem auf Mittel bedacht sind, der immer mehr überhand nehmenden Verarmung der Volksmasse vorzubeugen. Man glaubt diese in der Übervölkerung so vieler Länder gefunden zu haben, und denkt deshalb vor allem auf Mittel, der weitern Überhandnahme derselben vorzubeugen. Stellen wir dagegen die Thatsache auf: daß die bis jetzt erzeugten Producte, besonders wenn eine freye Bewegung des Handels zwischen allen Staaten statt fände, vollkommen zur Ernährung der gegenwärtigen Bevölkerung hinreichen — wie sich ja am klarsten daraus ergibt, daß die Ackerbau-Producte bey nur einigermaaßen gesegneten Ernten zum Unwerthe herabsinken —; so ergibt sich der Schluß, daß das Übel wohl anderswo zu suchen sey, als wo man

es bis jetzt gefunden zu haben glaubt. Arbeit und Erwerb muß man vor allem andern den untern Volksclaſſen zu verſchaffen ſuchen und ſie dadurch in Stand ſetzen, ihre Lebensbedürfniſſe kaufen zu können. Wenn dies in der möglichſten Ausdehnung und überall geſchähe, ſo würde ſich auch alsbald der grelle Widerſpruch löſen, daß, während Überfluß in einem Lande herrſcht und die ländlichen Erzeugniſſe in ihrem Preiſe auf eine Tiefe herabſinken, die verderblich auf den Landbau ſelbſt einwirkt, dennoch eine Menge von Menſchen darben müſſen und ſich nicht einmal hinlänglich ſättigen können. Viele derſelben ſind in der Lage, daß ſie zum Müßiggange gezwungen ſind, und betteln, wo nicht gar ſtehlen müſſen. Ihre phyſiſchen Kräfte ſind neutraliſirt und dies wirkt auf die Staatsmaſchine gerade ſo nachtheilig, als wenn in einer Fabrik einzelne Theile verdorben ſind und nicht ins Ganze eingreifen. Aber womit ſchafft man den müßigen Händen Beſchäftigung? In der Regel hält man dafür Manufacturen und Fabriken am geeignetſten. Sie ſind es allerdings, aber das Abhülfmittel wirkt nur einſeitig und es kehrt daher im Laufe der Zeit das Übel nur deſto ſtärker wieder. Die Sache hat ihre einfache und natürliche Erklärung. Wo Arbeit und Erwerb iſt, da ſtrömen die Menſchen zu, auch vermehren ſie ſich ſtärker, als anderswo, weil mehr Ehen geſchloſſen werden. Dadurch werden die Conſumenten immer mehr und die Nahrungsmittel ſteigen im Preiſe. So wird die Subſiſtenz immer ſchwieriger, der Arbeitslohn ſoll erhöht werden, was aber der bleibende Flor der Manufacturen und Fabriken nicht erträgt. Endlich kommen auch oftmals deren Erzeugniſſe aus der Mode und aus dem Verbrauche, wovon die Folge iſt, daß eine Menge von Arbeitern brotlos wird. Das weitere Elend darf ich nicht ausmalen, da es einem Jeden von ſelbſt vor die Augen tritt und da ſchon ſo viele Gegenden und ganze Länder es klar genug zeigen.

Ganz anders aber verhält ſich die Sache, wenn man dem Landbaue mehr Hände zuwendet. Mit der höhern Cultur des Bodens wird gleichſam das Land erweitert, denn es bringt alsdann oft genug eine Quadratmeile mehr hervor, als bey ſchlechter Cultur zwey, und es können folglich auf dieſer einen mehr Menſchen leben und

ſich nähren, als ſonſt auf zweyen. Nun laſſe man ſolches einmal nur vom vierten Theile eines Landes gelten, und man hat das Mittel gefunden, den nachtheiligen Folgen einer Übervölkerung wohl auf ein Jahrhundert hinaus begegnet zu haben. Dabey kommen aber noch zwey höchſt wichtige Momente zur Berückſichtigung, deren einer in der Thatſache liegt, daß, je höher die Cultur des Bodens getrieben iſt, auch nachtheilige Witterung weniger Mißwachs bewirkt, als bey ſchlechter Cultur; und deren anderer die Wahrheit iſt, daß ein Land in den Producten ſeines Bodens allezeit eine viel ſicherere Bürgſchaft für die Subſiſtenz ſeiner Bevölkerung hat, als in denen des Gewerbfleißes. Es iſt jedoch keineswegs meine Abſicht, dieſen ausſchließen zu wollen, vielmehr rede ich ihm das Wort, denn ſeine Hauptbaſis liegt ja ſtets in den Landeserzeugniſſen.

Ich komme zur Beſchreibung der fraglichen Landgüter zurück. Auf ihnen wird eine ſo große Anzahl von Menſchen beſchäftigt, daß die eigene Bevölkerung gar nicht ausreicht. Auch Kinder ſind mit eingeſchloſſen und verdienen ſich faſt, was ſie zum Leben brauchen. Damit wird gleichzeitig für ihre phyſiſche Subſiſtenz und für ihre Moralität geſorgt, denn nicht umſonſt ſagt das Sprichwort: Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Müßiggehen aber darf hier Niemand, wenigſtens Keiner, der noch geſunde Glieder hat. Und wie leicht handhabt ſich unter ſolchen Verhältniſſen die Landespolizey! Bettler gibt es keine, wenigſtens können die, ſo ſich muthwillig dem Betteln ergeben, alsbald aufgegriffen und zur Arbeit angehalten werden.

Worin aber liegt die viele Arbeit, welche die Güter des Grafen Lariſch gewähren? Im Ackerbaue und zum Theil in den mit ihm verbundenen techniſchen Gewerben. Der Kartoffel- und Rübenbau beſchäftigt eine unzählige Menge von Händen, denn ſie werden zum größten Theile von dieſen bearbeitet. Aber iſt dies denn nicht ein ökonomiſcher Mißgriff, da man ſolche Arbeiten ſchneller und wohlfeiler mit Maſchinen und Zugvieh beſchaffen könnte? Die Antwort hierauf ſey in der getreuen Darſtellung aller hieſigen Verhältniſſe gegeben. Ich weiſe immer und zuerſt auf die Beſchaffenheit des hier vorhandenen Bodens zurück, der ein ſtrengerer, mit undurchlaſſender

Unterlage verſehener Thonboden iſt. Ein ſolcher bedarf vieler und ſorgfältiger Bearbeitung, auch muß er, wenn man der Näſſe und dem Verſäuern vorbeugen will, vertieft werden. Nun aber weiß der erfahrne Landwirth, daß bey dieſer Operation auf ſolchem Boden eine Maſſe von Unkräutern aufkommt. Dieſe zu vertilgen, reichen die Maſchinen nicht immer aus, und es muß alsdann die menſchliche Hand das Beſte thun. Jedoch bearbeitet man auf einigen Diſtricten die Kartoffeln ganz allein mit dem Viehe, nämlich auf denen, wo man nicht Menſchen genug zur Dispoſition hat.

Eine andere Frage aber iſt noch aufzuwerfen, nämlich die: wie ſtellt ſich der Geldaufwand zwiſchen den angewandten Menſchenhänden und den Maſchinen, die vom Viehe gezogen werden? Daß in einer ſo in allen Stücken mit Verſtand und Fleiß geführten Ökonomie, wie die hieſige, auch das Rechnungsweſen pünctlich und muſterhaft ſey, das ſetzt man wohl von ſelbſt voraus. Aus demſelben aber iſt zu entnehmen, daß die fraglichen Beſtellungskoſten ſich faſt gleich ſind und daß bey der Anwendung der Menſchenhände eine höchſt unbedeutende kaum zu beachtende Mehrausgabe entſteht, die übrigens durch den höhern Ertrag und die für die folgenden Früchte vorbereitende Cultur nicht allein vergütigt, ſondern bey weitem überwogen wird. Aber ſelbſt wenn dies nicht der Fall wäre, ſo würde man aus Grundſatz von der eingeführten Ordnung nicht abgehen, weil man das ſehr richtige Ziel feſt im Auge behält, daß nämlich das Wohlbefinden der Bevölkerung ein mittelbarer und unſchätzbarer Gewinn für die Ökonomie und für die Herrſchaft iſt.

Wenn man nun aber auch die Kartoffeln ohne beſonderes Zuthun von Menſchenhänden bearbeiten könnte, ſo iſt dies nicht in aller Art mit den Rüben thunlich. Man arbeitet in denſelben allerdings auch mit Maſchinen, da ſie entweder gedrillt oder auch in Reihen geſteckt werden, und man wendet ſowohl den Extirpator (Jäter) als den Häufelpflug an. Die völlige Bearbeitung gehört in das Kapitel vom Feldbaue, welches weiter hinten vorkommt. Hinter den Maſchinen werden aber wieder Menſchen angeſtellt, welche die Cultur vervollſtändigen, die übrigen Rübenpflanzen ausziehen, die leer geblie-

benen Stellen bepflanzen, und vor allem sämtliches Unkraut ausreißen und vom Acker schaffen. Die mit Menschenhand gepflanzten und bearbeiteten Kartoffeln setzt man auf Beete, über welche man die Furchen querüber macht. Damit erreicht man zugleich einen Hauptzweck, nämlich die Entwässerung und Trockenlegung der Äcker.

Wir kommen jetzt noch auf eine Hauptfrage, nämlich: wie bestreitet man die Aufsicht über eine solche Anzahl von Arbeitern, und durch welche Mittel spornt man sie zum Fleiße an? Mit der einfachen und in hohem Grade genügenden Lösung dieser Frage hat die Direction in gleichem Maaße wie bey allem Übrigen ihre besondere Tüchtigkeit bewiesen. Sie wendet den am meisten stachelnden Sporn an, und das ist der Eigennutz. Die mit Kartoffeln und Rüben bebauten Ackerflächen werden nach Jochen in Contract gegeben, und man zahlt für erstere 10 — 12 fl. C. M. und für letztere 12—14 fl. C. M. vom niederösterr. Joche. Dafür werden die Kartoffeln gesteckt, zweymal mit der Handhacke bearbeitet, ausgenommen und bis auf den Wagen geliefert. Dasselbe gilt von den Rüben, welche auch noch abgeputzt werden müssen, bevor man sie auflabet. Damit aber wäre man noch nicht einer strengen Aufsicht überhoben, wenn nicht zugleich darauf gedacht wäre, das Interesse der Arbeiter lebhaft zu erhalten. Sie bekommen nämlich, wenn sie vom Joche 200 niederösterr. Metzen Kartoffeln abliefern, von jedem darüber fallenden Metzen 12 — 20 kr. Wiener Währung (je nach der mehr oder weniger günstigen Bodenbeschaffenheit) Extravergütung; und von jedem Centner Rüben, den sie über 200 Ct. vom Joche gewinnen, 6 — 9 kr. W. W. Zu diesem Sporne des Interesses kommt aber noch ein anderer und das ist der Ehrgeiz. Es treten nämlich für jeden District Gesellschaften zusammen, an deren Spitze ein Unternehmer steht, mit dem die Verwaltung unterhandelt, welcher sich die nöthigen Leute besorgt und auch für die gute Ausführung der ganzen Arbeit haftet. Findet sich nun, daß die in Rede stehenden Früchte auf einem Districte vorzugsweise gut stehen, so verbreitet sich solches auf alle übrigen und erregt einen außerordentlichen Wetteifer. Wo aber ein District sich durch besonders schlechten Stand auszeichnet, auf dem

ruht eine Art von Schande, die man mit dem eiſernſten Fleiße und mit der größten Rührigkeit zu tilgen bemüht iſt.

So hat ſich denn die arbeitende Claſſe auf dieſen Gütern an eine Thätigkeit und einen Fleiß gewöhnt, den ſie auf ihre eigenen kleinen Beſitzungen überträgt, und es gewährt den freudigſten Anblick, wenn man dieſelben in muſterhafter Ordnung und die Felder ſo gut beſtellt findet, daß die darauf ſtehenden Früchte faſt denen auf den herrſchaftlichen gleichſtehen und ſich aufs vortheilhafteſte vor denen derjenigen Bauern auszeichnen, welche es noch nach dem alten Schlendrian treiben. Daß damit auch die Moralität des Volkes befördert wird, das folgt von ſelbſt, aber die ſprechendſten Thatſachen zeugen auch dafür. So z. B. gibt es auf den ſämtlichen Gütern nur äußerſt wenig Trunkenbolde; Diebſtähle kommen ſelten vor, und als eine Frucht der hier beſtehenden Ordnung kann man wohl mit vollem Rechte auch die Duldſamkeit der verſchiedenen Confeſſionen unter einander anſehen. Denn es leben hier mehrere Proteſtanten unter den, das Gros der Bevölkerung ausmachenden Katholiken. Ich will mich hier ein für allemal vor dem Vorwurfe verwahren, als ſtellte ich mit beſonderer Vorliebe alles auf's günſtigſte dar, weil es ſchwer werden dürfte, anderswo ſo große Ökonomieen ſo zweckmäßig und ſo verſtändig in allen ihren Theilen geführt zu ſehen. Nur wie ich alles mit eigenen Augen geſehen und wie ich es nach genauer Prüfung befunden, ſo theile ich es mit. Wem Zeit und Gelegenheit wird, der möge ſich doch durch eigene Anſchauung überzeugen, daß ich aufs treueſte berichtet habe.

Bis zu welcher Höhe des Flors würde ſich ein Land aufſchwingen, wenn ſeine ſämtlichen Ökonomieen in ſolchem Betriebe wären! Der Zuſtand der Bevölkerung wäre da überall ein glücklicher, die Production würde faſt ins Doppelte der bisherigen vermehrt und alle Beſorgniſſe wegen der Proletarier, die man jetzt faſt allgemein hegt, und die leider in den meiſten Ländern nur allzugegründet ſind, wären auf lange Zeit hinaus beſeitigt!

Ich muß, um dieſen Gegenſtand völlig zu erledigen, noch anführen, daß man auf den hier beſchriebenen Gütern Familienhäuſer

erbaut hat, in welchen die obdachlosen Arbeiter aufgenommen werden, welche dafür und für ein gewisses Quantum verabreichter Nahrungsmittel gegen einen mäßigen Tagelohn zu arbeiten verpflichtet sind. Da das jedoch nur das Familienhaupt angeht, und seine Frau und Kinder ebenfalls fortwährend Arbeit zu dem freyen Tagelohne haben, so stehen ihnen die Mittel, sich ihren Unterhalt zu erwerben, vollauf zu Gebote. Überdies werden auch mehreren, wie unter andern den Arbeitern in den herrschaftlichen Kohlengruben, die kein Fleckchen Land besitzen, Ackerstücke zum Anbaue von Kartoffeln überwiesen, wofür sie einen bestimmten Antheil der erbauten Frucht abzugeben haben. So ist denn fürsorglich und väterlich an Alle gedacht und ein Jeder ist in die Lage versetzt, sich seine Nahrung und Bekleidung zu verdienen. Bey meinem längern Aufenthalte auf diesen Gütern habe ich volle Gelegenheit gehabt, mich von der Zweckmäßigkeit und Vortrefflichkeit aller dieser Maaßregeln zu überzeugen. Ein höchst wohlthuendes Gefühl erregt es, wenn man überall Jung und Alt beschäftigt und fleißig sieht, wenn man den Wetteifer beobachtet, der unter den Haufen von Arbeitern, die man allenthalben im Felde trifft, herrscht.

Wenn ich es aber als eine Hauptlehre in der rationellen Landwirthschaft aufstelle, daß man gleich beym ersten Plane zur Bewirthschaftung eines Landgutes darauf Bedacht nehme, die sämtliche zu demselben gehörige Bevölkerung zu beschäftigen und zum Fleiße anzuspornen, so könnte man mir vielleicht einwenden, daß solches nicht überall ausführbar seyn dürfte. — Da wollte ich mir jedoch die Frage erlauben, warum das nicht sollte seyn können? — Unbeschäftigte Hände gibt es fast allenthalben und zweckmäßig angebrachte Arbeit bezahlt sich in jeder Ökonomie. Aber in dem Zweckmäßigen allein liegt es, daß man damit nicht sein Geld verschwendet und nicht Gefahr läuft, es nicht wieder herein zu bekommen.

Ich gehe nunmehr weiter. Der Plan der Bewirthschaftung muß vor allem im Auge behalten: daß alles gut in einander greife, damit jedes seine volle Wirkung thue und das Ganze in keiner Art einen Nachtheil erleide. Da ist es denn vor allem nöthig, daß je-

dem einzelnen Zweige die Stellung und der Rang angewieſen werde, in welchem er ſeine größte Wirkung thut und für das Ganze am erſprießlichſten iſt. Dies führt uns auf die gegenſeitige Stellung des Ackerbaues und der Viehzucht, ſowie auf die Rangordnung, in welche man nicht allein dieſe beyden Hauptäſte der Ökonomie, ſondern auf alle ihre einzelnen Zweige zu ſtellen hat.

Bisher ſprach ich vom Ackerbaue und faßte vor allem ſein Eingreifen in die Verhältniſſe der Bevölkerung auf. Noch habe ich aber mich darüber nicht ausgelaſſen, wie man die einzelnen Zweige desſelben gegen einander ſtellt und ſich gegenſeitig über- oder unterordnet. Erſt will ich dies ergänzen, ehe ich die Stellung des Ackerbaues der Viehzucht gegenüber angebe.

Daß die behackten Früchte eigentlich der Centralpunct des ganzen Ackerbaues ſind, iſt aus dem Geſagten ſchon erſichtlich. Zu ihnen iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, auch der Reps zu zählen. Denken wir an den ſtrengen, widerſpenſtigen und zum Verunkrauten geneigten Boden, ſo finden wir es ohne allen Widerſpruch als einen verſtändigen Plan, daß es ſo iſt. Gehen wir aber noch weiter, wo uns die behackten Früchte als die Baſis der landwirthſchaftlichen Fabriken in den Geſichtskreis treten, ſo erſcheint dieſer Plan als eine Nothwendigkeit. Wenn wir weiter unten in einem Kapitel von dieſen beſonders ſprechen, dann wird uns auch klar werden, ob ihre Aufnahme in die Ökonomie als zum wahrhaft rationellen Betriebe derſelben erſprießlich angeſehen werden kann.

Bey den Halm- und Körnerfrüchten iſt eine zunehmende Hauptrückſicht die, daß man auch das benöthigte Stroh gewinne, folglich, wenn nichts Weſentliches entgegenſteht, denen, die deſſen am meiſten gewähren, den Vorzug vor den übrigen gebe. Die Winterung, und bey dieſer vorzugsweiſe der Roggen, genügt dieſer Forderung am beſten. Der Hauptheil derſelben beſteht auch aus dieſer Kornart, und daß man auf ſie am meiſten bedacht iſt, davon liegt der Beweis in Tafel A vor, wo nachgewieſen iſt, daß von ihr allein ein bedeutendes Quantum über den Bedarf erzeugt wird, obgleich die eigene ſehr große Conſumtion und der ſtarke Betrieb der Brand-

weinbrennereyen ſehr viel aufzehren. Gerſte wird, aus Gründen, die ich ſchon angeführt habe, am wenigſten angebaut, und der verhältnißmäßig größte Theil davon kommt auf den, mit gutem Gerſtenboden verſehenen Diſtrict von Sackrau. Unter allen Früchten aber zeichnet ſich im Gedeihen der Hafer aus, auch ergibt ſich aus der gedachten Tafel von ihm das größte Quantum an Körnerfrüchten.

Wie aber ſteht es um den Futterbau? Geſagt habe ich bereits, daß, außer Sackrau und Swietlau, nur unverhältnißmäßig kleine Wieſenflächen vorhanden ſind. Man muß ſich folglich durch künſtlichen Futterbau helfen. Hier ſtoßen wir auf einen, in der Ökonomie noch nicht völlig geſchlichteten Streitſatz. Es iſt der: Wenn man das Viehfutter auf Koſten der Körnerfrüchte erzeugt, ſo wird der, durch das Vieh erlangte Nutzen nur ein ſcheinbarer, und er geht meiſtentheils in dem gebrachten Opfer auf. Gegen dieſen Satz iſt durchaus nichts einzuwenden, ſobald er abſolut ſo genommen und verſtanden wird, wie er hier ſteht. Aber zu erinnern iſt dabey, einmal: daß es oft ein großer Irrthum iſt, wenn man ohne weiteres glaubt, es anticipire das auf dem Acker erbaute Viehfutter einen Theil der nachfolgenden Körnerfrucht; und zum zweyten, daß man jenes in den meiſten Fällen nur als eine Anleihe anzuſehen hat, die es vom Boden macht, die es aber mit den reichſten Zinſen zurückgibt. Daß man darüber noch ſtreitet, iſt kaum zu verwundern, wenn man bedenkt, daß es noch Landwirthe gibt, welche dem Klee den Vorwurf einer großen, das Ganze der Ökonomie beeinträchtigenden, Ausſaugung machen, und welche in Hinſicht auf die Kartoffeln der Meinung ſind, ſie entzögen dem Acker mehr, als ſie ihm, ſelbſt als Futter verwandt, wieder zurückgeben. Mit ſolchen iſt freylich nicht zu rechten und man muß ihnen ihren Glauben laſſen. Das Wahre und auf vielſeitige Erfahrung geſtützte vom Ganzen iſt wohl dies, daß durch den erweiterten Futteranbau auf den Äckern die ganze Ökonomie an innerer Kraft und an Bodenreichthume eben ſo viel, wie an Umſchwunge gewonnen habe. Da ich von der rationellen deutſchen Land-

wirthſchaft ſchreibe, ſo muß ich mir auch hier wieder eine Digreſſion erlauben.

Die Hülfswiſſenſchaften des Ackerbaues haben denſelben in kurzer Zeit auf eine Höhe heben helfen, auf welche ihn die alleinige Erfahrung in Jahrhunderten nicht gebracht haben würde, und vermöge ihrer und dieſer iſt man in manche Geheimniſſe der Natur gedrungen, die ſonſt mit dem Schleier der Iſis verdeckt waren. So lehren uns denn auch jene in Beziehung des hier in Verhandlung ſchwebenden Gegenſtandes, daß die erbauten Futterkräuter ihre Nahrung nicht vom Boden allein, ſondern zum Theil auch aus der Atmoſphäre beziehen; ſie lehren uns ferner, daß verſchiedene Pflanzen und Gewächſe auch verſchiedene Nahrung bedürfen, und daß manche den auf ſie folgenden ihre Nahrung vorbereiten, d. h. in den Zuſtand verſetzen, in welchem ſie ihnen am gedeihlichſten ſind. Pflanzen-Phyſiologie und Chemie haben dieſelben in ihren Lebensmomenten belauſcht und intereſſante Entdeckungen gemacht. Auf ſolchem Wege hat man denn auch gefunden, daß die Pflanzen und Gewächſe, welche wir als Viehfutter anbauen, bey weitem nicht ihre volle Nahrung aus dem Boden holen, und daß folglich durch ſie, wenn ſie dem Viehe gereicht und durch dieſes zum größten Theile in Dünger verwandelt werden, derſelbe ungleich mehr bereichert als ausgeſogen wird. Man hat ferner die Entdeckung gemacht, daß jedes Gewächs während ſeiner Lebensdauer Ausdünſtungen und Ausſchwitzungen hat, die zum größten Theile im Boden zurückbleiben und für andere wiederum als Nahrung dienen. Dieſem kam längere Beobachtung und Erfahrung zu Hülfe, vermittelſt deren man kundig wurde, daß nicht für jede Pflanzengattung dieſe Rückläſſe der vorhergehenden zuträglich ſeyen, ja daß zwiſchen manchen eine ſtarke Antipathie herrſche. Dadurch ward man in den Stand geſetzt, die Gewächſe in der Art ſich folgen zu laſſen, wie ſie einander den Boden im für ſie günſtigſten Zuſtande hinterlaſſen. Daraus hat ſich denn eine verſtändige Anordnung eines zweckmäßigen Fruchtwechſels geſtaltet, und man iſt dadurch erſt zur vollen Gewißheit gelangt, worauf eigentlich das Einträgliche des Fruchtwechſels beruhe. — Dies wenden wir

auf den Futterbau an. Die verschiedenen Kleearten und die Kartoffeln sind die Hauptpflanzen desselben. Nach den erstern gedeihen fast alle Körnerfrüchte, nach den letztern nur vorzugsweise die Gerste. Was am besten nach ihnen gedeiht, das läßt der rationelle Landwirth folgen.

Mit dieser Wahrheit wäre denn einerseits das Bedenken gehoben, daß man das auf den Äckern erbaute Viehfutter auf Kosten der Körnerfrüchte gewinne. Es ist aber noch eine zweyte Rücksicht zu nehmen, und das ist die, daß man zuweilen größere Flächen damit bebaut, als der gewöhnlichen Ordnung gemäß dafür bestimmt werden sollen. Diese gewöhnliche Ordnung wird in der Regel auf die Dreyfelderwirthschaft zurück geführt, nach welcher volle zwey Drittheile der Äcker mit Getreide bebaut seyn sollen. In einer geregelten Fruchtwechselwirthschaft kommt zwar eine andere Ordnung vor, und es richtet sich das Maaß der zu erzeugenden Körnerfrüchte nach Kraft und Reichthum des Bodens. Immer aber muß ein bestimmtes Verhältniß statt finden, d. h. es muß so viel Getreide erbaut werden, als der Strohbedarf erheischt, und so viel Futter, als das vorhandene Vieh nöthig hat. Wo gar keine Wiesen sind und der Viehstand ungewöhnlich zahlreich ist, da überschreitet man gewöhnlich diese Ordnung und geht oftmals sogar so weit, daß man auch Getreide als Ausgleichung des Futters reicht. Dabey sehe ich ab von dem, was die Pferde bedürfen. Eine solche Einrichtung kann fast immer als ungehörig betrachtet werden, läßt sich auch im Großen und für die Dauer nicht durchführen, sie kann daher, selbst wenn sie auch gewinnbringend seyn sollte, nicht als wahrhaft rationell gelten. Ein doppelter Weg steht jedoch offen, auf welchem man im vorliegenden Falle zum Ziele gelangen kann. Es ist der, daß man den zu Futter bestimmten Acker in voller Kraft und mit Reichthum versehen dazu anwende, und daß man das, was man an zu viel Fläche dafür widmet, dem Getreidebaue dadurch vergüte, daß man das übrige in die vorzüglichste Cultur setzt und mit Dünger bereichert. Es würde überhaupt beweisen, daß man wenig Erfahrung im Ackerbaue hätte, wenn man den Boden erst ganz aussaugen wollte, be-

wirthſchaft ſchreibe, ſo muß ich mir auch hier wieder eine Digreſſion erlauben.

Die Hülfswiſſenſchaften des Ackerbaues haben denſelben in kurzer Zeit auf eine Höhe heben helfen, auf welche ihn die alleinige Erfahrung in Jahrhunderten nicht gebracht haben würde, und vermöge ihrer und dieſer iſt man in manche Geheimniſſe der Natur gedrungen, die ſonſt mit dem Schleier der Iſis verdeckt waren. So lehren uns denn auch jene in Beziehung des hier in Verhandlung ſchwebenden Gegenſtandes, daß die erbauten Futterkräuter ihre Nahrung nicht vom Boden allein, ſondern zum Theil auch aus der Atmoſphäre beziehen; ſie lehren uns ferner, daß verſchiedene Pflanzen und Gewächſe auch verſchiedene Nahrung bedürfen, und daß manche den auf ſie folgenden ihre Nahrung vorbereiten, d. h. in den Zuſtand verſetzen, in welchem ſie ihnen am gedeihlichſten ſind. Pflanzen-Phyſiologie und Chemie haben dieſelben in ihren Lebensmomenten belauſcht und intereſſante Entdeckungen gemacht. Auf ſolchem Wege hat man denn auch gefunden, daß die Pflanzen und Gewächſe, welche wir als Viehfutter anbauen, bey weitem nicht ihre volle Nahrung aus dem Boden holen, und daß folglich durch ſie, wenn ſie dem Viehe gereicht und durch dieſes zum größten Theile in Dünger verwandelt werden, derſelbe ungleich mehr bereichert als ausgeſogen wird. Man hat ferner die Entdeckung gemacht, daß jedes Gewächs während ſeiner Lebensdauer Ausdünſtungen und Ausſchwitzungen hat, die zum größten Theile im Boden zurückbleiben und für andere wiederum als Nahrung dienen. Dieſem kam längere Beobachtung und Erfahrung zu Hülfe, vermittelſt deren man kundig wurde, daß nicht für jede Pflanzengattung dieſe Rückläſſe der vorhergehenden zuträglich ſeyen, ja daß zwiſchen manchen eine ſtarke Antipathie herrſche. Dadurch ward man in den Stand geſetzt, die Gewächſe in der Art ſich folgen zu laſſen, wie ſie einander den Boden im für ſie günſtigſten Zuſtande hinterlaſſen. Daraus hat ſich denn eine verſtändige Anordnung eines zweckmäßigen Fruchtwechſels geſtaltet, und man iſt dadurch erſt zur vollen Gewißheit gelangt, worauf eigentlich das Einträgliche des Fruchtwechſels beruhe. — Dies wenden wir

auf den Futterbau an. Die verschiedenen Kleearten und die Kartoffeln sind die Hauptpflanzen desselben. Nach den erstern gedeihen fast alle Körnerfrüchte, nach den letztern nur vorzugsweise die Gerste. Was am besten nach ihnen gedeiht, das läßt der rationelle Landwirth folgen.

Mit dieser Wahrheit wäre denn einerseits das Bedenken gehoben, daß man das auf den Äckern erbaute Viehfutter auf Kosten der Körnerfrüchte gewinne. Es ist aber noch eine zweyte Rücksicht zu nehmen, und das ist die, daß man zuweilen größere Flächen damit bebaut, als der gewöhnlichen Ordnung gemäß dafür bestimmt werden sollen. Diese gewöhnliche Ordnung wird in der Regel auf die Dreyfelderwirthschaft zurück geführt, nach welcher volle zwey Drittheile der Äcker mit Getreide bebaut seyn sollen. In einer geregelten Fruchtwechselwirthschaft kommt zwar eine andere Ordnung vor, und es richtet sich das Maaß der zu erzeugenden Körnerfrüchte nach Kraft und Reichthum des Bodens. Immer aber muß ein bestimmtes Verhältniß statt finden, d. h. es muß so viel Getreide erbaut werden, als der Strohbedarf erheischt, und so viel Futter, als das vorhandene Vieh nöthig hat. Wo gar keine Wiesen sind und der Viehstand ungewöhnlich zahlreich ist, da überschreitet man gewöhnlich diese Ordnung und geht oftmals sogar so weit, daß man auch Getreide als Ausgleichung des Futters reicht. Dabey sehe ich ab von dem, was die Pferde bedürfen. Eine solche Einrichtung kann fast immer als ungehörig betrachtet werden, läßt sich auch im Großen und für die Dauer nicht durchführen, sie kann daher, selbst wenn sie auch gewinnbringend seyn sollte, nicht als wahrhaft rationell gelten. Ein doppelter Weg steht jedoch offen, auf welchem man im vorliegenden Falle zum Ziele gelangen kann. Es ist der, daß man den zu Futter bestimmten Acker in voller Kraft und mit Reichthum versehen dazu anwende, und daß man das, was man an zu viel Fläche dafür widmet, dem Getreidebaue dadurch vergüte, daß man das übrige in die vorzüglichste Cultur setzt und mit Dünger bereichert. Es würde überhaupt beweisen, daß man wenig Erfahrung im Ackerbaue hätte, wenn man den Boden erst ganz aussaugen wollte, be-

vor man ihn zum Futterbaue benutzt. Denn in je mehr Kraft und in je besserer Cultur man ihn dazu bestimmt, um so reicher ist auch der Gewinn und um so weniger opfert man verhältnißmäßig von dem Bodenreichthume, weil jede gut gewachsene Frucht, und vorzugsweise alle Blattfrüchte, weit mehr sich aus der Atmosphäre aneignen, als dürftig aufwachsende.

Nimmt man alles das Gesagte zusammen, so ergibt sich in Beziehung auf den oben aufgestellten Satz die Wahrheit, daß man nur bey einem ungeschickten und fehlerhaften Verfahren das Viehfutter auf Kosten der Körnerfrüchte erbaut, und daß, wo man verständig wirthschaftet, ein glänzender Nutzen und Reingewinn sich aus dem Futterbaue herausstellt. Auf den Gütern, mit denen wir uns hier beschäftigen, sieht man den Beweis davon geführt, daß auch der ausgedehnteste Futterbau die Getreideerzeugung nicht vermindert, sondern daß man beydes neben einander bis zu einem überschwenglichen Ertrage bringen könne. Denn trotz dem, daß man ihm so viel Land einräumt, gewinnt man dennoch ungleich mehr Getreide, als früher, was in den weiter unten folgenden Kapiteln in Zahlen nachgewiesen werden wird.

Auch auf die Handelsgewächse muß ich eingehen, denn sie verkürzen, wenn man ihnen nicht den rechten Platz in der Ökonomie anweiset und ihre Gränzen nach einer genauen Übersicht des Ganzen absteckt, den Fruchtbau mittel- und unmittelbar bey weitem mehr als die Futterkräuter. Der verständige und umsichtige Landwirth geht daher einerseits nicht eher zu ihrer Erzeugung über, als bis er überzeugt ist, daß er es ohne Nachtheil für die andern Zweige seiner Ökonomie thun kann; andrerseits aber stellt er dieselbe nicht alsbald auf die Spitze, sondern vermehrt sie nur allmählig und in dem Grade, als es die übrigen Verhältnisse gestatten.

Wie steht es nun wohl mit alle diesem auf den Gütern, mit deren Betrachtung wir uns hier beschäftigen? Man ist auf die Gewinnung großer Futtermassen bedacht, baut aber den Klee und den Mischling auf kräftigen Äckern und hat von ihm einen überaus loh-

nenden Ertrag. Man cultivirt dieselben zu den Kartoffeln auf die vorzüglichste Art, wovon die überraschend reichlichsten Ernten der Lohn sind. Man bebaut große Ackerflächen mit Runkelrüben, die hier als ein Handelsartikel zu betrachten sind, weil man sie an die Zuckerfabrik abgibt, von welcher man äußerst wenig für die Ökonomie zurück bekommt. Auch mit Reps werden große Strecken besät, welcher in allen Fällen als ein Handelsgewächs gilt, von dem jedoch die Ölkuchen, da er in der eigenen Ölschlägerey verarbeitet wird, der Landwirthschaft wieder zu Gute kommen. Das Verhältniß von alle diesem, wie es sich nach der Größe der ganzen Area stellt, entnehmen wir aus Tafel A. Sie beträgt 14,208 Joch, wovon mit den ebengenannten Gewächsen (Klee, Mischling, Kartoffeln, Rüben und Reps) 8,270 Joch bestanden sind. Ich rechne nämlich, wie es sich gehört, Wiesen und Weide mit dazu. Es kommen daher auf denselben vier Siebentheile der ganzen Area und nur drey Siebentheile bleiben für den Getreidebau. Im ersten Augenblicke könnte dies als ein Mißgriff erscheinen, wenn nicht der Erfolg, welcher sich in dem glänzenden Zustande der ganzen Ökonomie sämtlicher Districte so überraschend günstig zeigt, dem Verfahren das Wort redete.

Ein Hauptbedenken stellen vielleicht viele Landwirthe vor allem andern auf, und das ist das wegen des benöthigten Strohes. Denn fast überall stößt man in derartigen, d. h. solchen Ökonomieen, wo ein so ausgedehnter Anbau von Futter- und von Handelsgewächsen statt findet, auf diese Klippe. Da ich mir die treueste Wahrheit und die strengste Unparteylichkeit bey der hier gegebenen Beschreibung zur ersten Pflicht gemacht habe, so will ich auch hierüber getreu berichten, wie ich es in den sämtlichen Districten gefunden. An Stroh war freylich kein Überfluß und man nahm (wenigstens traf ich es in einem Districte), wenn auch nicht gerade in großem Maaße, zur Waldstreu seine Zuflucht. In den meisten aber fehlte dies kostbare Material nicht, was sich daraus mit erklären läßt, daß hier der Reps eine ungewöhnliche Höhe erreicht und so viel Stroh gewährt, wie nur eine Halmfrucht geben kann. Ferner erreichen auf den musterhaft cultivirten und überaus stark gedüngten kräftigen Äckern

die Halmfrüchte eine ungewöhnliche Länge, ſo daß ich z. B. eine Menge von Roggenfeldern ſah, wo der Durchſchnitt aller Halme wenigſtens 6½ Fuß betrug, und wo es wenig Mühe koſtete, einzelne heraus zu finden, die nahe an 8 Fuß maaßen. Und in gleichem Verhältniſſe wachſen die übrigen Getreidearten empor, ſo daß man hier leicht von vier Joch dieſelbe Strohmaſſe gewinnt, wie anderwärts von fünf Joch. Bey der erſt im rechten Steigen begriffenen Cultur und bey der immer größern Kräftigung und Bereicherung der Äcker nehmen auch die Ernten und mit ihnen die Strohmenge alljährlich zu, ſo daß auch dieſe ſcheinbare Lücke in Kurzem durch den eigenen Betrieb ausgefüllt werden wird.

Endlich komme ich dazu, Ackerbau und Viehzucht in dem Wirthſchaftsplane einander gegenüber zu ſtellen.

Der erſte Platz iſt unter den Viehbeſtänden der Schäferey angewieſen. Die Einträglichkeit dieſer Viehart, die deſto größer iſt, je länger man ſich ſchon mit deren Veredlung beſchäftigt hat, rechtfertigt den ihr gegebenen Vorzug. Wir werden weiter unten eine ausführliche Darſtellung derſelben finden. Ob man nun gleich mit derſelben zum Theil Sommerſtallfütterung treibt, ſo fand man es dennoch nicht ganz rathſam, ſich auf dieſelbe ganz allein zu beſchränken und man war daher auf allen Diſtricten auf kleine Weideflächen bedacht, welche insbeſondere auch im Frühjahre aushelfen müſſen, wo noch kein Klee oder Futtergemenge zu mähen ſind. Auf Tafel A. iſt die in jedem Diſtricte zu Weide beſtimmte Fläche nachgewieſen. Nach derſelben hat Sackrau unter allen übrigen verhältnißmäßig die kleinſte Weidefläche, was vornehmlich in deſſen Bodengüte und leichter Erzeugung von Futterkräutern ſeinen Grund hat. Daß ſich übrigens bey der getroffenen Einrichtung die Schafe auf den ſämtlichen Gütern ſehr wohl befinden, das lehrt der Augenſchein und der ſehr unbedeutende jährliche Abgang. Am beſten wird man ſich vom letztern überzeugen können, wenn man hört, daß im Verlaufe der letzten zehn Jahre der Beſtand der Schäfereyen von 17,000 Stück auf 41,000 Stück in ſich ſelbſt vermehrt worden iſt, und daß

man dessenungeachtet noch alljährlich sehr bedeutende Parthien von Zuchtvieh verkauft hat.

Aber trotz der Bevorzugung der Schäferey hat man auch der Rindviehzucht Aufmerksamkeit geschenkt, und es ist gegenwärtig der sämtliche Bestand von 869 Stück derartigen Nutzviehes in einem Zustande, wie man ihn von dieser Zahl und Veredlung wohl anderwärts lange vergeblich suchen würde. Die Veredlung ist mit Schweizer-Stieren und einem ursprünglich angeschafften Originalstamme Schweizer-Kühe ins Werk gesetzt worden. Sie ward schon bey Lebzeiten des seligen Herrn Vaters des jetzigen Grafen vor ohngefähr einem Vierteljahrhundert begonnen. Man erzieht sich denn auch den größten Theil der zum Wirthschaftsbedarfe nöthigen Zugochsen, deren Zahl, wie aus Tafel A. ersichtlich, ziemlich bedeutend ist, und im Ganzen 516 Stück beträgt.

Aber auch an die Aufzucht von Pferden hat man gedacht, weil der Bewirthschaftungsplan eine große Anzahl von Zugvieh erfordert. Man erstaunt über die große Anzahl von 784 Stück — wobey freylich die Füllen mit eingeschlossen sind —; besonders wenn man hört, daß im Ganzen noch 24,361 Tage Zugrobot von den Bauern zu leisten sind, wie auf Tafel C. zu ersehen ist. Überzeugt man sich C.
jedoch durch den Augenschein, welch' eine ungeheure Menge von Fuhren allein die Zufuhr von Steinkohlen und Kalkstein erfordere, und wieviel Robot alljährlich auf Wegebesserung aufgeht, so findet man es begreiflich, daß das sämtliche herrschaftliche Zugvieh Jahr aus Jahr ein volle Beschäftigung hat.

So erscheint denn auch in der gegenseitigen Stellung des Ackerbaues und der Viehzucht der hier befolgte Bewirthschaftungsplan als verständig und zweckmäßig, zumal er so vortheilhaft in einander greift, daß alle Vieharten mit reichlichem und gutem Futter versehen werden, daß aber auch dagegen diese dem Acker ihren vollen Tribut zollen, indem sie eine Masse von Dünger liefern, vermittelst dessen die alljährliche Begeilung großer Flächen möglich wird.

Vielleicht stellt man das Bedenken auf, daß man in Hinsicht des rothen Klees in nicht gar langer Zeit zu fürchten haben dürfte,

ſich damit auszubauen, weil er an vielen Stellen ſchon im vierten, auf den meiſten aber immer im ſechſten wieder kommt. Auch auf dieſen Fall hat die Direction ſchon gedacht, und man wird, ſobald als nur der Mehrtheil der Felder ſo ſtark wird durchgekalkt ſeyn, wie oben angegeben worden, Verſuche mit Esparcette machen, die bereits in der Nähe der Kalkbrüche mit dem glänzendſten Erfolge angebaut wird. Auch ſelbſt die Luzerne wird aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht verſagen, wenn man ſie in der Folge auf jenen Äckern verſuchen wird, die durch das Miniren, wie wir es in dem Kapitel vom Ackerbaue kennen lernen werden, bis auf 15 Zoll vertieft werden. Vor der Hand geräth jedoch der rothe Klee noch überſchwenglich, und die Vertiefung und die muſterhafte Cultur des Ackers ſichert ſein Gedeihen wohl noch auf ziemlich weite Zeit hinaus. Der weiße Klee ſagt dem hieſigen Boden ſehr zu, nur iſt man, beſonders auf den erſten fünfzehn Diſtricten, beſorgt, daß er ſich allzuſehr feſtſetzen und am Ende faſt zum Unkraut werden möchte, da er von freyen Stücken in großer Menge auf den Äckern wächſt. Wo man ihn unter den rothen miſcht, da wächſt er mit demſelben hoch auf und vermehrt die Futtermaſſe bedeutend.

Ich ſprach ſo eben vom Wegebaue. Er iſt bey dem Bewirthſchaftungsplane eine höchſt wichtige Sache, vornehmlich auch wegen der unendlich vielen und weiten Fuhren, welche man in der Ökonomie zu thun hat. So z. B. hat der Rerader Diſtrict den Kalkſtein von Tcerlitzko drey ſtarke Meilen weit, aber faſt durchgehends auf herrſchaftlichem Gebiete zu fahren. Mit den bey Karvin gebrochenen Steinkohlen hat er den halben Weg. Nun berechne man einmal die Menge von Fuhren, welche er zu machen hat, wenn er alljährlich ſeine Repsfelder mit dem oben angegebenen Quantum Kalk düngen will. — Ferner machen die Zufuhren von Kartoffeln und Rüben in die Brandweinbrennereyen und Zuckerfabriken, ſowie dagegen die Abfuhr der Schlempe eine ungeheure Menge von Fuhren nothwendig. In welchem Zuſtande aber die hieſigen Wege ſind, wenn man ſie der Natur überläßt, davon macht man ſich leicht einen Begriff, wenn man erwägt, daß der Boden meiſtentheils ſtrenger Thon

und Letten ist. Ohne Nachhülfe würden sie bald völlig impracticabel seyn, und aller Verkehr würde zwischen den einzelnen Höfen im Frühjahre und Herbste, sowie im Winter bey gelinder und im Sommer bey regnigter Witterung aufhören. Dadurch aber entstände eine gewaltige Störung im innern Betriebe, und es muß daher Vorsorge für die Wege getroffen werden. Das geschieht denn auch redlich, nur ist das Werk ein so riesenhaftes, daß es nur allmählig ausgeführt werden kann.

Es ist mir nun bey dem Plane der Bewirthschaftung noch übrig, mich über die politische Organisation der ganzen ausgedehnten und großartigen Ökonomie auszulassen. Die Eintheilung in Bezirke, deren jedem ein besonderer verantwortlicher Beamter vorgesetzt ist, erscheint sogleich als eine überaus zweckmäßige. Sie ergab sich zum Theile aus dem Umstande, daß mehrere Güter erst später zugekauft worden waren, zum Theil auch aus der Lage und Abrundung der Bezirke. Daher kommt es denn auch, daß sie in ihrer Größe und Ausdehnung so verschieden sind, und daß manche mehr als das Sechsfache an Ausdehnung gegen die kleinsten haben. Wie sie verwaltet werden und wie ihre sämtliche gegenseitige Stellung ist, das findet man im nächstfolgenden Kapitel. Nur auf diese Weise und bey einer klugen Gliederung des Ganzen ist es der Direction möglich, alles mit einem Blicke zu übersehen und, wo es irgend nöthig wird, alsbald einzugreifen. Die Beamten für die Districte werden fast alle selbst zugezogen und ausgebildet, und sie dienen in der Regel zuerst in der Kanzley, wo sie mitunter, wenn es nöthig wird, einem Districtsbeamten zeitweilig zugegeben werden. Nach überstandener solcher Lehr- und Probezeit bekommen sie einen der kleinsten Districte, die noch dazu dem Centralorte ziemlich nahe liegen, wo sie von der Direction leicht erreicht und überwacht werden können. Die von diesen kleinen Districten rücken alsdann, wenn sie tüchtig befunden werden, in größere.

Alle Wochen hat ein Jeder dieser Beamten einen Nachweis von dem, was in der vergangenen Woche geschehen, und was für die zukünftige beschlossen ist, an die Direction einzureichen, damit diese

ihre Genehmigung oder Mißbilligung aussprechen könne. Zu Ende eines jeden Monats ist General-Conferenz, welcher jedoch die von den Districten von Nr. 16, 17, 18, wegen allzugroßer Entfernung nicht beywohnen können. In denselben wird alles und jedes, was die Districte an einander oder auch an das Ganze debitiren oder creditiren, conferirt und von der Buchhalterey ins Hauptbuch eingetragen, und es werden nach vorhergegangener allseitiger Besprechung für den künftigen Monat die Präliminare und erforderlichen Dispositionen gemacht.

In welch' einem geordneten Zustande dabey alle Bücher, vornehmlich auch die Rechnungen sind, das muß als wahrhaft musterhaft empfohlen werden. Die Liberalität der Direction gestattet überall deren Einsicht, da sie eben nicht Ursache hat, das Licht und die Öffentlichkeit zu scheuen.

Drittes Kapitel.

Stellung des Beamten-Personals, so wie der Dienstboten und Arbeiter.

Allgemein hört man die Klage über Untauglichkeit der Ökonomiebeamten, wozu sich noch oft genug Immoralität gesellt. In manchen Ländern nimmt jene Klage so überhand, daß man fast glauben möchte, es gäbe keinen einzigen guten mehr. Wohl mag sie nicht ungegründet und in einer Menge von Fällen Ursache seyn, daß die Ökonomieen so wenig prosperiren und einen so geringen Reinertrag bringen. Die Sache ist von großer Wichtigkeit und einer gründlichen Untersuchung werth.

Muros intra Iliacos peccatur et extra kann und muß man hier sagen: denn nicht an den Beamten allein, sondern auch gar oft

liegt die Schuld an den Principalen. Elende Besoldung und schnöde Behandlung sind beyde nicht geeignet, den Eifer anzuspornen und die Moralität zu wecken. Und wie so gar häufig findet man sie! Für eine Ablohnung, die nicht viel über der eines guten Knechtes steht, kann man unmöglich einen tüchtigen Beamten und wahren Ehrenmann zu haben hoffen. Ich will zwey Länder nennen, in denen solche niedrige Besoldungen üblich sind, ohne dieselben etwa in der fraglichen Sache als die am schlechtesten bestellten bezeichnen zu wollen. Schlesien und Ungarn heißen sie. Im ersteren und insbesondere im preußischen Antheile ist ein jährlicher Gehalt von achtzig Reichsthalern der gewöhnlichste, wozu im besten Falle noch etwa halb so viel Neben-Emolumente kommen. An Natural-Deputat wird ebenfalls nur das Allernothdürftigste verabreicht, wo man nicht aus Sparsamkeit den Beamten an den eigenen Tisch nimmt und deshalb sein Unverheirathetseyn zur ersten Bedingung seiner Aufnahme stellt. Was aber läßt sich mit einer solchen Besoldung ausrichten, und wie kann man für dieselbe einen völlig tüchtigen und in seinem ganzen Verhalten redlichen Mann erwarten? Ist er aber auch beydes, so muß Mißmuth sich seiner bemeistern und seinen Eifer lähmen und jede Gelegenheit, wo er seine Lage ändern und verbessern kann, muß ihm willkommen seyn. Wie aber kann eine Ökonomie guten Fortgang gewinnen, wenn der Beamte alle Augenblicke gewechselt werden muß?

Man wolle mir hier ja nicht einwenden, daß der wahrhaft Brave sich durch alles dies nicht von der Bahn des exemplarischen Benehmens ableiten läßt. Bleibt er ein ehrlicher Mann, so hat er mit steten Sorgen zu kämpfen, die wahrlich nicht das Mittel sind, seinen Eifer für das Interesse seines Herrn zu beleben. — Freylich wissen kluge Haushälter sich zu helfen und der Fall ist so gar selten nicht, wo einer bey dem hier angegebenen beschränkten Einkommen nicht allein recht gut auskommt, sondern noch ein Vermögen sammelt. Aber nicht alle besitzen solche Klugheit. Bey der Kleinheit der Besitzungen können jedoch die meisten schlesischen Gutsbesitzer selbst die Oberaufsicht führen und sich vor Übervortheilungen ver-

wahren. Anders aber ist dies in Ungarn. Dort leben die wenigsten Principale auf ihren Landgütern und es haben die Beamten das ganze Jahr hindurch völlig freie Hand. Leider ist dort das hier gerügte Übel bereits so weit gediehen, daß man es als bekannt und unvermeidlich annimmt, und bey der niedrigen Besoldung den Grundsatz hat, es sey dieselbe für die schlechten Dienste der Beamten hinreichend; auch werde man mit Erhöhung derselben die vorkommenden Unredlichkeiten nicht verhindern, und man handle daher klug, wenn man wenigstens nicht noch unnöthigerweise eine größere Summe ausgebe. Dort kommt es denn auch sehr häufig vor, daß ein Beamter, dem man schon einen bedeutenden Wirkungskreis überweiset, nur 2 — 300 fl. W. W. (60 — 80 Thlr. preuß. Cour.) baare Besoldung hat. Daneben aber überläßt man ihm eine Menge von Nebeneinkünften in Naturalien und zu benutzenden Feldern, und er hat gewöhnlich eine recht bedeutende eigene Ökonomie mitten in der seines Principals. Zu welchen Mißbräuchen so etwas führen müsse, das darf nicht erst weitläufig aus einander gesetzt werden. Wundern wird man sich aber auch eben nicht, wenn man hört und sieht, daß solche Beamte, wenn sie sich nicht etwa der Lüderlichkeit ergeben, recht wohlhabend werden. Wie in den hier genannten beyden Ländern ist es auch in vielen andern.

Aber in den Mißgriffen und der falschen Stellung, in welche die Principale verfallen, liegt das fragliche Übel nicht allein, sondern man hat auch einen Theil in den Beamten selbst zu suchen. Welche unwissende und untaugliche Subjecte man unter ihnen findet, das ist leider bekannt genug, gar nicht einmal zu gedenken, wie sehr es so manchen an Ehrgefühl und strenger Moralität fehlt. Freylich liegt in der schlechten Stellung und der geringschätzigen Behandlung, welchen sie so oft ausgesetzt sind, eine theilweise Entschuldigung dieser Gebrechen, und das Resumé bleibt daher immer, daß von beyden Seiten Schritte zur Besserung gethan werden müssen, die aber stets von den Principalen als den höher Gestellten und der Regel nach Gebildeteren zuerst ausgehen sollten.

In welcher Art man in dieser Angelegenheit auf den Karviner

Gütern verfährt, und in welch' einer musterhaften und im höchsten Grade nachahmungswerthen Weise man die Stellung der Beamten geordnet hat, das ist in Nachfolgendem beschrieben.

Ein Jeder hat eine der Größe seines Districtes angemessene Besoldung, die aber durch die hinzukommende Tantième erst ihre volle Geltung und Einträglichkeit erhält. Diese Tantième, welche in bestimmten Procenten besteht, wird in folgender Art festgesetzt. Ein jeder District wird nach Maaßgabe seines Gehaltes und der zu erzielen möglichen Einkünfte veranschlagt, und von diesem Soll-Einkommen erhält der Beamte 2½ vom Hundert. Bringt er mehr als dasselbe heraus, so erhält er von diesem Mehr 5 Procent. Je nachdem nun die Districte in ihrer Ertragsfähigkeit steigen, je nachdem werden sie auch in gewissen Zeitperioden erhöht, so daß diese Erhöhung das Soll-Einkommen bestimmt und erst von dem, was alsdann darüber heraus gebracht wird, die 5 Procent gegeben werden. Da es jedoch einen Beamten leicht entmuthigen könnte, wenn er durch besondern Fleiß in kurzer Zeit das erste Soll-Einkommen weit überstiege und nun durch die Erhöhung desselben von dem sonst Überschüssigen nicht mehr 5%, sondern wie vom Ganzen nur 2½ % erhielte, so ist als Regel festgestellt worden, daß auf gewisse Zeitperioden das erste Soll-Einkommen zur Grundlage der Berechnung der Tantième genommen wird. Ein Beyspiel wird die Sache klar und anschaulich machen.

Gesetzt der District Kuntschitz wäre bis jetzt auf 40,000 fl. W. W. Soll-Einkommen gesetzt, hätte aber schon seit einigen Jahren dasselbe bedeutend überstiegen, so würde es nunmehr auf 50,000 fl. gestellt werden. Um den Beamten jedoch nicht zu verkürzen und zu entmuthigen, bleibt seine Abrechnung noch bis nach Ablauf von fünf Jahren auf das erste Soll-Einkommen von 40,000 fl. gestellt, und ihm das, was er darüber herausbringt, mit 5% zur Tantième berechnet. Nun könnte man aber fragen, warum man überhaupt eine Erhöhung des Soll-Einkommens vor Ablauf des Zeitraums, wie ihn die Berechnung mit dem Beamten feststellt, vornimmt? Es geschieht dies vor allem deswegen, weil man nach dieser Erhöhung

das Soll-Einkommen der sämtlichen Güter präliminirt, und dies als ein vorgesteckes Ziel anzusehen hat, nach dem man mit allen Kräften ringt. Seit Anfang der gegenwärtigen Direction ist auf sämtlichen Districten das Soll-Einkommen bereits einigemale erhöht worden, und der Rein-Ertrag der Güter ist fast aufs Dreyfache gestiegen.

So sind denn die sämtlichen Districte in sich abgeschlossen, wirken aber dennoch harmonisch zu einem vollkommnen Ganzen, und bilden so zu sagen einen Föderativstaat, der sich als vorzüglich organisirt in den glänzenden Resultaten, die er zu Tage legt, zeigt. Sämtliche Beamte aber erscheinen fast als Pächter, denen die Aufbringung eines gewissen Pachtquantums als Aufgabe gestellt ist.

Man wird nun aber auch fragen, wie es alsdann um sie stehe, wenn sie das Soll-Einkommen nicht erreichen, und ob sie dafür eine Vertretung übernehmen müssen? Das ist nicht der Fall, auch würde sie dies vielleicht ängstlich machen, so daß sie leicht Mißgriffe begehen könnten. Um aber ein Minus so selten als möglich zu erleben, wird das erste Soll-Einkommen ganz der Lage der Sache gemäß gestellt, und auch auf unglückliche Zufälle Bedacht genommen. Ohnedies ist der Beamte dabey gestraft genug, indem alsdann sein Einkommen verkürzt ist.

Es ist nunmehr nöthig, daß ich auch nachweise, wie die Erträgnisse der Districte gegenseitig berechnet werden, da sie eine Menge von Erzeugnissen an einander abgeben, wie z. B. Kartoffeln, Rüben,
D. Brandweinschlempe u. dgl. Auf der hier beygegebenen Tafel **D.** ist nachgewiesen, welche Districte Zuckerfabriken, Ölschlägereyen und Brandweinbrennereyen haben. Die nun, so keine haben, liefern ihre Rüben, Reps und Kartoffeln an jene ab, und bekommen den Metzen Kartoffeln mit 1 fl. W. W., und den Centner Rüben zu gleichem Preise von denselben vergütigt. Dagegen aber kaufen sie auch wiederum den Brennereyen die Schlempe den Eimer zu 8 kr. W. W., und der Ölschlägerey den Centner Ölkuchen zu 1 fl. W. W. ab. Sie haben darüber ihre gegenseitigen Notiz- und Quittungsbücher, und im Hauptbuche wird Alles jeden Monat conferirt. So bietet

ſich ihnen denn eine ſtete klare Überſicht, und ihr Eifer, nur immer möglichſt viel Producte zu erzeugen, wird ununterbrochen rege erhalten.

Was an Getreide gegenſeitig abgegeben, oder ins Centrale nach Karvin geliefert wird, das berechnet man nach dem jedesmaligen Marktpreiſe.

Die Diſtricte mit den Brandweinbrennereyen ſind, wie ſich aus dem eben Mitgetheilten ergibt, mehr Chancen ausgeſetzt, als jene, ſo keine haben, indem ſie das Rohproduct ſtets zu gleichem Preiſe zu bezahlen haben. Freylich ſteigen ihre Revenüen bey günſtiger Conjunctur ſehr, auch liegt es in ihrem Intereſſe, die Apparate möglichſt zu vervollkommnen.

Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit der Berechnung, oder doch wenigſtens eine große Ungleichheit in den Revenüen würde für die Diſtricte unter einander aus der Schäferey erwachſen, wenn die Direction hier nicht eine kluge Vorkehr getroffen hätte. Obgleich die hieſigen zahlreichen Schafheerden ſämtlich auf einer hohen Stufe der Veredlung ſtehen, ſo befinden ſie ſich unter einander doch in einer gewiſſen Rangordnung und Abſtufung, nach welcher ſich denn auch der Werth ihrer Wolle und des zu verkaufenden Zuchwiehes richtet. Sonach würden die Diſtricte, welche die vorzüglichſten Heerden haben, viel höhere Preiſe für beydes bekommen und alſo vor den übrigen bevorzugt ſeyn, wenn nicht die Einrichtung getroffen worden wäre, daß ſämtliche Heerden in Einem berechnet werden, und ſodann die Repartition für jede einzelne nach Maaßgabe ihres gelieferten Wollequantums gemacht wird. Für diejenigen, ſo Stöhre und Mutterſchafe, die mit der Wolle verkauft werden, aufziehen, wird zur beſondern Aufmunterung, vorzüglich aber auch, um ſie in ihrem abgelieferten Wollequantum nicht zu verkürzen, der Durchſchnitt des pro Stück entfallenden Wollgewichts berechnet und ihnen auf ihren Antheil gut geſchrieben, wozu aber noch 25 % extra geſchlagen werden. — So unparteyiſch nun aber auch das alles iſt, ſo läßt ſich ein kleiner Übelſtand, der immer noch eintreten kann, nicht ganz beſeitigen, und das iſt der: daß, wie es erfahrungsmäßig iſt, durch nicht ganz muſterhafte Haltung des Viehes die Wolle in ihrer Qualität und in

ihrem Werthe herabgesetzt wird, was ebenfalls auch durch tadelhafte Wäsche geschieht. Wenn nun einzelnen Schäfereyen dieser Tadel gemacht werden könnte, so würden, weil um dieser willen der Wollpreis sich um etwas herabstellte, die andern darunter leiden. Jedoch bey der musterhaften Oberaufsicht und dem spornenden Ehrgefühl und dem Wetteifer der Beamten könnte so etwas immer nur unbedeutend vorkommen; zumal bey gegründeten derartigen Vorwürfen alsbald von der Direction eingeschritten, und Versetzung, wo nicht gar Entlassung eintreten würde.

Daß das vom Zuchtviehverkaufe gelöste Geldquantum ebenfalls auf sämtliche Schäfereyen vertheilt werde, das liegt schon in dem Gesagten; nur ist noch zuzufügen, daß hier die Anzahl der Schafheerde eines jeden Districts als Divisor der Repartition angenommen wird.

Das wären denn die verschiedenen Einnahmen eines jeden Districtes. Die davon zu bestreitenden und abzuziehenden Ausgaben sind folgende:

Zuerst ist es die Grundsteuer an den Staat, welche aus der beyliegenden Tafel E. zu ersehen ist. E.

Alsdann alle Arbeits- und Gesindelöhne, so wie sämtliche Handwerkskosten, die im Betriebe der Ökonomie auflaufen. Ebenso auch die fixe Besoldung des Beamten selbst.

Ferner Baureparaturen, wozu auch die Erweiterung von Gebäuden für den bestehenden Betrieb gehört. Nur wenn derselbe in irgend einem Zweige umgeändert und gleichsam neu gestaltet werden soll, dann werden die Gebäude aus dem herrschaftlichen Ärar aufgeführt.

Alles Holz, was die Ökonomie vom Forstamte entnimmt, muß der District, der es bedarf, nach der Taxe, wie ein Fremder bezahlen. Steinkohlen aber werden zum Kalkbrennen, sowie für die Wohnungen der Beamten und Dienstboten vom herrschaftlichen Bergamte unentgeltlich geliefert. Diejenigen für die Fabriken aber, das ist für die Brandweinbrennereyen, Zuckersiedereyen und Ölschlägerey werden nach der Taxe bezahlt. Den Kalkstein kaufen die Districte

einander ab, und er wird für die, so ihn haben, eine Einnahme, für jene aber, so ihn bedürfen, eine Ausgabe. Die beyden Districte von Tcerlizko und Albersdorf, auf denen der Kalkstein gebrochen wird, haben darin eine Begünstigung, die aber nur insofern in Anschlag kommt, als sie den, zum eigenen Verbrauch nöthigen Kalkstein nahe zur Anfuhr haben. Denn was sie im Verkaufe gewinnen, das wird ihnen schon wieder bey ihrem Soll-Einkommen in Anrechnung gebracht. Nur die Industrie und der bewirkte stärkere Debit tritt in den zu erreichenden Überschuß.

Daß außerdem alle kleinern Ausgaben, die in Rechnungen unter dem Titel „Insgemein“ passiren, ebenfalls von der Casse jedes Districtes zu tragen sind, das setzt man wohl von selbst voraus.

Sonach ist denn das Soll-Einkommen (erreicht oder überstiegen) die reine Bodenrente, die sich auf den hiesigen Ökonomieen bis zu einer fast unglaublichen Höhe emporgeschwungen hat. Und gesetzt auch, es zahlten sich die technischen Gewerbe bis jetzt noch nicht so hoch aus, so muß man vor allen Dingen nicht aus dem Auge verlieren, daß sie die Kunden der Ökonomie sind, und zur leichten und lohnenden Verwerthung von deren Erzeugnissen so wesentlich nöthig sind.

In der Disciplin der Beamten herrscht eben soviel Strenge gegen die Saumseligen als Munificenz gegen die Guten und Fleißigen. Ihre pecuniäre Stellung ist durch die vorstehende Einrichtung eine sehr lohnende, und ihr Einkommen belauft sich bey den meisten mehr als dreymal so hoch, als ich es oben von den Ökonomie-Beamten in preußisch Schlesien angab. Anzugeben habe ich noch vergessen, daß sie neben ihrer fixen Besoldung noch ein völlig ausreichendes Natural-Deputat haben. — Als Anerkennung treu geleisteter Dienste und als Beweis der Zufriedenheit erhalten sie in der Regel noch von ihrem Herrn Principal zum Neujahr ein werthvolles Geschenk.

Wollte man nun aber sagen, es könne leicht einer dieser Beamten sich als völlig unabhängig betrachten, und, indem er lediglich zu seinem Nutzen zu wirthschaften suchte, die Ordnung des Ganzen stören, so ist auch dafür durch die wöchentliche Eingabe des Ge-

ſchehenen und des Präliminars für nächſte Woche geſorgt, welches nur nach Begutachtung und Genehmigung der Direction zur Ausführung gebracht werden darf. Abweichungen von, oder gar Nichtbefolgung der Dispoſition der Direction werden mit ſtrenger Strafe und gewöhnlich mit Dienſtentlaſſung geahndet. Auf dieſe Weiſe geht denn alles wie in einem verſtändig gegliederten und weiſe verwalteten Staate zuſammen.

Will man ſich einen Begriff von den Folgen und den guten Wirkungen dieſes Syſtems machen, ſo komme man dahin, und ſehe, in welcher Ordnung und mit welcher Ruhe ſich dieſe großartige Maſchine bewegt, und wie auf allen einzelnen Meierhöfen und allen Diſtricten alles und jedes zu einem geordneten Ganzen hinwirkt. Man höre die Beamten ſelbſt an, mit welcher Freudigkeit ſie über ihren Wirkungskreis ſprechen, mit welcher Liebe und Verehrung, ja mit welcher Hingebung ſie ſich über ihren Principal und die Direction auslaſſen, und welch' eine Anhänglichkeit ſie an dieſelben haben, ſo daß ſie die ihnen von anderwärts oft genug angetragenen Poſten, wenn auch dieſelben noch ſo einträglich und glänzend ſind, zurückweiſen. Beſitzer von großen Landgütern werden gewiß noch nie etwas Wohlthätigeres auf denſelben eingeführt haben, als wenn ſie im Sinne dieſes Syſtems, mit Accommodation nach ihren beſondern Örtlichkeiten und Verhältniſſen, die Regie ihrer Ökonomieen einrichten, und wohl darf ich daran nicht zweifeln, daß viele mir es danken werden, dasſelbe hiermit zur Öffentlichkeit gebracht zu haben.

Faſt nur, um ihren weiteren, oder engeren Wirkungskreis zu bezeichnen, haben die Beamten auf den hieſigen Gütern verſchiedene Titel, als: Inſpector, Amtmann, Burggraf, Kaſtner, Controllor, Wirthſchaftsbereiter. Die, ſo einen ausgedehnten Bezirk haben, werden von einem oder auch mehreren Schreibern unterſtützt, deren Beſoldung und Verproviantirung aber von den Diſtricts-Einkünften in Abzug kommt. Soviel als möglich iſt aber immer der Beamte ſelbſt thätig, um der Gehülfen entübrigt zu ſeyn, indem er wie ein Eigenthümer oder Pächter, wo es nur immer thunlich, jede Nebenausgabe zu erſparen ſucht. Wie weit dieſe Neigung zu ſparen gehe, das habe

ich darin geſehen, daß viele die ihnen bewilligten Wagenpferde mit auf den Acker ſchickten, und zu Fuße gingen, nur um zu ſparen und in der Feldbeſtellung möglichſt ſchnell vorwärts zu kommen. Bey dieſem Vorwärtskommen treibt ſie ein doppelter Sporn, und zwar einmal das gute Gedeihen der Früchte, und zum zweyten die Rivalität mit den übrigen Diſtricten.

Faſt ſpaßhaft iſt es zu hören, wenn ſie bey den Conferenzen einander ausfragen, wie weit ein Jeder vorwärts ſey, wie ſeine Früchte ſtehen, was er für Auslagen gemacht habe u. dgl. m., und wie ſie ſich dabey einander zu täuſchen ſuchen und bald zu viel bald zu wenig ſagen. Aber ein Laſter möchte bey ihnen aufkommen, und das iſt Neid und Mißgunſt, wenn nicht die Freude über das eigene Gelingen es niederhielte.

Ich komme nun zur Stellung der Dienſtboten. Daß man hier auch bey ihnen vorzugsweiſe auf Ordnung und Fleiß ſehen werde, das läßt ſich ſchon von ſelbſt vorausſetzen, zumal ſie jeden Augenblick unter den Augen des Beamten ſind, der ſeinen Diſtrict ſtreng überwacht. Als unmittelbare Aufſeher des Geſindes und der Arbeitsleute ſind die Draben (Ackervögte) angeſtellt. Dieſe werden durch Prämien und Geſchenke zur Pflichttreue aufgemuntert, auch iſt ihre Stellung und Beſoldung lohnend genug, um ihnen ihren Poſten werth zu machen, ſo daß ſie durch Fleiß und Treue im Dienſte denſelben zu erhalten bemüht ſind. Der baare Lohn eines Knechtes iſt zwar nur 30 fl. W. W. (12 fl. C. M.), jedoch hat er nebenbey noch ein anſehnliches Natural-Deputat und Wohnung. Da die meiſten verheirathet ſind, und ihre Weiber und Kinder ſtets Arbeit haben, ſo ſtehen ſich ſolche Familien gut, und leiden, wenn ſie anders nicht lüderlich ſind, niemals Noth. Die Mägde haben ohngefähr $^2/_3$ der Ablohnung eines Knechtes. Ein Dienſtzwang findet nicht ſtatt, jedoch hat die Herrſchaft, als Obrigkeit, das Recht, daß alles dienſtfähige Perſonale auf den Gütern ihr vorzugsweiſe dienen muß, jedoch muß ſie auch den üblichen Lohn zahlen. Elternloſe Kinder müſſen, als Pflegebefohlne des Waiſenamtes, drey Jahr für denſelben

Lohn der Herrschaft dienen, und sich, wenn sie diesen Dienst verlassen, genügend ausweisen, daß sie nicht vagabondiren.

Von den Arbeitern sprach ich schon im vorigen Kapitel. Ihr Tagelohn ist für den Mann zwischen 18 — 30 kr. W. W. und für das Weib 15 — 24 kr. W. W. Wie man ihren Eifer und Fleiß anzuregen versteht, das habe ich schon angegeben. Da, wo zur gehörigen Anzahl die vorhandene Bevölkerung nicht ausreicht, zieht man von auswärts welche heran. Dies verursacht mitunter eine große Eifersucht bey den Nachbarn, und man sucht die Leute mit Gewalt zurück zu halten. Um aber doch nicht dadurch Störung zu erleiden, daß es gerade bey den allernothwendigsten Arbeiten an Menschen fehlen könnte, hat man, wie ich schon im vorigen Kapitel erzählt habe, da, wo die Bevölkerung nicht ausreicht, Familien- oder Arbeiterhäuser erbaut, worin man Leute auf Contract aufnimmt, denen man Wohnung und Naturalien und außerdem einen mäßigen Tagelohn gibt, wofür sie verpflichtet sind, zu jeder Zeit und alle Tage — versteht sich mit Ausnahme der Fest- und Feyertage — zu arbeiten. Da sie nun meist alle eine starke Familie haben, so bekommt man ein zahlreiches Arbeitercorps, welches man jederzeit disponibel hat. Für diese Menschen selbst aber liegt in dieser Art der Vortheil, daß sie stets Arbeit und Erwerb haben und folglich gut bestehen können. Wie wohlthätig wäre für manche Gegenden und einzelne Ortschaften eine solche Einrichtung, und wie kräftig würde damit dem größten aller Übel, dem Müßiggange, sowie der immer bedenklicher werdenden Verarmung der untern Volksclassen abgeholfen werden! Wie diese Menschen sich unter einander selbst aufmuntern und aneifern, das habe ich ebenfalls schon im vorigen Kapitel mitgetheilt. Ich für mein Theil kenne kein wirksameres Mittel, der Verarmung des Volkes kräftiger vorzubeugen, als dieses, weshalb ich auch immer wieder darauf zurückkomme. Denn wozu führen alle übrigen, welche auch Beschäftigung und Geldverdienst geben, anders, als zur Vermehrung der Bevölkerung und zur immer schwieriger werdenden Ernährung derselben. Bereits ist in vielen Ländern Europa's die Bevölkerung zu einer Zahl herangewachsen, wo sie die durch die ge-

genwärtige Art des Betriebes des Landbaues erzeugten Nahrungsmittel völlig in Anspruch nimmt, ja kaum mehr damit ausreicht. Freylich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Production sich noch sehr vermehren läßt, und daß sie, wenn auch vielleicht hie und da in einzelnen Ökonomieen, so doch noch keinesweges in der Totalität derselben ihren höchsten Gipfel erreicht habe. Daß dem also ist, darin liegt eine Beruhigung für die überall so reißende Zunahme der Population. Denn im Lande selbst muß die Aushülfe für die fehlenden Producte zur Ernährung und Bekleidung gesucht werden. Wo sie von außen kommen soll, da ist sie höchst prekär, und der physische Zustand des Volkes jeden Augenblick gefährdet, wie wir dies beyspielsweise bereits an England sehen. In welchem Grade man aber die Production des Bodens erhöhen könne, das entnimmt man am besten aus dem Beyspiele eines wüsten Platzes, den man in einen Gemüsegarten umwandelt, oder auch schon aus dem Vergleiche, den ein schlecht cultivirter Acker neben einem gut cultivirten gewährt. Wo jener kaum die dreyfache Einsaat wieder gibt, da erhält man von diesem mehr als die sechsfache. Von beyden muß die Saat abgerechnet werden, und es läßt sonach jener nur die zweyfache zur Consumtion übrig, wo dieser die fünffache gewährt. Nun denke man sich auf einer Quadratmeile nur 8000 Joch (20,000 preuß. Morgen) von jener niedern Cultur auf diese höhere gehoben, und man bekommt auf einmal — 2 ½ Metzen Einsaat auf's Joch gerechnet — anstatt 40,000 Metzen, welche die schlechte Cultur zur Consumtion gewährt, von der guten 100,000 Metzen, und es ist das Mittel gegeben, anstatt 3000 Menschen deren 7,500 auf einer deutschen Quadratmeile zu ernähren. Und wohl zu bedenken ist dabey, daß mit den Cerealien in gleichem Maaße auch die animalischen Producte vermehrt werden, weil die Viehzucht mit dem verbesserten Ackerbaue stets gleichen Schritt hält.

Aber sind dies nicht alles Phantasieen eines Ideologen? — Ich freue mich, daß ich sagen kann, man komme nach Karvin, und sehe, ob man dort nicht das hier Gesagte fast wörtlich ins Leben gerufen findet. Und womit hat man dieses Wunder bewirkt? — Durch vermehrte und verbesserte Cultur. Und diese? — Durch an-

gewandte menſchliche Arbeit. Aber in der Anwendung ſelbſt liegt auch ein Theil des guten Erfolges; darum kann man es eine Kunſt nennen, ſie ſo anzuwenden, daß ſie ſicher jene Erfolge hervorruft. Ich komme im folgenden Kapitel noch einmal auf dieſes Thema zurück, und kann es daher hier ſchließen.

Viertes Kapitel.

Der Landbau.

Dieſer zerfällt in zwey Haupttheile und zwar in den Ackerbau und in den Wieſenbau. Beyde werde ich in dieſem Kapitel einzeln abhandeln.

A. Vom Ackerbaue.

Daß die Beſchaffenheit des Bodens auf den ſämtlichen Gütern des Grafen Lariſch nicht durchgehends gleich ſey, das habe ich ſchon geſagt; auch liegt es in der Natur der Sache, daß bey der Größe und der verſchiedenen Lage derſelben das unmöglich der Fall ſeyn könne. Daß die, wovon Karvin den Mittelpunct bildet, meiſtentheils einen ſtreng gebundenen, ins Kleyartige übergehenden haben, das führte ich ſchon an. Die Cultur desſelben iſt daher ſchwer und mühſam, und es beſtraft ſich auf ihm jeder darin begangene Fehler und Mißgriff weit ſtrenger, als auf einem milden, leicht practicablen. Dagegen aber wird auch anhaltender Fleiß und angewandte Intelligenz auf einem ſolchen am glänzendſten belohnt, vorausgeſetzt, daß beyde von äußern Mitteln — wozu vor allem ein baares Betriebscapital gehört — unterſtützt werden. Aber auch da bleibt es Aufgabe für die Intelligenz und den Fleiß, dieſe im richtigen Maaße, zur rechten Zeit und am rechten Platze ſo anzuwenden, daß man damit den möglichſt ſchnellſten und möglichſt günſtigſten Erfolg hervorrufe.

Bey der anzubringenden Cultur ſind Werkzeuge nöthig, und Kräfte, ſo dieſelben in Bewegung ſetzen. Wo die Menſchenhände nicht in Menge zu haben ſind, da ſucht man ſie durch Vervollkommnung der Maſchinen und Anwendung von thieriſchen Kräften zu erſetzen. In Manufacturen und Fabriken hat man es hierin bekanntlich ſchon unglaublich weit gebracht und iſt dahin gelangt, die Wirkungen vollkommner hervorzubringen, als dies die Menſchenhand im Stande iſt. Beym Ackerbaue ſtößt man auf manche Schwierigkeiten, und es iſt namentlich auf ſchwer zu cultivirendem Boden, dergleichen der iſt, mit dem wir es hier zu thun haben, faſt geradezu unmöglich, die menſchliche Hand durch Maſchinen vollkommen zu erſetzen, weil nur durch ſie jedes Hinderniß völlig hinweggeſchafft, und der Boden in den Zuſtand verſetzt werden kann, in welchem er ſeine Ertragsfähigkeit völlig und ungehindert entwickelt. Zunächſt für ſolchen iſt alſo die überzählige Bevölkerung anzuwenden. Er findet ſich aber faſt überall, ſelbſt oft genug auch dort, wo man es nicht glaubt. Wie aber bey ihm Menſchenhände in vielen Fällen die einzig brauchbaren Maſchinen ſind, dafür darf man unter andern nur das Abziehen der Ackerquellen anführen. Verdeckte und mit Steinen oder Erlengeſträuch ausgefüllte Canäle können nur Menſchenhände machen, und doch ſind ſie das Grundmittel, den Boden fruchtbar zu machen. Ferner vertilgen nur in ſeltenen Fällen die Maſchinen die aufſchießenden Unkräuter ſo radical, wie die Menſchenhand, und doch iſt dies ein zweytes eben ſo wichtiges Erforderniß, um die dem Acker anvertraute Frucht gedeihen zu machen.

Aber es iſt letztere ungleich theurer, wie erſtere. Für den Augenblick allerdings wohl, aber nicht ſo, wenn man auf die entfernteren Folgen ſieht. Rechnet man z. B. daß eine völlig gründlich vollzogene Arbeit auch ihre Wirkung viel nachhaltiger zeigt, als eine mehr oberflächlich gethane, ſo liegt darin ſchon ein Gewinn für die Arbeit der Menſchenhand; rechnen wir ferner, daß durch ſtets zahlbar erhaltene Conſumenten der lohnende Preis für alle landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe geſichert bleibt; ſo iſt dies ein zweyter noch weſentlicherer Vortheil. Und ſoll man denn den moraliſchen Gewinn, der für die

Bevölkerung daraus hervorgeht, daß nicht ein Theil von ihr gezwungen dem Müßiggange und allen aus ihm erzeugten Laſtern anheimfällt, für nichts rechnen?

Daß man übrigens bey der Anwendung vieler menſchlicher Arbeit keinen falſchen Calcül macht, dafür zeugen die hier in Rede bleibenden Ökonomieen. Mag man ſich auch immerhin mit Maſchinen manche baare Auslage erſparen, ſo ſchwindet dieſe Erſparniß, wenn man am Ende alles genau gegen einander ſtellt, und der eben angegebene moraliſche Gewinn iſt eine höchſt erfreuliche Prämie für das angenommene Syſtem. Ich werde in der weiteren Darſtellung Veranlaſſung haben, die beym Ackerbaue überall angewandte menſchliche Arbeit noch beſonders zu bezeichnen.

Wir fragen nun: wie pflügt, wie egget, wie düngt, wie ſät, wie erntet man auf den fraglichen Gütern?

Strenger Boden bedarf einer ſorgſamen und tiefen Bearbeitung, wenn man von der ihm anvertrauten Frucht ein Gedeihen erwarten ſoll. Da man hier davon aufs innigſte überzeugt iſt, ſo verwendet man auch die Robot nur in höchſtſeltenen Fällen zur Ackerbeſtellung, und beſtimmt ſie lieber zu den vielen Kohlen-, Kalkſtein- und Wegebau-Fuhren. Die Ackerarbeiten verrichtet man mit eigenem Geſpann, welche man, wie aus Tafel A. erſichtlich iſt, in hinreichender Anzahl hat, und auf deſſen guten Stand man mit Fleiß bedacht iſt. Zur Ackerung bedient man ſich des einfachen ſchleſiſchen Pfluges, zum Ruhren (Rühren) des ſchleſiſchen Ruhrhakens. Die Haupt- oder ſo zu ſagen Grundbearbeitung gibt man dem Acker vor den Kartoffeln und Rüben, wobey man jetzt durchgehends den Mineur anwendet. Dieſes Inſtrument iſt ganz beſonders für den hieſigen Boden eingerichtet und ſeine Anwendung für denſelben ſo wohlthätig, daß ich es für ähnliche Localitäten nicht genug empfehlen kann. Es iſt ganz einfach gebaut, hat faſt die Form eines gewöhnlichen Schwingpfluges und verrichtet eine Arbeit, über die man erſtaunt. Der Pflugbaum (Grindel) iſt ohngefähr 6 Fuß lang, und drey Zoll auf allen Seiten dick. Die eiſerne Griffſäule hat zwey Zoll Stärke und ſteht mit dem Grindel unter einem Winkel von etwa 40 Graden. Sie iſt in der

Mitte durch eine eiſerne Stange, welche an den Grindel ohngefähr 1½ Fuß von da, wo er mit der Griffſäule verbunden, befeſtigt iſt, und folglich die Baſis eines Dreyecks bildet, deſſen Seiten der Grindel und die Griffſäule ſind. Die Schar iſt herzförmig, 15 Zoll lang und 12 Zoll breit. Sie iſt faſt horizontal an das Pflughaupt befeſtigt, und hat eine geringe Neigung mit der Spitze nach der Erde von etwa 15 — 20 Graden eines Winkels. Zur Beſpannung bedarf man drey, auch vier Zugthiere. Dieſes Inſtrument arbeitet bis zu 15 — 16 Zoll Tiefe und durchlockert den Boden auf die vortrefflichſte Weiſe. Zuweilen kommt es freylich vor, daß man damit in ſehr feſte Erdſchichten geräth, die nur mit der größten Gewalt zu durchbrechen ſind, wobey es denn wohl auch trifft, daß etwas an der Maſchine bricht, oder daß ſie ſich ſo feſt eingeklemmt hat, daß man ſie ausgraben muß. Indeß iſt die dem Acker damit angethane Wohlthat kaum zu berechnen, und er wird dadurch mechaniſch auf eine Art verbeſſert, die ihn in ſeinem Werthe, durch die vermehrte Ertragsfähigkeit, hoch hinaufſtellt. Vermittelſt dieſer Bearbeitung werden die ihm ſonſt zuſtoßenden Übelſtände behoben, indem er nicht mehr ſo leicht an Überfüllung von Näſſe und wiederum an zu ſchneller Austrocknung leidet. Augenſcheinlich tritt dieſe Verbeſſerung hervor, wenn man die minirten Äcker mit denen vergleicht, an welchen dieſe Operation noch nicht vorgenommen worden iſt. Wenn man mit derſelben erſt durch alle Äcker vorgeſchritten ſeyn wird, dann wird man den Boden in ſeiner Ertragsfähigkeit auf mehr als das Doppelte der frühern erhoben haben. Auf den minirten Äckern wendet man die Kalkdüngung in verdoppeltem Maaße an, und ſie thut Wunder. Wohlwiſſend jedoch, daß man den Boden zuletzt ganz erſchöpfen würde, wenn man ihn nicht auch nebenbey reichlich mit animaliſchem Dünger verſehen wollte, thut man dieſes auch reichlich. Nur auf dieſe Weiſe ſichert man ſich einen überſchwenglichen Ertrag von Rüben und Kartoffeln. Erſtere würden auf dem Boden der hieſigen Qualität ſehr ſchlecht gedeihen, wenn man ihn nur nach dem gewöhnlichen Schlendrian behandeln und bearbeiten wollte, und man würde alsdann um den Bedarf für die beyden, jede auf 80,000 Centner

Rüben gestellten Zuckerfabriken in nicht geringe Verlegenheit gerathen.

Ganz auffallend ist der Stand des Getreides auf solchen minirten Äckern und seine Höhe übersteigt die gewöhnliche um vieles. Daher kommt es denn auch, daß der Roggen, wie ich oben angegeben habe, im Durchschnitt eine Länge von sechs Fuß im Strohe erreicht. Die andern Getreidearten wachsen im Verhältnisse zu diesem. Auf solchen minirten Feldern wird man in der Folge auch die Luzerne versuchen, und es steht wohl zu erwarten, daß sie, der sonst ein Boden mit undurchlassender Unterlage nicht zusagt, gedeihen und zur größern Vermehrung der Futtermassen beytragen wird.

Da diese Art der Bearbeitung des Bodens erst vor noch nicht gar langer Zeit eingeführt worden, so bleibt der Ertrag desselben im raschen Steigen und noch ist nicht ganz abzusehen und zu berechnen, bis zu welcher Höhe er sich erheben werde. Um wie vieles er aber bereits den frühern übersteigt, davon geben die vorhandenen Rechnungen den überzeugendsten Beweis.

Da es sich bey dem Miniren des Ackers vornehmlich auch darum handelt, der sonst nachtheilig werdenden Nässe einen Abzug nach unten zu verschaffen, und da man mit derselben hier in der Regel mehr zu kämpfen hat, als mit der Trockenheit, so ist es am Platze, daß ich auch von den unterirdischen Abzügen spreche, vermittelst deren man die an vielen Stellen hervorbrechenden Ackerquellen ableitet. Manche Felder sind von denselben bereits so durchschnitten, daß ein förmliches Netz sich unter ihnen hinzieht, und daß überall in geringen Entfernungen die Gewässer an den Rändern der Äcker hervorrinnen. Eine ungeheure Arbeit war dabey zu thun, die man noch immer fortsetzt, obgleich nur noch wenige Stellen sich vorfinden, wo sich solche Quellen zeigen. Man legt die Canäle gewöhnlich mit Erlengebüsche, oder auch mit Nadelholzreisig aus. Auffallend ist das freudige Wachsthum aller Pflanzen auf allen Stellen, die auf diese Art trocken gelegt worden sind.

Geegget wird der Acker fleißig. Neben der gewöhnlichen Egge bedient man sich auch der sogenannten Schneide-Egge, die eigentlich

ein Schröpfer (Scarificator) iſt, und dieſer vorzüglich für die Äcker, welche man vor dem Winter zur Saat gepflügt hat, um ſie im Frühjahre mit Hafer zu beſtellen. Dieſelben werden vor der Einſaat geſchröpft (vorgeſchnitten), und ſodann wird die Saat mit der gewöhnlichen Egge bedeckt. Man hat von dieſer Methode guten Erfolg und verkürzt ſich damit die ohnehin ſehr drängenden Frühjahrsarbeiten.

Das Getreide wird durchgehends breitwürfig geſät, der Reps und die Rüben werden gedrillt, letztere zum Theil auch auf die mit dem Häufelpfluge gezogenen Dämme mit der Hand geſteckt. Noch muß ich einer hier üblichen Ackermethode erwähnen, die für das Drillen faſt unbequem ſeyn würde, wenn man ſich bey einer ſo durchaus praktiſchen Ökonomie nicht leicht zu helfen wüßte. Ich meine das Pflügen in ſchmale hohe Beete, die nicht über ſechs bis acht Fuß Breite haben.

In der ganzen Gegend hat man dieſe Methode ſeit undenklicher Zeit beobachtet, wozu man durch die natürliche Beſchaffenheit des Bodens veranlaßt wurde. Die Gebundenheit und ſtarke Waſſerhaltigkeit desſelben, dazu ſeine natürliche Kälte, die noch durch die Nähe des Gebirges und das rauhe Klima vermehrt wird, ſtellen es den Landwirthen zur Aufgabe, den daraus für die Vegetation hervorgehenden Nachtheilen zu begegnen. In den ſchmalen und gewölbten Beeten fand man dazu das Mittel. Dieſe Art der Bearbeitung gilt nur von den um Karvin her liegenden Gütern und zwar von den Diſtricten von Nr. 1 bis 15. Indeß wird ſie auch bey Schönſtein befolgt, da dort, wie ich ſchon angegeben habe, eine gleiche Bodenbeſchaffenheit vorherrſcht. Bey Sackrau und Swietlau iſt ſie nicht nöthig und man kann dort breite Beete machen, oder auch gar eben pflügen, ohne daß man für die Früchte etwas zu beſorgen hat. — Freylich geht bey den ſchmalen Beeten viel verloren, wenn, wie dies ſo häufig der Fall iſt, die Furche leer ſteht. Hier aber iſt ſolches, bey der tiefen Cultur und ſtarken Düngung, nicht der Fall, und es gleicht ſich die Frucht, wenn ſie nur erſt in die Höhe gewachſen iſt, ſo aus, daß man kaum noch eine Furche unterſcheiden kann.

Der Debatten über Beete und Ebenpflügen ſind bereits ſo viele geführt worden, daß es eine undankbare Mühe ſeyn würde, wenn ich ſie hier noch vermehren wollte. In Beziehung auf Örtlichkeit und Bodenbeſchaffenheit hat jedes ſeine Vorzüge, und man kann relativ alſo auch jedes für das Beſte halten. Auf den hieſigen Gütern wird man, wenn man erſt mit dem Miniren völlig durch ſeyn wird, zu breiteren Beeten, mitunter ſogar zum Ebenpflügen übergehen, was man ohnedies bey allen Äckern, wo man den Anbau drillt, ſchon thut.

Ich komme zur Düngung. Vom Kalke ſprach ich ſchon, wo ich auch angab, wie ſtark man ihn aufbringt. Man gewinnt von einer Kubik-Klafter Kalkſteine 61 Metzen gebrannten Kalk, bedarf alſo bey einer Düngung von 120 Metzen auf ein Joch zwey Klftr. Kalkſteine. Welch ein großes Werk es nun ſey, wenn die von den Kalkbrüchen drey Meilen entfernten Diſtricte den ganzen mit Reps anzubauenden Schlag ſo ſtark mit Kalk düngen ſollen, das will ich ſogleich in Zahlen anſchaulich machen. Ich nehme den entfernteſten Diſtrict Nerad zum Beyſpiele. Die völlig abgelegenen, wie Schönſtein, Bluſchzau, Sackrau und Swietlau, kalken nicht, und Kuntſchitz holt ſeinen Kalkſtein aus fremden, eine Meile entlegenen Brüchen.

Nach Tafel A. bebaut Nerad 90 Joch Land mit Reps. Dazu bedarf es à 2 Klafter ein hundert und achtzig Klafter Kalkſteine, und da eine Klafter acht Robotfuhren gibt, ſo ſind zu dieſer Anfuhr 1440 Fuhren nöthig, wornach denn wenig von der, dieſem Diſtricte nach Tafel C. zukommenden Zugrobot übrig bleiben würde, wenn man nicht einen Theil der Kalkfuhren mit eigenen Zügen beſtritte. Dazu kommen dann noch die Kohlenfuhren, die ohngefähr den vierten Theil ausmachen, aber nur auf die halbe Entfernung zu machen ſind. Weil dies nun ein ungeheures Werk iſt, ſo geben die entfernten Diſtricte in der Regel nur die halbe Kalkdüngung, und erſetzen die andere Hälfte mit Miſt. Daß man den Kalk in einfachen Feldöfen brennt, das habe ich ſchon geſagt. Sie ſind leicht zu ſetzen, und es handelt ſich dabey vor allem darum, daß die unten angebrachten

Luftzüge weder zu weit noch zu eng sie sind, damit das Feuer bald freudig aufbrenne und sich gleichmäßig durch den ganzen Ofen verbreite. Die Größe eines solchen ist nicht immer gleich, und man setzt sie gewöhnlich von 10 — 15 Klaftern Kalkstein. Man gibt immer eine Schicht von diesen, und dann eine ohngefähr den vierten Theil so starke Lage von Steinkohlen. Oben wird der Ofen sodann mit Erde bedeckt, was auch, so gut es gehen will, an den Seiten geschieht. In Zeit von 5 — 6 Tagen brennt er völlig durch und bleibt dann unangerührt, bis man ihn auf den Acker ausstreut. Am liebsten thut man dies recht bald nach dem Abbrennen, weil man beobachtet hat, daß so seine Wirkung am kräftigsten ist. Ihn erst in der Luft oder gar mit Wasser zu Staube auflösen zu lassen, liebt man nicht; sondern man pflügt ihn gern unaufgelöst unter, damit er seine Gährung erst im Boden beginne, was man für diesen günstig findet. Sehen wir auf die, weiter vorn angegebene, Theorie des Chemikers Pelletier zurück, so erkennen wir, daß dieser Satz der Erfahrung schon in der Theorie begründet ist.

Diese Kalkdüngung hat in den ganzen hiesigen Ökonomieen eine überaus wohlthätige Umwälzung hervorgebracht, die sich noch immer fortsetzt, und die Erfolge hervorruft, über welche man mit Recht erstaunt. Kluge Leute werden freylich sagen, es sey keine Kunst, da wo die Mittel zur Verbesserung — hier Kalksteine und Steinkohlen — so nahe liegen, sie auch anzuwenden; auch sey es ja gar nicht so etwas Besonderes, daß man solches thue, da man es ja anderwärts, wo gleiche Verhältnisse statt finden, ebenso treibe. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß dies so sey; aber wir nehmen uns dabey doch heraus, zu sagen: daß Leute, die es auch so treiben, mit vollem Fug und Recht zu den rationellen Landwirthen gezählt werden, und diesen Titel vindiciren wir denn auch für die in den gräflich Larisch'schen Ökonomieen Angestellten, vor allem aber für die Direction. Bey alle dem aber ist auch nicht außer Acht zu lassen, wie groß und umfassend der Wirkungskreis eines rationellen Landwirthes sey, und in welchem Grade er in allen seinen Unternehmungen nach anerkannt rationellen Grundsätzen verfahre. Und da nehmen wir uns wieder heraus zu be-

haupten: daß die Ökonomieen, deren Wirkungskreis ſo ausgedehnt iſt, und wo man in Allem, im Kleinen wie im Großen, ſo richtig berechnend, klug und verſtändig verfährt, wie in den genannten, in Deutſchland, und wohl auch in ganz Europa ſo gar häufig nicht vorkommen.

Den Viehdünger läßt man in der Grube nicht allzuſehr verrotten, ſondern führt ihn meiſtentheils aus, wenn er in ſeine größte Gährungsperiode tritt. Die ganze Einrichtung der Ökonomie, d. i. das ganze hier befolgte Syſtem, hat von ſelbſt auf die Beachtung der Gazzer'ſchen Theorie geführt, nach welcher der Dünger, zu dieſer Zeit untergebracht, die meiſte und beſte Wirkung thut. Denn man bedarf deſſen zu allen Zeiten auf dem Felde mit Ausſchluß des ſtrengen Winters. Nach Theorie und Erfahrung hat ſich in Beziehung auf Düngung für einen ſtrengen Boden das Sprüchwort gebildet: Beſſer einmal recht, als zweymal ſchlecht. Dasſelbe aber ſcheint ſich hier nicht zu beſtättigen, denn man hat ſich durch den Erfolg überzeugt, daß eine mittlere Düngung von 300 Ct. auf ein nied. öſterr. Joch (etwa 2 1/5 preuß. Morgen) die vortheilhafteſte ſey, und daß eine ſtärkere nicht nach dem Maaße ihrer größern Menge auch günſtiger auf den Stand der Frucht gewirkt habe. Die Sache läßt ſich erklären. Wie bereits zur Genüge nachgewieſen iſt, bearbeitet man den Boden mit Sorgfalt, und erhöht damit ſeine Thätigkeit; ein Gleiches geſchieht vermittelſt der Kalkdüngung. Nun aber ſetzt ja der Boden nach dem Maaße ſeiner Thätigkeit den ihm gegebenen Dünger in Umlauf, und es muß ſonach bey einer zu ſtarken Quantität desſelben eine Übergeile eintreten, die bekanntlich dem Gedeihen der meiſten Früchte nicht erſprießlich iſt. Mit einem Worte, er iſt auf jene Art in die Reihe der thätigen Bodenarten gerückt, wovon bekanntlich der Sandboden an der Spitze ſteht. Für einen ſo ſchweren aber, wie der hier in Rede ſtehende, wird die Erhöhung ſeiner Thätigkeit eine Haupttugend, indem dies ſeine Ertragsfähigkeit ſehr vermehrt.

Daß man aber Reps auf mehreren Diſtricten in bloßer Kalkdüngung baut und davon dennoch einen ſehr lohnenden Ertrag gewinnt, darüber muß ich noch einige Worte beyfügen. Es iſt dies bekanntlich die Frucht, welcher eine Übergeilung nicht allein gar

nicht nachtheilig ist, sondern vermittelst deren man sie zum höchsten Ertrage bringen kann. Wenn man nun auf den hiesigen Gütern von dieser Regel abzugehen scheint, so müssen wohl auch Gründe dafür vorhanden seyn. Vor allem andern muß ich vorausschicken, daß man den Reps hier als ein Mittel zur vorbereitenden Cultur betrachtet, und deshalb, auch wenn er nicht den hohen Ertrag gäbe, den er wirklich bringt, ihm dies nicht zum Fehler anrechnen würde. Als vorbereitende Cultur muß aber eine gute gegeben werden, und eine solche schließt den im strengen Boden liegenden Reichthum auf, der dann der nun angebauten Frucht zu Gute kommt. Was aber dazu etwa noch fehlen sollte, das ersetzt der Kalk, welcher sowohl die Thätigkeit des Bodens erhöht, als auch die Lebensthätigkeit der Pflanzen, der bereits mehrfach angegebenen Theorie zu Folge, anregt. Daraus allein läßt sich der hohe Ertrag, welchen hier der Reps unter solchen Prämissen gewährt, erklären.

Um den Gegenstand völlig abzuhandeln, müssen wir auch noch an die Vorfrucht denken, die man vor dem Repse vom Acker zieht. Denn wie ich schon angegeben habe, so baut man zuvor Futtergemenge (Mischling) an, und richtet erst, nachdem dies den Platz geräumt hat, den Acker zu. Nun trifft es sich zuweilen, wie unter andern in diesem Jahre, daß man mit demselben spät zur Einsaat kommt, und daß man, wenn es irgend die Mühe lohnen soll, es vor der Mitte des July kaum mähen kann. Baut man alsdann, wie es für die hiesige Gegend durchaus nöthig ist, den Reps in der Mitte des August an, so bleibt nur ein Monat zur vorbereitenden Bestellung. Noch eins. In diese Zeit fällt die Getreideernte, wo man sich vor Arbeit kaum zu lassen weiß. Und dennoch setzt man es durch, den Acker für den Reps so zu cultiviren, daß dieser geräth und reichlich lohnt. Hierin könnte man, auch wenn nicht schon so vieles dafür angeführt worden wäre, allein schon sehen, mit welch' einem Fleiße und mit wie großer Umsicht und genauer Berechnung der disponiblen Kräfte man in seinem Wirkungskreise verfährt.

Würde es aber dennoch nicht besser seyn, den Reps in reine Brache zu bauen, und würde man in seinem dabey erreichten

höhern Ertrage nicht reichlichen Erſatz für das vorausgehende Futtergemenge finden? Dieſe Frage werfen vielleicht viele praktiſche Repsbauer auf. Ich ſelbſt that dies, beſchied mich aber, nachdem ich die Gründe der Direction für das beſtehende Verfahren gehört hatte. Hier ſind ſie: Erſtens muß bey dem Mangel an Wieſen und dem großen Futterbedarf jede Gelegenheit benutzt werden, die ſich zur Vermehrung des Viehfutters bietet. Die erſten Verſuche, die man mit dem Anbaue des Miſchlings vor Repſe machte, fielen zur Zufriedenheit aus und munterten zur Fortſetzung auf. Zweytens hat die Rechnung, die man bey vergleichenden Verſuchen anlegte, ergeben, daß keinesweges der dem Miſchling folgende Reps gegen den in einer Brache ſo viel zurückſchlug, daß damit das Futtergemenge in nichts aufgegangen wäre. Und endlich drittens würde der ſo widerſpenſtige Boden bey einer Brachbearbeitung im zeitigen Frühjahre ſchon das erſte Mal umgebrochen werden müſſen, weil er ſonſt gar nicht zu zwingen wäre, wenn er einmal von der Sommerhitze erhärtet iſt. Hinſichtlich der drängenden Arbeiten befände man ſich alsdann ganz in derſelben Lage, wie gegenwärtig, und da dies der Fall wäre, ſo nimmt man gern den Futtergewinn mit. — Wenn man in der Folge von Klee und wohl auch von der Luzerne und Eſparcette einen noch reichlicheren Futterertrag gewinnen wird, alsdann gibt man vielleicht einem größern Theile der Repsfelder Brachbearbeitung, und baut nur auf dem kleinern Theile Futtergemenge als Vorfrucht.

Ich gehe nun zu einem höchſt wichtigen Puncte des hieſigen Ackerbaues über, und das iſt die Urbarmachung der Teiche, mehrere Rohdungen und die Cultivirung von Lehden und wüſten Landſtrecken.

Bey Deutſch- und Pohlniſch-Leuten, bey Nerad, Reichwaldau, Freiſtadt und Karvin waren ehemals eine ungeheure Menge von Teichen, die zeitweilig gewäſſert und abwechſelnd angebaut wurden. Die Fiſcherey ward aber immer uneinträglicher und es wurden daher faſt ſämtliche Teiche mit Ausnahme von einigen wenigen, die noch auf die alte Art behandelt werden, in eigent-

liches Ackerland umgewandelt. Sonst war der Hafer fast die einzige Frucht, welche man von diesen großen Flächen gewann; jetzt tragen sie alles, was man ihnen anvertraut, in reichem Maaße. Man kann das Wachsthum und die Üppigkeit derselben nicht genug bewundern, und diese Teiche bilden jetzt auf den eben genannten Districten fast den Kern des Ganzen. Sie betragen, zusammen genommen, nahe an tausend Joch. Was aber am meisten an ihnen zu bewundern seyn dürfte, das ist der Umstand, daß sie zur Vermehrung und höhern Emporbringung der Schäferey wesentlich beytragen. Selbst gesunde Hutweiden bieten sie und das in ihnen erzeugte Futter bildet einen Hauptheil der Alimentirung der auf jenen Districten stehenden Viehstämme. Vergleicht man den nunmehrigen Reinertrag dieser Flächen mit dem frühern, so erstaunt man, indem er sich auf mehr als das Vierfache belauft.

Was die Rohdungen anlangt, so sind sie keinesweges von der Art, wie man dies wohl anderwärts in unsrer Zeit häufig genug trifft, und wo sie fast immer in der Absicht unternommen werden, um das immer theurer werdende Holz ins Geld zu setzen, und das dabey gewonnene Land als Zugabe zu behalten. Da dergleichen Operationen jedoch schon gar zu häufig getrieben worden, so hält es immer schwerer, sie zu wiederholen, weil die Waldstrecken, die sich zu solchem Zwecke benutzen lassen, immer seltener werden. Hier in Karvin hat man bey den Rohdungen eine ganz andere Absicht. Fürs erste wählt man dazu nur undankbare Waldparzellen, welche nur wenig und schlechtes Holz geben; fürs zweyte rohdet man meistentheils nur die in die Felder einschneidenden Enclaven oder vereinzelt in den Feldern stehende Waldstücke; zum dritten räumt man alle wild in den Feldern und auf Rainen aufgeschossenen Gebüsche auf, wodurch man dem Felde Luft schafft, und neben dem zugewonnenen Acker auch den mittelbaren Nutzen der Verbesserung des umliegenden hat; und viertens endlich, sind Rohdungen hier noch deshalb sehr wohlthätig, weil im Ganzen das Verhältniß der Waldfläche zur Feldfläche noch überwiegend ist, mithin durch geschehene Lichtungen Luft und Klima verbessert werden. Wenn nun schon durch

alle dieſe Gründe die hieſigen Rohdungen gerechtfertiget werden, ſo werden ſie es noch mehr durch die Anwendung der dadurch gewonnenen Feldflächen. Denn dieſe ſetzt man alsbald in eine hohe Cultur, beſchäftigt eine Menge von Menſchen darauf und erzielt die reichlichſten Früchte. In einem ziemlich großen Maaßſtabe ſind bey Kuntſchitz und auf der Herrſchaft Swietlau ſolche Rohdungen vollzogen, und ſo große Ackerflächen gewonnen worden, daß dadurch die ganze Ökonomie an Ausdehnung und ſomit an Reinertrag ungemein zugenommen hat. Es iſt intereſſant, dort die Abſtufungen der auf mehrere Jahre hinter einander vertheilten Rohdungen zu ſehen, und zu beobachten, wie die fortſchreitende Cultur ſie immer weiter umbildet und in das tragbarſte Land umwandelt. Die beſte Frucht bey ſolchen neuen Culturen iſt bekanntlich allemal die Kartoffel, die man denn auch hier anbaut, und von der man, da ſie mit Menſchenhänden bearbeitet wird, ſchon im erſten Jahre einen recht reichlichen Ertrag hat. Sehr ſonderbar iſt es, wenn man an den zwiſchen ſolchen Culturen gezogenen Gräben noch die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) und eine Menge Waldroſen wachſen ſieht, welche aber ſchon anfangen, ſchwach zu vegetiren und die gleichſam um ihre verlorne Herrſchaft trauern.

Aber auch auf den meiſten andern Diſtricten kommen, wenn auch im kleinern Maaßſtabe, dergleichen Rohdungen vor, nur beſchränken ſie ſich hier meiſtentheils auf einzelne in den Feldern zerſtreut ſtehende Waldgruppen und auf vorſpringende, die Felder zerſtückelnde und verunſtaltende Enclaven. Da nun aber das Forſtamt der Ökonomie als fremd gegenüber ſteht, ſo ſieht die Verwaltung desſelben immer ein wenig ſcheel in dieſes Treiben und ſucht es, wo es nur immer thunlich, zu verhindern. Indeß leidet dabey der Forſt nicht weſentlich, und da er in ſeinen geſchloſſenen Revieren muſterhaft gehalten und cultivirt wird, ſo erſetzen ſich dieſe kleinen, im Ganzen höchſt unbedeutenden Lücken reichlich wieder.

Einer beſondern Beachtung aber ſind die Urbarmachungen von Lehden und wüſten Landſtrecken werth. Durch ſolche ſind ganze Feldmarken für neue Meierhöfe gewonnen worden, wie

dies unter andern bey Tcerlitzko mit dem Neuhofe, und bey Albersdorf mit dem Hofe Czerwionken der Fall ist. Vom Wasser zerrissene, aus lauter Rillen bestehende Berglehnen wurden geebnet, Disteln und Dornen wurden gerohdet, alte Lehden und Hutweiden umgebrochen, und auf diese Weise ein Tractus von Feldern gewonnen, gleich als hätte man ihn vom Feinde erobert. Und nunmehr gehören diese beyden Höfe zu den vorzüglichsten auf den Gütern, und ich fand in diesem Jahre die Früchte dort ausgezeichneter, als irgendwo. Und so gab es bey mehreren Districten Ackerstrecken, die ehemals so schlecht waren, daß man sie kaum des Anbaues für werth hielt und von denen noch schriftliche Documente der ehemaligen Direction vorliegen, welche die Anweisung enthalten, dergleichen nicht unter den Pflug zu nehmen, da sie nicht einmal Hafer trügen. Und jetzt prangt auf ihnen der üppigste Weitzen und der schönste Reps.

Von der Handcultur, welche man bey den Kartoffeln und Rüben anwendet, habe ich noch zu bemerken, daß ihr eine Bearbeitung mit dem Pfluge vorausgeht. Wenn nun damit der Acker für die Kartoffeln in Beete gelegt ist, so kommen die Arbeiter und machen mit der Handhaue querüber Furchen, in welche die Knollen gelegt und verdeckt werden. Sobald sie ohngefähr vier Zoll über die Erde emporgewachsen sind, werden sie das erste Mal, und zwar ebenfalls mit der Hacke, von den dazu gedungenen Menschen bearbeitet; das zweyte Mal aber geschieht solches erst, wenn sie bereits anfangen den Acker fast ganz zu bedecken. Gleichzeitig mit der Lockerung des Bodens wird da alles Unkraut vertilgt. Diesem geht man überhaupt sehr eifrig zu Leibe, und wo es im Getreide sich zeigt, wird es ausgejätet. Wohl nehmen sich die Districtsbeamten in Acht, es nirgends überhand nehmen zu lassen, um nicht eine so empfindliche Lection zu bekommen, wie sie einstmals Einer erhielt, den der Graf anscheinend ganz aufrichtig fragte: „Sie bauen Sommerreps? Das habe ich noch gar nicht gewußt.“ Verlegen und befremdet antwortet jener mit Nein. — „Nun in dem und dem Felde steht er ja aber in der schönsten Blüte.“ Es war aber ein Gerstenfeld, in welchem der He-

alle dieſe Gründe die hieſigen Rohdungen gerechtfertiget werden, ſo werden ſie es noch mehr durch die Anwendung der dadurch gewonnenen Feldflächen. Denn dieſe ſetzt man alsbald in eine hohe Cultur, beſchäftigt eine Menge von Menſchen darauf und erzielt die reichlichſten Früchte. In einem ziemlich großen Maaßſtabe ſind bey Kuntſchitz und auf der Herrſchaft Swietlau ſolche Rohdungen vollzogen, und ſo große Ackerflächen gewonnen worden, daß dadurch die ganze Ökonomie an Ausdehnung und ſomit an Reinertrag ungemein zugenommen hat. Es iſt intereſſant, dort die Abſtufungen der auf mehrere Jahre hinter einander vertheilten Rohdungen zu ſehen, und zu beobachten, wie die fortſchreitende Cultur ſie immer weiter umbildet und in das tragbarſte Land umwandelt. Die beſte Frucht bey ſolchen neuen Culturen iſt bekanntlich allemal die Kartoffel, die man denn auch hier anbaut, und von der man, da ſie mit Menſchenhänden bearbeitet wird, ſchon im erſten Jahre einen recht reichlichen Ertrag hat. Sehr ſonderbar iſt es, wenn man an den zwiſchen ſolchen Culturen gezogenen Gräben noch die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) und eine Menge Waldroſen wachſen ſieht, welche aber ſchon anfangen, ſchwach zu vegetiren und die gleichſam um ihre verlorne Herrſchaft trauern.

Aber auch auf den meiſten andern Diſtricten kommen, wenn auch im kleinern Maaßſtabe, dergleichen Rohdungen vor, nur beſchränken ſie ſich hier meiſtentheils auf einzelne in den Feldern zerſtreut ſtehende Waldgruppen und auf vorſpringende, die Felder zerſtückelnde und verunſtaltende Enclaven. Da nun aber das Forſtamt der Ökonomie als fremd gegenüber ſteht, ſo ſieht die Verwaltung desſelben immer ein wenig ſcheel in dieſes Treiben und ſucht es, wo es nur immer thunlich, zu verhindern. Indeß leidet dabey der Forſt nicht weſentlich, und da er in ſeinen geſchloſſenen Revieren muſterhaft gehalten und cultivirt wird, ſo erſetzen ſich dieſe kleinen, im Ganzen höchſt unbedeutenden Lücken reichlich wieder.

Einer beſondern Beachtung aber ſind die Urbarmachungen von Lehden und wüſten Landſtrecken werth. Durch ſolche ſind ganze Feldmarken für neue Meierhöfe gewonnen worden, wie

dies unter andern bey Tcerlitzko mit dem Neuhofe, und bey Albersdorf mit dem Hofe Czerwionken der Fall ist. Vom Wasser zerrissene, aus lauter Rillen bestehende Berglehnen wurden geebnet, Disteln und Dornen wurden gerohdet, alte Lehden und Hutweiden umgebrochen, und auf diese Weise ein Tractus von Feldern gewonnen, gleich als hätte man ihn vom Feinde erobert. Und nunmehr gehören diese beyden Höfe zu den vorzüglichsten auf den Gütern, und ich fand in diesem Jahre die Früchte dort ausgezeichneter, als irgendwo. Und so gab es bey mehreren Districten Ackerstrecken, die ehemals so schlecht waren, daß man sie kaum des Anbaues für werth hielt und von denen noch schriftliche Documente der ehemaligen Direction vorliegen, welche die Anweisung enthalten, dergleichen nicht unter den Pflug zu nehmen, da sie nicht einmal Hafer trügen. Und jetzt prangt auf ihnen der üppigste Weitzen und der schönste Reps.

Von der Handcultur, welche man bey den Kartoffeln und Rüben anwendet, habe ich noch zu bemerken, daß ihr eine Bearbeitung mit dem Pfluge vorausgeht. Wenn nun damit der Acker für die Kartoffeln in Beete gelegt ist, so kommen die Arbeiter und machen mit der Handhaue querüber Furchen, in welche die Knollen gelegt und verdeckt werden. Sobald sie ohngefähr vier Zoll über die Erde emporgewachsen sind, werden sie das erste Mal, und zwar ebenfalls mit der Hacke, von den dazu gedungenen Menschen bearbeitet; das zweyte Mal aber geschieht solches erst, wenn sie bereits anfangen den Acker fast ganz zu bedecken. Gleichzeitig mit der Lockerung des Bodens wird da alles Unkraut vertilgt. Diesem geht man überhaupt sehr eifrig zu Leibe, und wo es im Getreide sich zeigt, wird es ausgejätet. Wohl nehmen sich die Districtsbeamten in Acht, es nirgends überhand nehmen zu lassen, um nicht eine so empfindliche Lection zu bekommen, wie sie einstmals Einer erhielt, den der Graf anscheinend ganz aufrichtig fragte: „Sie bauen Sommerreps? Das habe ich noch gar nicht gewußt.“ Verlegen und befremdet antwortet jener mit Nein. — „Nun in dem und dem Felde steht er ja aber in der schönsten Blüte.“ Es war aber ein Gerstenfeld, in welchem der He-

derich sehr überhand genommen hatte. Beschämt gestand der Beamte seine Saumseligkeit, und in wenigen Tagen war das Feld rein. — Wenn man in manchen Gegenden, unter andern in dem humosen Boden oberhalb Breslau, den Hederich so in Unmasse trifft, daß es schwer wird, die Frucht, die er überwuchert, zu erkennen, so kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, es möchten dort auch solche Besitzer seyn, die ihre Beamten so in Athem brächten. Freylich ist dies auf den herrschaftlichen Feldern noch weit weniger der Fall, als auf denen der Bauern, auch hat seit undenklicher Zeit das Übel so ungehindert überhand genommen, daß die Äcker auf ferne Zeiten hinaus mit dem, Menschenalter hindurch sich keimfähig erhaltenden, Samen dieses Unkrautes angefüllt sind, wodurch dessen Vertilgung ungemein erschwert, ja fast gänzlich unmöglich gemacht wird.

Da man die Rüben drillt oder auch in Kämme steckt, so muß der Acker dazu vor der Einsaat geebnet worden seyn. Durch das Auseinanderpflügen der Beete, und durch das Querdurchfahren mit dem Ruhrhaken bewirkt man das. Sobald sie soweit heraufgekommen sind, daß ihre Blätter sich etwa einen Zoll über die Erde erheben, so werden sie mit dem dreyscharigen Jäter (Extirpator) durchfahren, und dieser Cultur folgt bald darauf die Menschenhand, welche mit der Hacke nachhilft, und alles Unkraut herausschafft. Jetzt wachsen die Pflanzen freudig und werden bald groß genug, um durchrissen werden zu können. Dies ist die Arbeit, wo man alle übrigen Pflanzen, deren gewöhnlich mehrere an einer Stelle stehen, herauszieht, und die etwaigen Lücken mit den besten davon aussetzt. Auf den hiesigen Gütern wird nirgends ein ganzes Feld mit Pflanzen besteckt, weil die Erfahrung lehrt, daß die Runkelrübe nur alsdann völlig glatt, und ohne viele Beywurzeln wächst, wenn sie auf dem Platze stehen bleibt, wo das Samenkorn gesteckt worden ist. Die auch mit der größten Sorgfalt verpflanzten verkrüppeln dennoch und geben Rüben, die bey der Zuckerfabrikation im Werthe gegen die ersteren zurückstehen. — Wo man auch immer hinsehen mag, überall entdeckt man, daß Verstand und Erfahrung im Bunde sind, und darum sind auch die Erfolge meistentheils so entsprechend.

Ich will mich hier ein- für allemal gegen einen Vorwurf zu verwahren ſuchen, den man mir wohl machen könnte, und das iſt der, daß ich bey meiner Beſchreibung überall eine allzugroße Vorliebe verrathe, und dadurch verleitet, gar zu ſehr zum Lobe geneigt ſey. Es fällt mir nicht ein, jene Vorliebe in Abrede ſtellen zu wollen; da ſie ſich jedoch auf die aus eigener genauen Anſchauung und Unterſuchung hervorgegangene Überzeugung gründet, ſo ſpreche ich damit nur den mich beſeelenden Eifer für mein Fach aus, habe aber zugleich die Abſicht, zur Nachahmung anzureizen und für die aufgeſtellten Lehrſätze Thatſachen als Beſtätigung ihrer Richtigkeit aufzuſtellen. Klingt aber die getreue Relation alles deſſen, was auf den fraglichen Gütern die Wirklichkeit aufſtellt, wie ein zu großes Lob, ſo liegt ja eben darin der Beweis, mit welchem Fleiße und mit wie hoher Intelligenz ſie verwaltet werden müſſen. Auch berufe ich mich ja ſtets, und das mit der innigſten Überzeugung, auf die Sache ſelbſt, und fordere jeden Zweifler auf, ſich entweder an Ort und Stelle von der Wahrheit und Richtigkeit meiner Darſtellung zu überzeugen, oder vielleicht, wo ihm dies ſelbſt nicht möglich iſt, durch ſeine Bekannten, oder zu wem immer er volles Vertrauen haben möge, dieſe Überzeugung für ſich gewinnen zu laſſen. — Was hätte ich denn auch am Ende davon, wenn ich ohne Grund loben wollte? Der edle Beſitzer der Güter, die ich beſchreibe, würde mir es wahrlich wenig Dank wiſſen, wenn ich dadurch ein weit verbreitetes Publicum auf dieſelben aufmerkſam machte, und ihm eine Menge Beſuche zuzöge, die am Ende, ſich moquirend, wieder abzögen. Um was es mir vor allem zu thun iſt, das iſt die Anerkennung des Guten, ſowie die weitere Verbreitung des Gemeinnützigen und die allgemeine Volkswohlfahrt Befördernden. Erreiche ich dieſen meinen Zweck, und gelingt es mir, mit der hier vorhabenden Arbeit Nachahmung zu bewirken, ſo bin ich ſtolz genug zu glauben, mir damit den Dank meiner Zeitgenoſſen verdient und wahrhaft Gutes geſtiftet zu haben.

Ein guter und rationeller Ackerbau hat aber vor allem die Aufgabe zu löſen, einer jeden anzubauenden Pflanze und Frucht ihren rechten Standort, und dieſen für ſie am beſten und zweckmäßigſten

zubereitet anzuweisen. Diese Regel ist die Mutter des Fruchtwechsels. Es liegt aber in ihr auch die Lehre, daß sie überall mit der genauesten Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse und der besondern Örtlichkeit anzuwenden und keineswegs eine absolute sey, die gleich einem Leisten in einer und derselben Form überall hinpasse. Ackerbestellung und Vorfrucht ist das Schiboleth, das man anzuwenden hat, wenn man die richtige Wahl der anzubauenden Frucht treffen will, aber bestehende, in das Ganze eingreifende Verhältnisse sind die Modificationen, unter denen solche Anwendung geschehen muß. Wie auf den Karviner*) Gütern die Ackerbestellung sey, das habe ich hinlänglich gesagt. Welche Fruchtfolge man eingeführt habe, darüber lagen in dem Gesagten nur erst Fingerzeige. Einen regelmäßigen Fruchtwechsel, d. h. einen solchen, wo die nachfolgende Frucht durch ihre Vorgängerin den Acker stets in den Zustand versetzt findet, in welchem er ihr zu ihrem Gedeihen am zuträglichsten ist, konnte und kann man bis jetzt aus Gründen, die bald angegeben werden sollen, nicht einführen. Ehe ich mich darüber weiter auslasse, muß ich ein Paar Worte über den Fruchtwechsel selbst einschalten, die zwar dem Eingeweihten nichts Neues, dennoch aber manchem sonst tüchtigen Landwirthe vielleicht etwas, Belehrung und Aufschluß Gebendes, seyn werden.

Genaue Beobachtungen in der Pflanzen-Physiologie und chemische Untersuchungen haben bewiesen, daß nicht allein die verschiedenen Gräser und Pflanzen eine jede ihre eigenthümliche Nahrung aus dem Boden ziehe, sondern daß sie bey der durch ihren Organismus bewirkten Verarbeitung des Nahrungsstoffes aus ihren Wurzeln sowohl, als aus ihren Stämmen und Blättern das ausschwitzen und ausstoßen, was ihnen nicht zuträglich ist. Diese Ausschwitzungen, insbesondere die aus den Wurzeln, bleiben im Boden und bil-

*) Um Unbequemlichkeiten in der Benennung und Bezeichnung der hier beschriebenen gräflich Larisch'schen Güter zu entgehen, werde ich sie fortan immer mit dem hier gewählten Beynamen bezeichnen, und das aus dem guten Grunde, weil Karvin deren Centralort ist.

den sich dort zu einem neuen Nahrungsstoffe für andere Pflanzen. Welcher Art nun derselbe am meisten zusagt, die wird am freudigsten wachsen, und je nachdem es eine andere Gattung von Gewächs war, je nachdem ist auch die Ausschwitzung eine andere und der aus ihr hervorgehende Nahrungsstoff ein anderer, woraus denn von selbst folgt, daß, wenn die nachfolgende Pflanze eine Vorgängerin gehabt hat, die einen gerade für sie geeigneten Nahrungsstoff hinterließ, sie auch besonders freudig gedeihen werde. Das Entgegengesetzte folgert sich hieraus von selbst. Übrigens gehört dieses Remanens wohl zum größern Theile dem anregenden Princip an, und das ernährende liegt in dem im Boden befindlichen Humus. Daß jedoch das erstere eine eben so wichtige Potenz sey, wie das andere, das leuchtet daraus am klarsten hervor, daß auch auf einem sehr reichen (mit Humus gut versehenen) Boden zuweilen die Pflanzen kein Gedeihen haben, und das aus keinem andern Grunde, als weil jenes anregende Princip mangelt. — Es tritt also das hier in Rede stehende Remanens mit den, weiter vorn angegebenen electrischen Entladungen, von denen Pelletier spricht, in Verbindung und Wechselwirkung.

Verfolgen wir die Sache weiter, so kommen wir auf eine ganz einfache Folgerung, deren Richtigkeit durch die Erfahrung bewiesen ist: daß nämlich eine und dieselbe Pflanze, wenn sie längere Zeit und wiederholt auf demselben Standorte steht, allen für sie geeigneten Nahrungsstoff auszieht, und am Ende nicht mehr gedeiht, wo eine andere noch freudig wachsen wird. Darin liegt die Erklärung mancher, in der Vegetation vorkommenden räthselhaften Erscheinung. So z. B. ist es dem Forstmanne bekannt, daß, wenn er Anpflanzungen in Abtrieben von derselben Holzart macht, diese bey weitem nicht so gedeihen, als wenn er eine andere wählt, ja daß sie gänzlich eingehen, wenn Jahrhunderte lang zuvor dieselbe Holzart auf der Stelle der neuen Anpflanzung gestanden hat. Mit den Cerealien, so wie mit den Gräsern und Pflanzen hat es dieselbe Bewandtniß. Ausnahmen von der Regel kommen zwar auch vor, aber sie sind selten, und sie setzen gewöhnlich Prämissen voraus, deren Vorhandenseyn man erst später wahrnimmt.

Da das hier Gesagte unumstößliche Wahrheiten enthält, so folgt daraus, daß ein verständig geordneter Fruchtwechsel eine bey weitem größere Production zulassen müsse, als z. B. die Dreyfelderwirthschaft, oder auch jedes andere Ackerbausystem, bey welchem sich mehrere gleichartige Früchte (wie z. B. Halmfrüchte) unmittelbar folgen. Wenn aber der Übergang von diesen in jenen nicht überall alsbald, zuweilen wohl auch niemals gesegnete Wirkungen zeigt, so liegt dies keineswegs in der Fehlerhaftigkeit des Systems, sondern lediglich in dessen falschen Anwendung.

Wie aber steht es um den Fruchtwechsel auf den Karviner Gütern? Nach der strengen Regel wird er nicht geführt, sondern er ist einzig und allein den bestehenden Verhältnissen und Bedürfnissen untergeordnet. So kommt es z. B. hier vor, daß man zwey Jahre hinter einander auf einer Ackertafel eine und dieselbe Frucht baut. Selbst mit Rüben und Kartoffeln thut man dies, aber immer nur, wo man es für anwendbar und vortheilhaft hält. Die gewöhnlichste Folge der Früchte auf einander ist die, daß man nach Reps Winterweitzen oder Korn baut, in diese Früchte Klee sät, und nach diesem wiederum eine Winterfrucht oder, wo es zweckmäßiger erachtet wird, Sommerung baut; worauf dann wieder in frischem Dünger Kartoffeln oder Rüben folgen. Bey Kartoffeln hat man es besser gefunden, den Dünger im Frühjahre, bey den Rüben aber besser, ihn im Herbste unterzubringen. Bey ersteren liebt man es in der ganzen Umgegend den Dünger in die Furche mit den Kartoffeln zugleich zu bringen, was man auch auf den herrschaftlichen Äckern zuweilen thut. Dabey hat man die Erfahrung gemacht, daß die nachfolgende Frucht besser ist, als wenn der Dünger vor dem Legen der Kartoffeln gebreitet und untergepflügt wird. Da ein rationeller Landwirth sich gern alle ungewöhnlichen Erscheinungen, soweit es seine Fassungskraft zuläßt, zu erklären sucht, so wollen wir auch hier versuchen, in wie weit wir der eben genannten auf die Spur kommen können.

Es ist ein Erfahrungssatz, den ich auch schon weiter vorn ausgesprochen habe, daß, je üppiger eine Frucht wächst, sie auch ver-

hältnißmäßig nach dem, was die Masse ihres verbrauchten Nahrungsstoffes anlangt, dessen nicht so viel aus der Erde gezogen hat, als eine minder üppig wachsende, indem eine sehr geil wachsende Pflanze ihre viel größeren und breiteren Blätter in der Atmosphäre mehr ausbreitet und auch, weil das Zellengewebe dieser Blätter mehr geöffnet ist, aus dieser weit mehr einsaugen kann, als eine dürftiger wachsende. Diesen Satz zugegeben, so haben wir alsbald die Erklärung für die hier angeführte Erscheinung. Denn wo man den Dünger mit der Setzkartoffel in die Furche legt, da wächst dieselbe, weil die Begeilung ihr so nahe liegt, viel freudiger und üppiger auf, und sie eignet sich mit ihrem Kraute weit mehr von dem in der Atmosphäre frey schwebenden Pflanzen-Nahrungsstoffe an. Hier gilt der Spruch: wer da hat, dem wird gegeben. Es folgt aber auch daraus die vom Landwirthe nicht genug zu beherzigende Lehre, daß der Saumselige, dessen Früchte fast immer dürftig stehen, auch darin eine empfindliche Strafe erleidet.

Ich sprach schon oben davon, daß man auf den hiesigen Gütern fast immer nach Kartoffeln Winterung folgen läßt, was nach den Gesetzen des Fruchtwechsels überall als ein Mißgriff gilt. Ob man dieses hier beobachtete Verfahren ohne weiteres auch als einen solchen bezeichnen müsse, darüber wollen wir erst absprechen, wenn wir die Gründe, die man für dasselbe hat, gehört haben werden. Wie bereits sattsam gezeigt worden, so ist der hiesige Boden der Gerste nicht günstig, und sie gedeiht nur mit Ausnahmen, und auch da fast niemals so, als auf ihr zusagendem Boden. Hafer nach Kartoffeln würde zwar sehr gut gerathen, für diese Frucht aber hat man außerdem schon Feld genug und es würde ein Mißgriff seyn, wenn man ihn in zu ausgedehntem Maaße und auf Kosten anderer, den Ökonomieen noch nöthigerer Früchte erbauen wollte. Was bleibt da unter solchen Umständen übrig, als Winterung nach Kartoffeln wenigstens zu versuchen. Wenn nun dieser Versuch geräth und wiederholt gut ausschlägt, wäre es da nicht tadelhafte Pedanterie, wenn man, blos weil die allgemeine Regel es anders vorschreibt, ein Verfahren aufgeben wollte, bey welchem das Ganze gewinnt? Als ich

das erste Mal in Karvin war, wollte mir es, als eifrigem Anhänger des strengen Fruchtwechsels, durchaus nicht in den Kopf, daß man Korn (Roggen) nach Kartoffeln mit Vortheil bauen könne, und ich fand jedesmal eine Art von Triumph darin, wenn ich in dieser Fruchtfolge schwache und dürftige Saat sah. Nachdem ich aber wiederholt, und bey mehr emporgewachsener Frucht fast überall sehr lohnenden Roggen dieser Art sah, da fing ich an, nachzugeben und nachzudenken, und ich kam endlich auf folgende Schlußfolge:

Auf den hiesigen Localitäten ist die Störung, welche das, aus den Wurzeln und Knollen, so wie aus dem Kraute der Kartoffeln ausgeschwitzte Remanens im Boden auf den Roggen überall ausübt, nicht groß genug, um die sonstige, dem Roggen günstige Nahrung und Triebkraft daran zu hindern, die Pflanzen zum freudigen Wachsthume zu bringen, und so weichen dieselben jenem gleichsam aus und es bleibt zurück für die nachfolgenden Früchte, bis wohin es sich mehr zersetzt und mit dem Boden amalgamirt. Aber warum ist dies nicht überall und besonders dort so, wo man zu den Kartoffeln stark düngt? — Unstreitig wohl deshalb, weil bey dem hiesigen so geschlossenen und wenig thätigen Boden jenes Remanens leichter neutralisirt, oder abgeschlossen bleibt, und die übrigen, den Roggenpflanzen günstigen Potenzen in ihren Wirkungen nicht gestört werden. Deshalb wird man dies Verfahren auf leichterem und mehr thätigem Boden nicht mit gleichem Erfolge üben können, auch beobachtet man es auf dem 17. d. i. dem Sackrauer Districte nicht, eben weil dort ein milderer Boden ist, welcher der Gerste zusagt, die man da auch nach Kartoffeln baut.

Nach Rüben geräth im Allgemeinen die Winterung schon besser, obgleich sie auf leichtem Boden ebenfalls nicht besonders lohnt, was man der allzugroßen Lockerung der Erde zuschreibt, das aber zum Theil wohl auch in ähnlichen Ausschwitzungen, wie bey den Kartoffeln, seinen Grund haben mag. Daß auf den Karviner Gütern in dieser Folge gute Winterung wachsen müsse, das setzt man wohl, nach dem eben Gesagten, schon voraus.

Vortrefflichen Weitzen und Roggen habe ich überall da gesehen, wo Reps vorausgegangen war. Die hohe Cultur, welche dem Acker bey dieser Frucht gegeben wird, so wie die starke Düngung, lassen übrigens schon voraussetzen, daß Wintergetreide darnach vorzüglich gerathen müsse. Wenn man aber den Acker sieht, der gewöhnlich zu Reps bestimmt wird, und der fast immer der uncultivirteste ist, so stellt man es stark in Zweifel, daß er nur einigermaaßen lohnend seyn werde. Und dennoch wird er gut, ja meistentheils ausgezeichnet. Ohne Drillcultur wäre dies aber geradezu unmöglich und sie beweist sich als überaus wohlthätig.

Frägt man nun, ob die Folge des Wintergetreides nach behackten Früchten immerfort beybehalten werden wird, so dient zur Antwort, daß wohl mit der Zeit auch hierin eine Änderung vorkommen dürfte, wenn nämlich der Boden durch immer mehrere Vertiefung und stete Lockerung, so wie durch immer stärkere Bereicherung für die Gerste geeigneter seyn wird. Bisher kann man aber diese Folge wohl nicht allein keinen Mißgriff, sondern muß sie vielmehr zweckmäßig nennen, weil sie in das Ganze fördernd eingreift.

Ich will nunmehr, um den etwaigen Zweifel, den man über die anzubauende Sommerung haben könnte, zu heben, auch ein Paar Worte über deren Standort sagen. Daß man Gerste nach behackten Früchten mehr ausnahmsweise als nach der Regel baut, habe ich schon gesagt, und daß sie überhaupt in keiner großen Menge gesät werden kann, ist auf Tafel A. ersichtlich, wo im Ganzen nur 2768 Joch Sommeranbau vorkommen, wovon wenigstens zwey Drittheile Hafer sind, so daß also, wenn wir sehen, daß im Ganzen 2330 Joch mit Kartoffeln und Rüben bestellt werden, man nur etwa ein Drittheil dieser Äcker zu Gerste im folgenden Jahre bestimmt. In welcher Folge kommt nun der Hafer? Zum Theil, wie ich schon angegeben habe, nach Klee, zum Theil aber auch nach Winterung (Weitzen und Roggen), nämlich in den Theil, wo kein Klee eingesät worden ist. Im Allgemeinen ist der hiesige Acker dem Hafer sehr günstig und man gewinnt von ihm fast immer sehr lohnende Ernten.

Es erübrigt nun noch, eine Schlußfolge, auf die Flächen und Früchte geſtützt, wie ſie Tafel A. aufſtellt, zu machen.

Zu Reps finden wir 890 Joch angegeben. Ziehen wir von der ſämtlichen Ackerfläche 2824 Joch, welche auf Wieſen, Weide und Waſſer (Teiche und Flüſſe) kommen, ab, ſo bleiben 11384 Joch, und es wird alſo ohngefähr der zwölfte Theil des Ganzen mit dieſer Ölfrucht beſtellt. Als erzeugtes Product finden wir auf derſelben Tafel angegeben 17,610 Metzen, ſo daß durchſchnittlich auf ein Joch gewonnen werden 20 Metzen, was auf einen preußiſchen Morgen eine Kleinigkeit über 8 preußiſche Scheffel beträgt. Unter den obwaltenden Umſtänden und mit Berückſichtigung deſſen, daß man den Reps als Culturfrucht behandelt, und ihm in der Regel den roheſten Acker anweiſt, iſt ein ſolcher Ertrag als hoch zu betrachten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn man erſt mit der völligen hohen Cultur aller Felder wird zu Stande gekommen ſeyn, und man auch dem Repſe Äcker, wie ſie ihm gebühren, wird anweiſen können, ſich dieſer Ertrag um mehr als die Hälfte vermehren wird. Alsdann wird auch der jetzt noch nicht völlig gedeckte Bedarf bey weitem überboten werden, und man wird die Ölſchlägerey noch erweitern können.

Ich will hier, weil mir es eben aufſtößt, einem Bedenken begegnen. Wenn ich ſo eben aufgeſtellt habe, und in der weitern Mittheilung noch oft veranlaßt ſeyn werde, zu ſagen, daß der bisherige Ertrag in der Folge faſt in aller Art werde überſtiegen werden, ſo fällt vielleicht vielen meiner Leſer ein, daß dies ſo eine gewöhnliche Floskel bey Güteranſchlägen ſey, wo es bey allem immer heißt, daß noch weit mehr gewonnen werden könne. Indeß ſind ja im Leben ſo oft zwey Dinge einander zum Erſchrecken ähnlich, wenn ſie gleich, bey genauerer Unterſuchung, in ihrem Weſen himmelweit verſchieden ſind. Welchen Grund hätte ich denn wohl, hier zu übertreiben und überall die Farben aufs glänzendſte aufzutragen, da es ſich ja nicht darum handelt, die Güter herauszuſtreichen, um ihnen einen Vortheil zu verſchaffen, oder ſie an den Mann zu bringen? Und welche Entſchädigung wäre mir denn geboten, wenn man, bey eigener An-

ſicht und Erforſchung der Sachen mich eines marktſchreyeriſchen Geſchreibes bezüchtigen könnte? Ich trage vor, was ich geſehen, und was ich ſage, fließt aus der vollſten Überzeugung. Sehe ich durch ein gefärbtes Glas, ſo mag man mir es nachweiſen und mich öffentlich, aber auch gründlich widerlegen.

Mit Zuckerrüben werden gegenwärtig, nach Taf. A., 426 Joch angebaut, wozu aber, wie die Anmerkung auf derſelben Tafel angibt, noch 200 Joch geſchlagen werden ſollen, weil die Zuckerfabriken eigentlich in der Hauptabſicht angelegt worden, die Brandweinbrennereyen zu erſetzen, wenn deren Gewinn, in Folge der Zeitereigniſſe, immer mehr ſinken ſollte, und weil deshalb ſucceſſive von den zum Kartoffelanbaue beſtimmten Äckern ein Theil nach dem andern zur Rübenerzeugung gezogen werden ſoll. Man gewinnt gegenwärtig 125,100 Ct. Rüben, und es fehlen zum Bedarf, der 128,640 Ct. iſt, 3540 Ct. Wird aber der Betrieb der Fabriken zu ſeiner vollen Höhe, jede mit 80,000 Ct., zuſammen alſo mit 160,000 Ct. gebracht, ſo fehlen 35,000 Ct., wozu nach dem jetzigen Ertrage nur etwa 120 Joch nöthig ſind, indem, die auf Taf. A. angegebene Fläche mit dem Ertrage zuſammengeſtellt, nahe an 300 Ct. auf ein Joch als Ertrag kommen. Es dürfte dem Anſcheine nach vielleicht mehr in der Ordnung geweſen ſeyn, wenn ich oben, wo ich vom Rübenanbaue überhaupt ſprach, auch angegeben hätte, in welcher Entfernung man dieſe Frucht anpflanzt. Ich hob mir dies bis hierher auf, weil ich da überſichtlicher den Ertrag angeben kann, wenn ich Entfernung und Gewicht der Rüben ihm zur Seite aufſtelle. Die Kämme ſind genau zwey Fuß und die Rüben auf denſelben knapp einen Fuß, eigentlich aber nur 10 Zoll von einander entfernt. Es entfällt mithin auf jede einzelne Rübe eine Ackerfläche von nahe an zwey Quadratfuß. Ein Joch von 1600 Quadratklaftern à 36 Quadratfuß enthält 57,600 Quadratfuß, worauf denn, bey der allerweiteſten Entfernung von einander, 28,800 Rüben ſtehen können. Dreyhundert Centner (à 100 Pf.) erfordern alſo, daß eine jede Rübe 1 Pf. 1 1/2 Loth wiege. Bey guter Cultur iſt, wie man bald überzeugt wird, eine ſolche Aufgabe nicht ſchwer zu löſen, da man

eine Menge Rüben von 10 — 12 Pf. erntet. Wohl weiß ich, daß, um durchgehends große und schwere Rüben zu erzeugen, man denselben bis zu 3 Quadratfuß einräumen muß. Da jedoch die Erfahrung bewiesen hat, daß die kleinern zuckerreicher sind, so zieht man es vor, solche zu erziehen und pflanzt sie zu dem Ende näher an einander.

Die Kartoffeln bedecken eine Fläche von 1904 Joch, und geben einen Ertrag von 355,920 Metzen, so daß auf ein Joch nicht volle 190 Metzen kommen, was im Verhältniß zu den Rüben fast als gering erscheint. Man muß jedoch wissen, daß bey jener Fläche zeither ein großer Theil Rhodeland und urbar gemachte Wüstungen waren, durch welche der Durchschnittsertrag herabgesetzt wird. Stellt man die mit Rüben und Kartoffeln bebauten Äcker zusammen, so ergibt sich eine Fläche von 2330 Jochen oder mehr als 5000 preuß. Morgen. Ich kenne viele große Ökonomieen in Deutschland, auf denen der Hackfruchtbau in großer Ausdehnung betrieben wird, aber es dürfte deren wohl nur wenige, und wer weiß ob am Ende auch gar nur eine, geben, welche diese erreichen. Denn wenn es überhaupt schwer seyn wird, Ökonomieen zu finden, die den fünften Theil ihrer Äcker mit behackten Früchten bestellen, wie dies hier der Fall ist, so dürfte es wohl eben auch nicht leichter seyn, viele zu treffen, deren Area überhaupt so groß ist, und die, wenn dies auch der Fall ist, gerade ein Ackerbausystem mit so ausgedehntem Hackfruchtbaue haben.

Mit Wintergetreide finden wir 2928 Joch, d. i. ohngefähr den vierten Theil der ganzen Ackerfläche bestellt. Bey einem so enormen Hackfruchtbaue ist dies als viel zu rechnen, und es wird damit einer Hauptbemängelung, welche man derartigen Ökonomieen, und zwar gewöhnlich nicht ohne Grnnd macht, vorgebeugt. Diese ist der Strohmangel, an welchem sie fast alle laboriren. Schon habe ich auf die bedeutende Länge aufmerksam gemacht, welche fast alle Getreidegattungen ohne Ausnahme hier erreichen, und vermittelst deren mehr Stroh als gewöhnlich gewonnen wird. Dessenungeachtet aber ist es nicht zu verbergen, auch geht es aus dem Nachweis auf Ta-

fel A. hervor, daß man an diesem, für die Ökonomie so kostbaren Material auch hier mitunter empfindlichen Mangel leidet, was bey der übergroßen Viehzahl, die wir im folgenden Kapitel kennen lernen werden, nicht Wunder nehmen darf. Der Verbrauch vom Korne der Winterung ist enorm groß, weil die Brandweinbrennereyen dessen allzuviel in Anspruch nehmen, dennoch aber bleiben über denselben, der 41,060 Metzen beträgt, 3565 Metzen übrig, indem sich die Erzeugung auf 44,625 Metzen belauft. Mit der bestellten Fläche zusammengestellt entfallen auf ein Joch etwas über 15 Mtz. (gibt auf einen preußischen Morgen gegen 7 Scheffel), welches etwas über die fünffache Einsaat beträgt. Dies kann man freilich nichts Außerordentliches nennen, und man möchte sich fast wundern, daß kein höherer Ertrag herauskommt, zumal beym Anblick so üppiger Felder, von denen viele die acht- bis zehnfache Einsaat geben: wenn man nicht in Erwägung ziehen wollte, wie viele Äcker bey der ehemaligen Bewirthschaftung bis in den Grund vernachläßigt waren, wie viele aber auch von Natur sehr unfruchtbar sind, und einer großen und anhaltenden Nachhülfe bedürfen, ehe sie in die Reihe der guten tragbaren einrücken, und nicht mehr dazu beytragen, den Durchschnittsertrag herabzustellen. Übrigens weiß jeder erfahrne Landwirth, daß es schon seine Aufgabe zur Zufriedenheit lösen heißt, wenn man auf Boden von mittlerer Qualität, die sich hier aus dem Durchschnitt sämtlicher Güter ergibt, die fünffache Einsaat wieder gewinnt.

Gehen wir zum Sommergetreide über. Ihm sind 2768 Joch Acker eingeräumt, auf welchem 12,731 Metzen Gerste und 58,248 Metzen Hafer erzeugt werden. Diese Summe von 70,979 Metzen auf die angegebene Fläche vertheilt, gibt über 25 Mtz. vom Joch, folglich bedeutend mehr, als die Winterung, was man aber vorzugsweise dem guten Gedeihen des Hafers zuzuschreiben hat, der in der Regel die acht- und mehrfache Einsaat gewährt. In der Gerste tritt der Sackrauer District besonders hervor. Er ist, wie ich schon wiederholt angegeben habe, mit einem milden und recht eigentlichen Gerstenboden versehen, und es wird diese Frucht dort auch

faſt überall nach behackten Früchten angebaut. Der Bedarf iſt in beyden Getreidearten nicht allein gedeckt, ſondern es bleibt, wie die Taf. A. nachweiſt, noch ein bedeutender Überſchuß.

Ich komme nun zu dem höchſt wichtigen Gegenſtande der Futtererzeugung. In einer Ökonomie, wo, wie hier, und wie in jeder rationell geführten Landwirthſchaft, die Viehzucht den Kern und Angel bildet, um welchen ſich alles übrige dreht, ſtraft ſich nichts ſo empfindlich, als Saumſeligkeit in dieſem Gegenſtande. Alles übrige, deſſen man in der Ökonomie bedarf, kann man leichter für Geld haben, als Viehfutter, und ſelbſt, wo es auch noch zu haben wäre, da fehlt ihm faſt immer die erforderliche Qualität. Wie ſehr man dies auf den Karviner Gütern zu würdigen weiß, das leuchtete ſchon daraus hervor, als wir den Anbau des Miſchlings als Vorfrucht vor Reps einer Beurtheilung unterwarfen. Wieſen ſind, wie ſchon angegeben, im Verhältniß wenig, und nur die beyden Diſtricte Nr. 17 und 18 ſind gut damit verſehen, wogegen 2 und 4 gar keine und einige von den übrigen ſo wenige haben, daß es kaum der Rede werth iſt. Da muß denn vor allem der Klee aushelfen, der glücklicherweiſe faſt durchgehends lohnend wächſt. Die ganze damit beſäte Fläche beträgt 2420 Joch oder nahe den fünften Theil der ſämtlichen Äcker. Rechnen wir dazu noch die 769 Joch, welche mit Wickengemenge angebaut ſind, ſo haben wir 3189 Joch, folglich mehr als den vierten Theil des Ganzen, und ſchlagen wir endlich, wie es ſich gehört, noch die Wieſen mit 1007 Joch und die Hutweiden mit 851 Joch zu, ſo erhalten wir eine Fläche von 5047 Jochen, die im Verhältniſſe zur ganzen Area von 14,208 Joch mehr als den dritten Theil ausmacht. Ob nun gleich dies als ſehr viel erſcheint, ſo beträgt es am Ende doch nicht einmal ſo viel, wie bey einer ſtrengen Dreyfelderwirthſchaft, bey welcher Wieſen vorkommen, die zu gleichem Zwecke, aber mit ungleich weniger günſtigem Erfolge, verwandt werden. — Trotz dieſer großen, der Futtererzeugung gewidmeten Fläche aber deckt dennoch die Erzeugung den Bedarf noch nicht vollſtändig, indem, wenn wir beydes gegen einander ſtellen, noch 1623 Ct. Heu fehlen, die entweder zugekauft, oder durch

Brandweinſchlempe erſetzt werden müſſen. Indeß iſt dieſe ſchon beym Futterbedarf ohnehin in Rechnung gebracht, und es bleibt daher immer noch eine Lücke, die aber von Jahr zu Jahr kleiner wird, weil das ſelbſt erzeugte Futterquantum ſich, bey dem ſteigenden Reichthum des Bodens, fortwährend mehrt. Bey der Berechnung des Heues, welches nur als trockenes Futter in Aufnahme kommt, müſſen wir einen großen Theil der Kleefelder auf Sommerfütterung in Abſchlag bringen, weil, wie es wohl in die Augen ſpringt, die unbedeutenden Weideflächen mehr als Stand- und Spatziergangsplätze für das Vieh, denn als Weideplätze zu betrachten ſind. Denn was wären wohl 851 Joch Weide nur allein für 41,000 Schafe? Sobald die Ernte vorüber iſt, und die Stoppeln frey werden, finden dieſe jedoch ziemlich ihre volle Ernährung auf denſelben. Auf den Feldern der Unterthanen hat jedoch die Herrſchaft kein Weiderecht, und einzig bey Swietlau findet dasſelbe ſtatt. —

Wir werden wenig fehl gehen, wenn wir zwey Fünftheile des angebauten Klees auf Grünfutter abrechnen, und ſodann die andern drey Fünftheile mit zu der Fläche ziehen, von welcher das nachgewieſene Heu gewonnen wird. Es bleiben daher von derſelben, die im Ganzen 2420 Joch beträgt, 1452 Joch und hiezu 769 Joch mit Miſchling, alsdann noch 1154 Joch Wieſen, was alles zuſammen 3375 Joch beträgt, welche die angegebene Heumaſſe liefern. Wornach denn, da im Ganzen 164,407 Ct. geerntet werden, auf ein Joch etwas über 48 Ct. entfallen. Ziehen wir dabey in Betrachtung, daß die Wieſen zum Theil nicht allzu ergiebig ſind, und daß der Miſchling meiſtentheils vor Reps erbaut wird, wo er zeitig das Feld räumen muß, alſo zu keiner beſondern Stärke kommen kann, ſo können wir für erſtere füglich wohl nicht mehr als 40 Ct. und für letzteren nicht über 30 Ct. Heu per Joch annehmen, und es kommt ſonach das Übrige dem Klee zu Gute, wodurch ſein Ertrag ziemlich auf 60 Ct. vom Joche ſteigt, was er auch, bey ſeinem ungemein guten Wachsthume, in zwey Schnitten wirklich gibt.

Wenn ich nun noch zu dem letzten wichtigen Gegenſtande, der auf Tafel A. vorkommt, nämlich zum Dünger übergehe, und deſſen

Verhältniß zu der zu begeilenden Fläche aufstelle, so glaube ich, ist alsdann mein Commentar vollständig.

Es werden erzeugt 849,097 Ct. und der Bedarf ist auf 861,621 Ct., so daß also 12,524 Ct. fehlen, die durch Surrogate, vorzüglich durch den Kalk ersetzt werden müssen. Die angegebenen 1350 Klafter Kalkstein geben à 60 Mtz. = 81,000 Mtz. gebrannten Kalk. Ackerfläche ist, wie oben angegeben, 11,384 Joch. Wenn nun eine mittlere Düngung von 300 Ct. Mist gegeben wird, so können mit dem vorstehenden erzeugten Quantum 2830 Joch d. i. der vierte Theil der ganzen Ackerfläche gedüngt werden, wozu dann aber noch der Kalk kommt, welcher, 120 Mtz. aufs Joch gerechnet, 675 Joch versieht, so daß also nahezu der dritte Theil der Äcker alle Jahre gedüngt werden kann, was denn auch wirklich geschieht, und wodurch sie zuletzt zu einer Geilheit gelangen, vermöge deren sie alle Früchte immer reichlicher tragen müssen. Wäre nun der Boden dieser Güter nicht zum größten Theile von der Art, daß ihm eine solche starke Begeilung unter allen Verhältnissen heilsam ist, wäre er z. B. überall so, wie auf dem Sackrauer Districte, so könnte leicht der Fall eintreten, daß er für die Getreidefrüchte allzugeil würde, und nur Lager erzeugte. Indeß wird das Mittel gegen einen derartigen Übelstand schon kräftig genug in dem Miniren angewandt, vermittelst dessen der Boden eine Vertiefung erhält, die beynahe das Dreyfache einer gewöhnlichen austrägt, mithin sich auch die Begeilung auf diese ganze Vertiefung vertheilt, und den Früchten niemals nachtheilig werden kann. Schon das Zahlenverhältniß gibt an, daß man da eine dreymal so starke Düngung wie eine gewöhnliche geben kann, ohne den Nachtheil des Lagerns fürchten zu dürfen. Welch einen Grund zur Fruchtbarkeit und zur nachhaltigen Ertragsfähigkeit man aber damit auch legt, das brauche ich gar nicht erst besonders hervorzuheben, da es dem erfahrnen Landwirthe hinlänglich bekannt ist.

Ich komme nunmehr zu einem andern wichtigen Gegenstande, und das ist die, bey der Agricultur angewandte, Hand- und Zug-
F. kraft, worüber man genau Buch und Rechnung führt. Tafel F. gibt hierüber einen Nachweis vom Jahre 1838. Ein jeder Districtsbe-

amte führt darüber ein genaues Journal und nach demſelben wird ſodann, indem alle zuſammengetragen werden, ein Hauptnachweis angefertigt, aus welchem zu entnehmen iſt, wieviel eine jede erbaute Frucht im Geldbetrage an Arbeitskraft gekoſtet hat. Tafel G. liefert ein Schema eines ſolchen Nachweiſes. Dasſelbe gibt freylich noch nicht den vollen Koſtenpreis einer jeden Frucht an, weil zu demſelben noch eine Menge Gegenſtände, als Grundſteuern, Bodenrente, Beſoldungen ꝛc. treten; aber es liefert doch viele Beyſpiele, wie häufig bey einer viel größern Auslage auf Arbeitskraft dennoch die gewonnene Frucht viel wohlfeiler kommt, als bey einer viel geringeren, mit andern Worten, es liegt darin der Beweis, wie hoch ſich die auf höhere Cultur verwandte Arbeit auszahlt. Darin aber liegt wiederum auch der Beweis dafür, daß in der Landwirthſchaft die in vielen Gegenden unbeſchäftigt bleibenden, und zum Müßiggange gezwungenen Hände, aufs zweckmäßigſte, und zwar nicht allein zum Vortheile der Erwerbloſen, ſondern auch zum größten Gewinn des Landwirthes verwandt werden können. Es liegt darin der Triumph meiner weiter vorn aufgeſtellten Anſicht, daß im Landbau und deſſen wahrhaft verſtändigen Betriebe vor allem andern das Mittel liegt, dem auf eine ſo bedenkliche Weiſe um ſich greifenden Pauperismus von Grund aus abzuhelfen. G.

Und nun muß ich, als zur Vollſtändigkeit gehörend, noch anführen, mit welchen Unkräutern hier der Ackerbau vorzugsweiſe zu kämpfen hat. Deren habe ich vor allen andern drey anzuführen, die als ſehr ſtörend auf den Fruchtbau einwirken. Sie ſind: der Hederich, beyde Arten **Sinapis arvensis** und **Raphanus raphanisti**, die Treſpe und einige Wickenarten. Erſteren vertilgt man durch die Cultur bey den behackten Früchten und durch das Ausjäten. Aber nicht ſo leicht wird man der andern beyden Herr. Denn es zeigen ſich z. B. die Wicken, welche perennirend ſind, und tief im Boden ihre Wurzeln erhalten, in manchen Jahren faſt gar nicht, oder doch ſehr wenig, dagegen in andern, ihnen beſonders günſtigen, wieder in ſolcher Menge, daß man ſie gar nicht vertilgen kann. Vornehmlich niſten ſie ſich im Weitzen und Roggen ein, und als ſähen ſie

es darauf ab, den Landwirth zu kränken, so zeigen sie sich nicht, während die Saat noch klein ist, wo man sie also leicht ausjäten könnte, sondern erst, wenn dies, wegen der Höhe des Getreides, nicht mehr möglich ist, wenn man nicht dasselbe verderben will. Vor allem ist es die dunkel violett blühende, mit der man zu kämpfen hat, und die bekanntlich eine Menge Seitenäste wirft, wo also von jeder einzelnen Staude eine große Fläche überzogen wird. Aus dem Saatgetreide schafft man zwar ihren Samen völlig heraus, aber ihre Wurzeln wird wahrscheinlich erst das Miniren des Ackers vertilgen, so daß man diesen Feind erst alsdann völlig los zu werden hoffen darf, wenn man mit dieser Operation durch alle Äcker durch seyn wird.

Zur Trespe sind sämtliche, um Karvin her liegende Districte geneigt, was in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Bodens seinen Grund hat, der, wie ich schon einigemal angegeben habe, sehr wasserhältig und mit einer Menge von Ackerquellen durchsetzt ist. Bekanntlich ist aber ein solcher Boden der Trespe so günstig, daß sie, auch wenn man den allerreinsten Roggensamen sät, sich dennoch sehr häufig beym Aufwachsen desselben vorfindet. Man hat, wie jedem erfahrnen Landwirthe bekannt ist, auch bey der sorgfältigsten Ackerbestellung und bey dem reinsten Samen, dieses Unkraut auf dergleichen Localitäten in Menge, und da dies überall so vorkommt, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß am Ende wohl der Roggen selbst in Trespe ausarten müsse. Daß dem auch wirklich also sey, dafür sprechen wohl mehrere Thatsachen. Man bestelle z. B. einen solchen Acker mit Reps, und man wird keine Trespe haben. Im Weitzen findet sie sich zwar, aber in bey weitem geringerer Menge, als im Roggen. Daraus geht denn wohl die Wahrheit hervor, daß zwar der Samen der Trespe sich im Boden verhalten und mit der Winterfrucht aufwachsen könne, daß dessen aber keineswegs so viel sey, daß dieselbe in einer Menge sich zeigt, wo sie nicht selten den Roggen bey weitem überbietet, selbst wenn man für diesen auch den allerreinsten Samen gewählt hat. Was für die Hypothese spricht, daß wirklich der Roggen sich auf einer gewissen, hier in Rede ste-

henden, Bodenart in Treſpe verwandelt, das iſt der entgegengeſetzte Satz, daß nämlich dieſe wiederum ſich in Roggen umwandelt, wenn man ſie auf Boden ſät, welcher durchaus keine Treſpe nährt. Davon kann ich meine eigene Erfahrung anführen. Unter meinen Augen wurde einſt eine Parthie Treſpenſamen ſorgfältig gereinigt und jedes Roggenkorn hinweggeſchafft. Dieſe ganz reine Treſpe ward auf zwey Ackerbeete, die einen ſehr trockenen Sandboden hatten, angebaut. Kein Roggen war dazu gekommen, und dennoch erntete ich Roggen davon, wo kaum noch ein Zehntheil mehr Treſpe darunter war. Andere Landwirthe haben dieſelben Verſuche gemacht, und gleiche Reſultate geſehen. So gut, wie nun in dieſem Falle die Treſpe in Roggen ſich umwandelt, ſo kann dort, wo der Boden der Treſpe ſehr zuſagt, wohl auch jener ſich in dieſe verwandeln. Sonach iſt denn kein anderes Mittel, auf ſolchen Bodenarten die Treſpe los zu werden, als die möglichſte Sorgfalt auf Trockenlegung zu verwenden, was man durch Anlegung von Abzugscanälen, und durch tiefe Cultur, ſo wie durch ſtarke Bereicherung des Bodens durch Dünger einzig und allein erreichen kann. So iſt denn auch auf den Karviner Gütern Hoffnung, jenen Feind mit der Zeit zu vertreiben, und wirklich lehrt die Erfahrung, daß er immerfort abnimmt, und auf vielen Äckern, wo er ſonſt völlig die Oberhand hatte, ſich ſchon bey weitem weniger zeigt. Bey trockenen Jahren kann man dies freylich nicht inne werden, weil dieſe der Treſpe überhaupt nicht günſtig ſind, wohl aber bey feuchten. Bey ganz naſſen zeigt ſie ſich freylich noch in Fülle und Menge; bey ſolchen aber nahm ſie ehemals gewöhnlich ſo überhand, daß man zwiſchen ihr den Roggen faſt ſuchen mußte.

Endlich komme ich dazu, die Frage zu beantworten: wie und auf welche Art man auf den hieſigen Gütern erntet? Wir fangen mit dem Repſe, als welcher zuerſt zur Ernte kommt, an. Von ſelbſt ſetzt man wohl voraus, daß man da, wo man für die Handarbeiten iſt, und ſie in ausgedehntem Maaßſtabe überall anwendet, auch bey dieſer Frucht ſie nicht ſparen, und folglich, anſtatt dieſelbe zu mähen, es vorziehen werde, ſie mit der Sichel abzuſchneiden. Wo man nur immer kann, da thut man auch ſelbſt

dort dasselbe, wo man auch sonst die Handarbeit, als zu theuer, aufs möglichste spart. Denn, was man auch immer sagen möge, so gehen beym Mähen eine Menge von Körnern verloren, die man beym Schneiden erhält. Man beobachtet in Karvin ganz die Methode, welcher alle verständigen und erfahrnen Repsbauer folgen, nämlich die, daß man die Frucht alsbald hinter dem Schnitter in kleine Bündel bindet, und ohngefähr 12 — 15 derselben in Pyramiden gegen einander aufstellt, die man so lange stehen läßt, bis der Reps völlig nachgereift ist. Ist dies geschehen, so ladet man die Bündel mit aller Vorsicht auf Wagen, die mit Leinwandplahen ausgeschlagen sind, und bringt sie so in die Scheuer; wenn man es nicht vorzieht, den Reps auf dem Felde auszudreschen, und zu dem Ende eine Tenne dort auf der Stoppel herrichtet. In solchem Falle ist es dann wieder am besten, die Bündel auf mehreren Stellen zusammen zu tragen, und sie dort rings um den Platz, auf welchem man sie ausdreschen will, in derartigen Pyramiden aufzustellen. Man drischt sodann die Frucht auf leinwandenen Tüchern aus, was, da sie sehr trocken ist und fast von selbst ausfällt, sehr leicht ist. Sie wird sodann von der gröbsten Spreu durch Siebe gereinigt, in Säcke gegeben und in die Scheuer gebracht, um dort völlig gesäubert zu werden. Ohne Zweifel kommt man auf diese Art mit dem geringsten Maaße von Arbeit zum Zwecke, nur ist nicht immer die Witterung so günstig, daß sie sich ohne Störung ausführen läßt.

Das Getreide erntet man auf die gewöhnliche Art, nur hat man nicht die tadelhafte Sitte, die zum Theil in Süddeutschland besteht, nämlich die: daß man die Sommerung gar nicht bindet, sondern nur in Haufen bringt, und sie so auf den Wagen ladet. Eine Ausstellung wäre allenfalls zu machen, und das ist die: daß man die Winterung in Schwaden und nicht an die Wand (gegen das stehende Getreide) mäht und sie abraffen läßt. Das Stroh wird dabey sehr verwirrt, und es gehen viele Körner verloren. Es wird sich noch Gelegenheit finden, darüber zu sprechen. Einstweilen führe ich blos an, daß man aus Mangel an Arbeitern die alte Methode noch beybehält. Man macht ungemein große Garben, so zwar, daß

man die langen Strohbänder faſt voll legt, wodurch dann Gebünde entſtehen, an denen ein ſtarker Mann zu heben hat. Eines Theils vermindert dies zwar die Arbeit, andern Theils aber iſt dieſe doch ſehr beſchwerlich. Von einem Schock (60 Gebünd) ſolcher Garben driſcht man in der Regel vom Weitzen und Roggen 5 — 6 Metzen, von der Gerſte 7 — 8 Metzen, und vom Hafer 8 — 10 Metzen. Vergleicht man dies mit manchen andern Gegenden Deutſchlands, wo man nur 2 — 3 preußiſche Scheffel vom Roggen und von den übrigen Getreidearten nach Verhältniß ausdriſcht, ſo findet man es freylich faſt unbegreiflich. Nur im größten Theile von Böhmen liebt man es auch, ſo große Garben zu machen. Wo man dies aber thut, da iſt es ein wichtiger Gegenſtand, wenn man z. B. nur hundert Schock mehr oder weniger hat. Bey der Länge des Roggens gibt auf den hieſigen Gütern auch gewöhnlich ein Schock ſolcher Garben ein großes Fuder.

Die Kartoffeln werden, wie ſchon angegeben wurde, von den im Vertrage aufgenommenen Arbeitern herausgenommen und bis auf den Wagen zur Abfuhr geſchafft. Bey der ungeheuren Menge würde es faſt unmöglich ſeyn, ſie alle in Kellern unterzubringen. Man wählt daher die einfache Methode der Haufen oder Mieten, in welche man ſie ſetzt. Freylich geht damit eine große Menge Stroh auf, aber da kein andrer Ausweg bleibt, ſo muß man ſchon dies Opfer bringen. Denn was man auch immer ſagen mag, daß man es ja wieder bekommt, und zur Einſtreu benutzen kann, ſo iſt doch die Hälfte als preisgegeben zu betrachten. Daß man übrigens bey dieſer Aufbewahrungsmethode der Kartoffeln gar nichts wagt, das iſt bekannt, vorausgeſetzt, daß man beym Setzen und Zudecken dieſer Haufen keinen Fehler macht. Vor allem kommt es darauf an, ſie am untern Saume an der Erde gut zu verwahren, wo die Kälte immer am erſten eindringt. Bey der großen Anzahl von Haufen, die man hier zu machen hat, haben ſich die Arbeiter bereits eine ſolche Fertigkeit erworben, daß dergleichen Fehler gar nicht vorkommen.

Die Rüben werden ebenfalls, wie auch ſchon angegeben wurde, im Vertrage geerntet. Da ſie, wie ſchon geſagt, nicht gepflanzt wer-

den, ſondern auf der Stelle ſtehen bleiben, wohin die Samen geſteckt worden, ſo bekommen ſie wenig Seitenwurzeln, ſind daher auch ſehr leicht abzuputzen. Sie werden ſodann ebenfalls in Mieten geſetzt, und ſobald Zeit und Arbeit es nur geſtatten, an die Zuckerfabriken abgeliefert. Die auf dem Sackrauer Diſtricte, in Sukowetz ſtehende wird von ihrem Diſtricte allein verſorgt, weshalb denn auch auf demſelben die bedeutende Fläche von 209 Jochen mit Rüben bebaut wird. Die in Suchau, unweit Karvin, erbaute dagegen bekommt von allen umliegenden Diſtricten ihre Zufuhr. Bey der Rübenernte muß man, wie dies wohl allgemein bekannt iſt, darauf bedacht ſeyn, die rechte Zeit zur Ernte zu wählen, damit man nicht von einem Herbſtfroſte übereilt werde, der ihnen ſehr nachtheilig iſt, und dem Zuckergewinn Eintrag thut. Das Ausgraben geht, eben weil die Rüben wenig Seitenwurzeln haben, ſehr raſch. Gleich hinterher wird das Kraut abgeſchnitten und auf den Boden geworfen, wo es liegen bleibt, um als Düngung untergepflügt zu werden. Landwirthinnen, ſo dies leſen und die da wiſſen, was für ein gutes Milchfutter dieſes Kraut für Kühe iſt, werden freylich dies eine Verſchwendung nennen. Man kann jedoch bey der großen Menge dasſelbe hier nicht als Futter benutzen, und um es abzutrocknen und für den Winter aufzubewahren, dazu iſt die Jahreszeit nicht geeignet. Acht haben muß man, daß es nicht von Fremden hinweggetragen wird, weshalb man es auch, ſobald die Rüben nur vom Acker gebracht ſind, ohne Verzug unterpflügt. Man hat früher den Verſuch gemacht, die Rüben auf die Art von Fremden herausnehmen zu laſſen, daß ſie dafür das Kraut als Bezahlung erhalten, man hat aber gefunden, daß dabey nur Nachtheil herauskommt, indem die Arbeit fehlerhaft vollzogen wird, weil die Leute nur darauf bedacht ſind, viel Blätter zu gewinnen und häufig das Kraut mit Gewalt abreißen, die Rüben aber ſtecken laſſen.

Es folgt nunmehr ein wichtiger Punct und das iſt der: in welcher Art vertheilen ſich die Arbeiten? Denn der wahrhaft rationelle Landwirth nimmt darauf vor allem Bedacht, weil er ſonſt zuweilen in ein Gedränge gerathen würde, aus welchem er ſich

kaum herauszufinden wüßte, und wo ihm leicht großer Nachtheil erwachsen könnte. Tafel A. wird uns hier wieder als der beste Leitfaden dienen, und die beyden Tafeln F. und G. werden denselben noch ergänzen.

An die Spitze des hier zu Sagenden stelle ich, was auch schon aus dem Vorhergehenden klar geworden ist, daß nämlich die Direction der Güter vor allem darauf bedacht gewesen ist, sich mit den nöthigen Arbeitskräften zu allen Zeiten und unter allen Umständen zu versehen. Jedoch treten, trotz aller dieser lobenswerthen Vorsorge, noch zuweilen Fälle ein, wo man sich kaum zu helfen weiß. Dies ist übrigens auch ganz natürlich. Denn wo man allenthalben auf die strengste Ordnung und Pünctlichkeit hält, da entsteht, weil fast jeder Tag seine ihm zugewiesenen und nicht aufzuschiebenden Beschäftigungen hat, augenblicklich eine Störung, wenn z. B. ungünstige Witterung nicht jede Arbeit zu der Zeit, auf welche sie trifft, vollziehen läßt. Da muß denn der Fleiß und die Überlegung des Beamten eintreten, um diese Störung möglichst unschädlich zu machen.

Wir beginnen mit dem Anfange des Jahres. Im Winter werden alle nöthigen Fuhren, von welcher Art sie immer seyn mögen, gemacht. Daß dabey der Kalkstein nicht zuletzt bedacht seyn werde, das setzt man nach dem Mitgetheilten voraus. Sobald der Frühling den Boden nur ein wenig abgetrocknet hat, geht man an die Bestellung der Haferfelder, denn man muß damit aus dem Grunde eilen, weil das Klima rauh ist, und der Hafer sonst zu spät reif werden würde. Zwischen durch geht man, wo es nur immer thunlich, an das Bearbeiten des gedrillten Repses, wobey jede Verzögerung sich hart bestrafen würde, da der hiesige Boden nach jedem Regen diese Bearbeitung nicht sogleich wieder gestattet, und also bey einer geringen Saumseligkeit dieselbe zu spät kommen könnte. Ohne sie aber würde der Ertrag bedeutend zurückschlagen. Der Nachtheil, den jedoch der Beamte in seiner Procentuation dadurch erleiden würde, treibt ihn schon an, die Zeit abzupassen und wahrzunehmen. Daß aber auch dabey der Eine dem Andern überlegen sey, wer wollte dies in Zweifel ziehen? Wo wäre es

auch denkbar, daß achtzehn alle gleiche geiſtige Talente zu ihrem Fache haben ſollten! Eher würden Carl dem Fünften alle ſeine Uhren gleich gegangen ſeyn, ehe es der Direction noch hat gelingen können, etwaigen Unbeholfenheiten bey ihren zugezogenen Individuen ſo zu beſeitigen, daß keine mehr vorkäme, die ihr Verdruß und dem Gange des Ganzen Nachtheil bringen kann.

Gleichzeitig mit der Bearbeitung des Repſes trifft die Zubereitung der Rübenfelder, und es muß jede Minute benützt werden, um damit zur rechten Zeit zu Stande zu kommen, weil eine Verſpätung hierbey den Grund zum Mißrathen der Rüben legen kann. Drey Stachel ſpornen freylich fortwährend, ſie ſind: das Intereſſe; das Ehrgefühl, ſich die Andern nicht zuvorkommen zu laſſen; und das Treiben der Direction. Wo aber die Dispoſitionsfähigkeit fehlen würde, da möchten auch dieſe Stachel am Ende mehr ſchaden als nützen, weil ſie den Beamten nur verwirren und am Ende ganz unſicher machen würden.

Auch die Kartoffelfelder treten faſt zur ſelben Zeit in die Reihe, bey denen noch überdies eine Menge von Düngerfuhren zu machen ſind, weil man deſſen niemals ſo viel im Vorrathe und Überfluſſe hat, daß man ihn im Winter ausfahren könnte. Bey dieſen Fuhren hilft jedoch die Robot aus, und da man zu den Ackerarbeiten hinlängliches herrſchaftliches Geſpann hat, ſo kommt alles nur auf die richtige Eintheilung und Dispoſition an. So lange die Witterung günſtig iſt, iſt auch die Aufgabe nicht allzuſchwer zu löſen, aber ſie wird es, wenn ungünſtiges Wetter eintritt. Wo man die Kartoffeln mit Handarbeit ſetzt, da iſt der Pflug fertig, ſobald er den Dünger unter und den Acker in Beete gebracht hat. Mitunter wird jedoch, wie ich ſchon angeführt habe, der Dünger in die Furchen gelegt und er darf nur in Häufchen auf den Acker gebracht ſeyn.

Die Gerſte drängt eben nicht allzuſehr, weil man davon, außer in Sackrau, verhältnißmäßig nur kleine Flächen anbaut.

Vor allem aber muß man auch auf den, vor dem Repſe hergehenden Miſchling bedacht ſeyn, weil er ſonſt entweder zu wenig

ausgeben, oder das Feld zu spät räumen würde, wenn er nicht schon im zeitigen Frühjahre zum Wachsen käme.

Aus alle dem ist ersichtlich, daß die Zeit pünctlich wahrgenommen werden muß, wenn alles gehen soll, wie es muß. Indeß bedarf es nur eines ununterbrochenen Fleißes und kluger Aufmerksamkeit auf alle vorkommenden Zwischenfälle, um mit der Arbeit im Zuge zu bleiben und auch zur rechten Zeit fertig zu werden. Dies gilt jedoch nur vom Frühjahrsanbaue. Es kommen aber Zeitpuncte, wo man noch stärker ins Gedränge geräth, und das ist in der Ernte. Die großen Repsfelder bedürfen vieler Arbeit, und wenn sehr veränderliche oder gar regnichte Witterung in die Ernte fällt, so ist die Aufgabe keine leichte, ihn gut und ohne Verlust nach Hause zu bringen. Da kommt denn freylich die oben beschriebene Erntemethode sehr zu statten. Kommt er zeitig zur Reife, so trifft mit seiner Ernte zuweilen die zweyte Bearbeitung der Rüben zusammen, und man kann nicht Menschenhände genug aufbringen. Überhaupt kommt man um diese bis jetzt noch öfter in Verlegenheit, als um die Zugkraft, weshalb denn auch die Direction noch immer trachtet, Leute von auswärts herbey zu ziehen, und weswegen sie auch die Vermehrung der Bevölkerung auf den Gütern gern sieht.

Während der Repsernte werden die Äcker zur neuen Einsaat vorbereitet, und diese muß dann gleichzeitig mit der Getreideernte vollzogen werden. Zwischen der Frühjahrseinsaat und der Ernte aber wird die Pause zur weitern Anfuhr von Steinkohlen und Kalkstein benutzt.

Die Herbsteinsaat wird, da mit ihr die Rüben- und Kartoffelernte zusammen trifft, eigentlich die Zeit, in welcher die Arbeiten am meisten sich häufen, und es würde äußerst schwer, wo nicht gradezu unmöglich seyn, mit den Handarbeiten, die dabey zu leisten sind, aufzukommen, wenn man nicht die große Menge von Menschen hätte, welche vertragsmäßig dieselben vollziehen.

So war es denn nothwendig, die erforderlichen Kräfte in voraus zu berechnen, und sich zu verschaffen, welche die unendlich vielen Arbeiten in Anspruch nehmen, bevor man zu einem Systeme der

Art überging, und es würde sehr unklug gewesen seyn, wenn man dies hätte aufs Gerathewohl thun wollen. Um aber so viele physische Kräfte in Bewegung zu setzen, dazu bedarf es auch der pecuniären, für die man hier auch gesichert ist. Nicht genug ist es dem Landwirth zu empfehlen, hierin mit großer Vorsicht zu verfahren, und sich nicht in Unternehmungen einzulassen, wozu die Mittel der Casse, über die er zu gebieten hat, nicht ausreichen. Mag das Unternommene noch so gut und einträglich seyn, und es fehlt an den nöthigen Geldmitteln, um es kräftig durchzuführen, so bringt es, statt Vortheil, nur Verlust. Ein Gleiches gilt von den technischen Gewerben, welche man mit der Landwirthschaft verbindet, wenn man entweder die für sie erforderlichen Rohproducte nicht in der Menge selbst zu erzeugen im Stande ist, wie es der volle Betrieb jener erfordert, oder wenn man diese Rohproducte auf andere Art leichter und höher ins Geld setzen kann. Im ersten Falle kann man entweder den Betrieb des technischen Gewerbes nicht so ausgedehnt betreiben, daß man die größtmögliche Menge des Kunstproductes gewinnt, mithin den wahren und vollen Gewinn davon ziehen könnte, oder man muß das fehlende Rohproduct kaufen, wobey in der Regel der zu erlangende Vortheil schon im voraus verloren ist. Im zweyten Falle bringt man bey der Verarbeitung des Erzeugnisses nicht so viel heraus, als man dafür erhalten haben würde, wenn man es roh verkauft hätte, man hat also ebenfalls Schaden.

Auf das richtige Beurtheilen und genaue Abwägen alles dessen, was günstig oder ungünstig auf den Betrieb einer Ökonomie einwirkt, hat der, welcher dieselbe wahrhaft rationell betreiben will, alle Aufmerksamkeit zu richten. Es ist jedoch nicht einem Jeden gegeben, dies alles mit schnellem und scharfem Blicke zu übersehen, und alle Mißgriffe zu vermeiden. Wenn ich noch einen Augenblick bey dem hier Abgehandelten verweile, so will ich nur einige mögliche Fälle aufstellen, aus denen ersichtlich werden wird, wie eine unrichtige Vertheilung oder auch eine nicht überall zweckmäßige Anwendung der Arbeitskräfte die größten Nachtheile und Verluste herbeyführen könne. Man kann z. B. dadurch die Zeit verlieren und

es kann sich die Einsaat verzögern, daß man allzuängstlich ist mit dem Anfange, weil man den Boden noch nicht trocken genug, oder auch noch nicht hinlänglich vorbereitet glaubt. Beydes soll und darf man freylich nicht außer Acht lassen, muß aber doch zu berechnen wissen, welches den größern Nachtheil bringe, ob der auf einzelnen Ackerstücken nicht vollendete höchste Grad der Cultur, oder die Verzögerung der sämtlichen Einsaat. Dies aber kann auf den Ertrag der Ernte einen sehr bedeutenden Einfluß haben. Freylich kann man wohl auch nicht läugnen, daß es Glückskinder gibt, welchen meistentheils alles gelingt, und denen eine derartige Saumseligkeit, anstatt zum Schaden, vielmehr zum Gewinn gereicht. Welchem Landwirthe sind nicht dergleichen schon bekannt geworden? Auf solche Glücksfälle aber rechnen zu wollen, ist nicht des fleißigen und verständigen Wirthes Sache. Oder man ist während der Ernte nicht thätig und umsichtig genug, und es verdirbt in Folge dessen vieles. Und so ließen sich noch eine Menge von Beyspielen der Art anführen.

Daß man auf den Karviner Gütern mit der Zeit und mit der Arbeit Haus zu halten verstehe, davon sah ich in diesem Frühjahre (1840) den gültigsten Beweis. Während selbst die Bauern mit ihrer wenigen Ackerbestellung noch nicht fertig waren, sah man auf den herrschaftlichen Feldern die Saaten schon grün, die Rübenäcker vorbereitet und besamt, die Kartoffeln größtentheils gesteckt und die Bezüge bey der Vorbereitung zu den nächstfolgenden Arbeiten. Ein District wetteiferte immer mit dem andern, um ihm zuvorzukommen. Und so trifft man es fast im ganzen Jahre, und darum wird auch hier so vieles durchgeführt, was man anderwärts für unmöglich halten würde.

B. Vom Wiesenbaue.

So weit ich mich über den Ackerbau ausdehnen mußte, so kurz werde ich mich beym Wiesenbaue fassen können, und das einmal deswegen, weil im Ganzen nicht gerade allzuviele Wiesen vorhanden sind, und zum zweyten auch darum, weil hier weder Gelegenheit ist, große Übung und Erfahrung in diesem Fache zu zeigen, noch auch

man es nicht eben empfindlich fühlt, wie nachtheilig einer Ökonomie der Mangel an guten und ausgiebigen Wiesen sey: indem man sich, bey der Eigenschaft des freudigen Kleewuchses, die der Boden hat, leicht mit diesem helfen kann. Selbst auch der Sporn des Wetteifers der verschiedenen Districte fällt hier zum größten Theile weg, weil einige derselben gar keine und mehrere nur sehr unbedeutende Flächen von Wiesen haben. Einzig die beyden letzten auswärts und sehr entfernt gelegenen haben einen großen Tractus, können sich aber in diesem Zweige des landwirthschaftlichen Betriebes weder beobachten noch anfeuern, weil sie allzuweit von einander entfernt sind, um nur gegenseitige genaue Kunde nehmen zu können.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Wiesenbau in Deutschland mit den Fortschritten des Ackerbaues nicht gleichen Schritt gehalten hat, und daß hievon nur einzelne Ausnahmen statt finden. Wenn ich aber von der rationellen deutschen Landwirthschaft spreche, so würde ich eine auffallende Lücke lassen, wenn ich mich nicht über den Stand des Wiesenbaues im Allgemeinen, sowie über sein Zurückbleiben auslassen wollte. Wenn ich dies aber hier thun werde, so wird zugleich schon Vieles gesagt seyn, was auch auf die in Rede stehenden Güter seine Anwendung finden, und nur einer kleinen Ergänzung bedürfen wird.

Die Wiesen sind bekanntlich von sehr verschiedener Beschaffenheit, und wenn sie auch sämtlich unter den Hauptbegriff fallen, daß sie grastragende Ländereyen sind, so wechseln sie in ihrem Werthe doch mannigfaltig, indem die Menge und Güte des Grases, welches sie tragen, gar sehr verschieden ist. Die ergiebigsten sind in der Regel die Stromwiesen, und da sie unter allen auch so ziemlich die Hauptclasse ausmachen, so dienen sie gleichsam zur Norm für alle übrigen. Sie werden gewöhnlich ohne besonderes Zuthun des Menschen bewässert, was ihre hohe Ertragsfähigkeit bestimmt. Nur zuweilen wird ihnen, bey großen Überschwemmungen, diese Bewässerung auch verderblich. Was hier die Natur, nämlich im Wohlthätigen, für die Wiesen thut, das ahmt der Landwirth nach, wo ihm nämlich das benöthigte Wasser zu Gebote steht. In Gebirgsgegen-

den läßt ſich das Bewäſſern leichter ausführen, als im flachen Lande, weil dort theils Quellen Waſſer zur Berieſelung bieten, theils das ſich allenthalben ſammelnde Regenwaſſer dasſelbe thut. Dort ſieht man denn auch fleißige Landwirthe, die jene von der Natur gebotene Gabe dankbar benutzen. Dies darf man auch von allen Gebirgsgegenden unſeres deutſchen Vaterlandes rühmen, wenn gleich die eine ſich immer vor der andern auszeichnet. Weniger iſt man auf die Erhöhung des Ertrages der Wieſen auf dem flachen Lande bedacht. Die Urſache davon, daß die für den Ackerbau erwachte Intelligenz ſich nicht in gleicher Art auf den Wieſenbau erſtreckt, mag in zweyerley zu ſuchen ſeyn, und zwar zum erſten darin, daß man dort, außer den Stromwieſen, deren nicht allzuviele hat, auch für deren Verbeſſerung die Mittel nicht immer nahe genug liegen, um ſie anzuwenden; zum zweyten darin, daß man zugleich mit der beym Ackerbaue angewandten Intelligenz auch eine reiche Futtererzeugung auf den Äckern eingeführt hat, und ſomit einer Verlegenheit zuvorkommt, die wohl mit Macht zur Verbeſſerung der Wieſen drängen würde. Dazu kommt noch der Gewohnheitsglaube, daß die Wieſen ſchon ohne Nachhülfe das Ihrige bringen. Indeß drängt ſich auch hier der raffinirende und rechnende Verſtand immer mehr ein, und man überzeugt ſich, daß eine Wieſenverbeſſerung eben ſo lohnende, wo nicht noch reichlichere Früchte trägt, wie der fleißig und verſtändig betriebene Ackerbau. Die, ſo dieſe Überzeugung gewonnen, gehen mit Ernſt an die Sache, und ſtellen lockende Beyſpiele auf, die um ſo weniger ohne Nachahmung bleiben, als die Empfänglichkeit der meiſten Landwirthe unſrer Zeit groß iſt, und als bey dem allmählig und ſicher ſteigenden Werthe aller ländlichen Erzeugniſſe der Lohn für jede Verbeſſerung nicht ausbleibt.

Am meiſten wird bereits für Wieſencultur in jenen Ländern gethan, wo die Bevölkerung ſehr dicht, und in Folge deſſen Grund und Boden theuer iſt. Bekannt ſind die Wieſenbewäſſerungen in der Lombardei, die ſo weit gehen, daß man das dazu verwandte Waſſer dermaaßen in Anſpruch nimmt, daß es nach Minuten berechnet wird, welche es nur auf ein jedes der vielen kleinen Grundſtücke

fließen darf. Der hohe Werth thierischer Erzeugnisse in jenen Gegenden, sowie der Grundstücke, spornt zur möglich höchsten Erzeugung von Viehfutter. Dazu kommt auch das warme Klima, bey welchem die Wirkung der Bewässerung noch ungleich glänzender hervortritt, als bey einem kälteren. Diese Verhältnisse bestehen dort schon seit undenklichen Zeiten und haben daher auch das System der Wiesenbewässerung in allgemeine Aufnahme gebracht und zu hoher Vollkommenheit erhoben. In Deutschland ist es, außer den Gebirgsgegenden, noch nicht allzulange, seitdem es in Aufnahme gekommen ist. Unstreitig ist es das empfehlenswertheste, weil es unter allen das wohlfeilste ist, und außer den ersten nöthigen Vorrichtungen fast gar nichts kostet.

Das Düngen mit verschiedenen Stoffen, als: Mist, Asche, Kalk, Gyps u. dgl. verfehlt, am rechten Orte und im richtigen Maaße angewandt, zwar seine Wirkung auch nicht, ist aber fast durchgehends theurer. Dasselbe gilt auch vom Verjüngen durch Schröpfen und aufgebrachte Modererde oder Schlamm.

Landwirthe, welche bloße Empiriker sind, thun sich oftmals auch darauf etwas zu Gute, wenn sie Sumpfwiesen durch Auffahren von Sand gedüngt und zu einem reichen Ertrage eines noch dazu viel bessern Grases gebracht haben. Sie sind der Meinung, es sey die, auf solche Art bewirkte Trockenlegung einer Wiese, welche diesen günstigen Erfolg herbeyführt. Diese aber könnten sie durch gezogene Gräben eben so gut zu Stande bringen. Und dennoch zeigt dies nicht gleichen Erfolg. Die Ursache ist folgende. Auf derartigen Sumpfwiesen bildet sich im Laufe der Zeit eine Menge von Humus (Pflanzen-Nahrungsstoff), welcher aber in der fortwährenden Nässe versäuert, gebunden und für die Pflanzen unzugänglich wird. Legt man eine solche Wiese durch Gräben trocken, so verkohlt dieser Humus, und wird für die Gräser und Pflanzen eben so wenig brauchbar, wie im nassen Zustande. Ein ganz anderer Prozeß aber geht vor vermittelst der Aufführung von Sande. Da tritt die oben von Pelletier angegebene Wirkung ein. Zur Thonerde und zum Kalke, welche sich, obgleich in geringem Maaße, im Rasen der Wiesen vor-

finden, kommt die Kieſelerde (im Sande); poſitive und negative Electricität entwickeln ſich und die dadurch entſtehenden Entladungen regen das Leben der im Raſen befindlichen Pflanzen an. So entſteht denn alsbald eine neue, hier zuvor noch nicht gekannte Vegetation und Pflanzenwelt. Der Erfolg würde aber noch bey weitem glänzender ſeyn, wenn man gleichzeitig mit dem Sande auch einen Theil Thonerde (Lehm) und Kalk auffahren wollte. Im Sande, den man von der feinſten Art zur fraglichen Anwendung nehmen muß, iſt zwar ſchon etwas Thonerde enthalten, auch Kalktheile ſind zuweilen damit verbunden, nur iſt die Menge von beyden zu gering, um die volle Wirkung hervorzubringen. Daß daher, wenn man mit dem Sande gleichzeitig Kalk und Thonerde im rechten Maaße auffahren würde, auch ein noch weit günſtigerer Erfolg ſich zeigen müßte, iſt mehr als wahrſcheinlich.

Die kleinern Grundbeſitzer haben es zur Gewohnheit, ihre Wieſen, wo ſie dieſelben nicht wäſſern können, mit Miſt zu düngen. So lange ſie denſelben ihren Äckern nicht entziehen, läßt ſich dagegen nichts einwenden. Immer aber gibt es viele andere Düngungsarten, welche dieſer vorzuziehen ſind, wozu ich ohne weiteres die Aſche zähle. Die von Holze iſt allerdings die beſte und wirkſamſte, aber auch die von Steinkohlen — durchgeſiebt, wie es ſich von ſelbſt verſteht — thut meiſtentheils gute Wirkung; nicht minder die von mehreren Torfarten.

Ich gehe nunmehr zur ſpeciellen Betrachtung der Wieſen auf den Karviner Gütern über.

Unter allen Diſtricten hat Swietlau die größte Fläche davon, nämlich 300 Joch. Sie ſind aber meiſtentheils ſehr wenig ergiebig, mitunter an Bergen gelegen. Rechnen wir zu dieſer Wieſenfläche die zu Klee und Miſchling verwendeten Äcker, die zuſammen 256 Joch betragen, und ſtellen wir mit dieſer Geſamtfläche von 556 Jochen den Heuertrag von 13,150 Ct. zuſammen, ſo berechnen ſich für das Joch durchſchnittlich nur etwas über 23 Ct., was nicht einmal die volle Hälfte des Durchſchnittsertrages an Heu von ſämtlichen Gütern ausmacht, und was dieſen, da Swietlau den neun-

ten Theil der ganzen zu Futter beſtimmten Fläche hat, bedeutend herabſtellt. Dies iſt jedoch überhaupt der Diſtrict, welcher unter allen am ſpäteſten in die jetzige Regie übergegangen iſt, und er weiſt auch ſo ziemlich in allen Erzeugniſſen den geringſten Ertrag aus, obgleich er im Klima vor allen übrigen begünſtigt iſt. Noch kann dort in der Wieſencultur nicht kräftig eingegriffen werden, weil noch ſo vieles Andere erſt in den rechten Zug zu bringen iſt.

Nächſt Swietlau folgt Sackrau mit ſeinem Wieſenareal von 187 Jochen. Hier iſt ſchon ſeit mehreren Jahren auf Verbeſſerung hingearbeitet worden, und zwar durch Düngung mit Holzaſche, die man in daſiger Gegend ſehr wohlfeil haben kann. Bewäſſerungen ſind ſchwer anzubringen, indem die ganze Ausdehnung beynah eine horizontale Fläche iſt, und von keiner Seite Waſſer von einem höheren Puncte herzuleiten wäre. Der Ertrag mehrt ſich jedoch vermittelſt der Aſchendüngung von Jahr zu Jahr, auch iſt die Qualität des gewonnenen Futters vortrefflich. Daß hier im Verhältniß zur Fläche ungleich mehr gewonnen werde, wie in Swietlau, das zeigt das Zahlenverhältniß auf Tafel A. Denn es hat dieſer Diſtrict an Wieſen, Klee und Grünfutter nur 505 Joch, folglich 51 Joch weniger, und erntet dennoch 4532 Ct. Heu mehr als jener, obgleich er, trotz dieſer geringeren Fläche, eine größere Anzahl von Vieh den Sommer hindurch mit Grünfutter auszuhalten hat.

Die übrigen Diſtricte will ich, um nicht langweilig zu werden, nicht einzeln durchgehen. Am ſtärkſten erſcheinen in der Wieſenfläche von denſelben Pohliſch-Leuten und Kuntſchitz, und ganz leer gehen Steinau und Albersdorf aus. Des Gegenſatzes wegen aber wollen wir dieſe beyden, hinſichtlich ihrer Futtererzeugung, jenen beyden, nämlich Swietlau und Sackrau, mit ihren großen Wieſenflächen gegenüber ſtellen. Steinau erzeugt von 154 Joch Klee und 24 Joch Grünfutter 6880 Ct. Heu, und Albersdorf von 68 Joch Klee und 24 Joch Grünfutter (Miſchling) 3810 Ct. Heu. Beyde müſſen von den hier angegebenen Flächen den Bedarf von Grünfütterung im Sommer eben ſo gut wie jene beſtreiten, und wenn wir dieſe auch gering anſchlagen wollen, ſo müſſen wir ſie

ziemlich auf die Hälfte deſſen ſtellen, was zum Abtrocknen übrig bleibt. Freylich gilt für die beyden, ihnen gegenüber geſtellten großen Diſtricte dasſelbe, und wir müſſen bey allen die zu ernährende Viehzahl in Betrachtung ziehen, um überall das richtige Verhältniß herauszufinden. Um den Vergleich und die Gegenüberſtellung nicht zu weit auszudehnen und zu verwickeln, mag Steinau gegenüber von Sackrau, und Albersdorf gegenüber von Swietlau ſtehen. Das erſtere hat zu ernähren 63 Pferde, 30 Ochſen und 30 Kühe und 1900 Schafe. Das zweyte 107 Pferde, 84 Ochſen, 100 Kühe und 4300 Schafe. Dazu hat Steinau 154 Joch Klee und 24 Joch Miſchling, wovon die Grünfütterung genommen wird. Außer Acht dürfen wir aber nicht laſſen, daß es 60 Joch Weide und Sackrau nur 24 Joch hat. Zur Gewährung der Grünfütterung hat aber dieſes 238 Joch Klee und 80 Joch Miſchling, folglich ziemlich die doppelte Fläche, welche Steinau hat. Die Viehbeſtände ſtehen gegen einander auch ziemlich wie 2 : 1. d. h. das letztere hat doppelt ſo viel, wie das erſtere, beſonders wenn wir für die etwas überwiegende Schafzahl von Steinau die größere Weidefläche in Anrechnung bringen. So bleibt denn für Sackrau von dem auf den Äckern erzeugten Heue das Doppelte gegen Steinau, und es kommt ihm der Überſchuß von ſeinen 187 Joch Wieſen zum Vortheile.

Wie ſteht es aber mit beyden um die für den Winter gewonnenen Heuvorräthe? Sackrau weiſt 17,682 Ct. auf, Steinau 6880 Ct. Nehmen wir letzteres doppelt und ziehen es von erſterem ab, ſo bleibt ein Quantum von 3922 Ct. als ganze Fechſung von 187 Joch Wieſen. Da nun dies offenbar zu wenig iſt, ſo geht daraus hervor, daß die Sackrauer Äcker nicht ſo lohnend Klee und Miſchling tragen, wie die Steinauer. Ohnedies müßte jener Diſtrict, vermöge ſeiner doppelten Ackerfläche, die zum Futterbaue beſtimmt iſt, und der dazu kommenden Menge von Wieſen mehr als die doppelte Viehzahl gegen Steinau ernähren, wenn nämlich von den Äckern ein eben ſo reicher Ertrag zu gewinnen wäre, wie hier.

Eine zweyte Zuſammenſtellung mache ich zwiſchen Swietlau und Albersdorf. Erſteres gewinnt von einer Ackerfläche von 256

Jochen und 300 Joch Wieſen nur 13,150 Ct. Heu; Letzteres von einer Ackerfläche von 92 Jochen 3810 Ct. Heu. Wir wollen bey der Vergleichung zuerſt lediglich bey dem Klee und Miſchling ſtehen bleiben, zumal Albersdorf gar keine Wieſen hat. Es bebaut nur ein gutes Drittheil ſoviel mit ſolchem Futter, wie jenes, und muß davon ſeine Sommerfütterung beſtreiten. Sein Viehſtand iſt 16 Pferde, 12 Ochſen, 20 Kühe und 1000 Schafe. Swietlau hat 50 Pferde, 36 Ochſen, 90 Kühe und 4400 Schafe, in allem ohngefähr viermal ſo viel, wie jenes. Es bleibt ihm folglich nach Verhältniß nicht ſo viel vom Klee und Miſchling zu Heu übrig, wie jenem, und es würde, wenn dies der Fall ſeyn ſollte, noch ohngefähr 60 Joch Äcker dazu verwenden müſſen. Dafür aber hat es 300 Joch Wieſen, die dann nur den fünften Theil deſſen geben, was bey Albersdorf der zum Futterbaue verwandte Acker bringt. Zu überſehen iſt jedoch nicht, daß hier faſt ſämtliche Wieſen am hohen Gebirge liegen, und zwar ein gutes, aber nur knappes Gras liefern. Wir werden denſelben im Schlußkapitel genauer kennen lernen. Jedoch iſt den Wieſen der ſparſame Ausfall an Futter nicht allein zur Laſt zu ſchreiben, indem auch die Äcker, die bey Swietlau noch nicht in der Cultur ſind, wie bey Albersdorf, dort eine geringere Maſſe an Klee und Miſchling gewähren.

Da aber dieſe Zuſammenſtellung ſich noch weiter ausdehnen ließe, und faſt überall dieſelben Reſultate geben würde, ſo geht daraus wohl eine Entſchuldigung dafür hervor, daß man bis jetzt auf die Wieſencultur noch nicht mit gleicher Kraft, wie auf die der Äcker bedacht geweſen iſt, obgleich man jene keineswegs vernachläßigt hat. So hat man unter andern auf dem Karviner Diſtricte beſamte Wieſen angelegt, davon aber keinen gar günſtigen und aufmunternden Erfolg gehabt, indem die angeſäten Gräſer zum Theil wieder ausgingen. Es leitet mich dies auf eine allgemeine Betrachtung über die künſtlichen Wieſen, d. i. über diejenigen Feldflächen, welche man durch Beſamung zu Wieſen umſchafft.

Eine derartige Operation bedarf vieler Umſicht und Übung, wenn ſie von günſtigem Erfolge ſeyn ſoll.

Fürs erste muß man den Platz, welcher zu einer solchen Wiese bestimmt ist, so herstellen, daß er sich völlig zur Ernährung aller der Gräser und Pflanzen eignet, welche man ihm anvertrauen will. Dazu bedarf es einer gewissen Tiefe des tragbaren Bodens, einer Vorsorge, diesem Boden die nöthige Feuchtigkeit zuzuführen und zu erhalten, und einer Nachhülfe in den ersten Jahren nach der Besamung. Nebst der Tiefe ist auch Bedacht zu nehmen auf die Beschaffenheit des Bodens, wozu es vor allem auch eines ziemlichen Grades von Bereicherung (Düngung) bedarf. Denn wer da glaubt, es wäre hinlänglich, wenn die Erde nur aufgerissen und ein wenig durcharbeitet und allenfalls geebnet wird, und alsdann den Samen aufstreut, der darf sich nicht wundern, wenn er keine tragbare Wiese bekommt. Wer ferner eine solche Anlage auf einem hohen oder sehr trocknen Platze macht, dem kann sie ebenfalls nicht gelingen. Wer endlich, wenn die Besamung geschehen, die Sache sich selbst überläßt, und nicht durch Aufeggen im nächsten Jahre und darauf folgendes Aufstreuen von frischer guter Erde, Schlamm oder Asche nachhilft, der verlangt zu viel, wenn er eine gute, grasreiche Wiese zu haben hofft.

Zum zweyten bedarf es auch Kenntniß und Übung bey der Wahl und Mischung der verschiedenen Gras- und Pflanzenarten, wenn man für alle ein gedeihliches Wachsthum erwarten will. Man muß dabey so viel als möglich die Natur nachahmen, und zuvor, ehe man die Wiese besamt, und wenn man genau die Beschaffenheit des dazu vorhandenen Bodens geprüft hat, untersuchen, welche Gräser und Pflanzen auf gleichen Localitäten und ähnlichen Bodenarten auf natürlichen Wiesen wachsen. Sodann ist auch auf guten und keimfähigen Samen zu sehen, den man auch nicht überall, und anstatt dessen oft genug verlegene Waare bekommt.

Zum dritten ist es auch nöthig, möglichst viel Gras- und Pflanzenarten zu mischen, damit, wenn die einen nicht fortgehen, doch die andern an die Stelle treten. Die Natur gibt auch darin einen Wink. Denn man untersuche doch einmal die Menge von verschiedenen Pflanzen nur auf einem Quadratfuße einer natürlichen Wiese, und man wird über die Mannigfaltigkeit erstaunen.

Weil man dieſe Erforderniſſe bey der Anlage von künſtlichen Wieſen zu oft überſieht, ſo kommt man auch ſo ſelten damit zu dem vorgeſteckten Ziele.

Wenn man die Situationspläne von den hier beſchriebenen Gütern ſieht, ſo dürfte man glauben, es müßten die dazu gehörigen Wieſen leicht zu bewäſſern gehen, weil ſie von den zwey Flüſſen der Olſe und der Stonavka der Länge nach durchſtrömt werden. Man täuſcht ſich aber mit dieſer Annahme, denn es haben dieſelben die gewöhnliche Untugend der Gebirgsſtröme, d. i. ſie ſind ſehr reißend und führen, wenn ſie anſchwellen, eine Menge von Sand und Steingerölle mit ſich, ſo daß ſie ſchon deshalb wenig zur Wieſenwäſſerung geeignet wären, auch wenn es dabey nicht am Hauptrequiſit, nämlich an den Wieſen ſelbſt, fehlte. Von Tcerlitzko an bis nach Karvin herab fließen ſie in einem engen Thale, wo wenig Platz zu Wieſen iſt, und welches größtentheils von den am Waſſer liegenden Dörfern angefüllt iſt. Weiter hinab würden vielleicht großartige Wäſſerungen anzubringen ſeyn, zumal wenn man die Teiche nach ihrer Trockenlegung, anſtatt zu Acker, zu Wieſen gemacht hätte. Man fand es jedoch zuträglicher für das Ganze, ſo zu verfahren, wie man gethan, und war eben nicht zur Anlage von Wieſen gedrängt, weil man ſicher iſt, bey dem eingeführten Ackerbau-Syſteme Viehfutter genug zu gewinnen. So ſtehen denn hier einem kräftigen und ausgedehnten Wieſenbaue mehrere ſehr triftige Gründe entgegen, und wenn man, obgleich nicht mit vollem Grunde, dem Betriebe der hieſigen Ökonomie in irgend einem Zweige eine Blöße Schuld geben wollte, ſo würde es in dieſem ſeyn. Wie ich jedoch ſchon angegeben habe, ſo wird auch hieran allen Ernſtes gedacht, und man wird der Sache in der Folge noch mehr Aufmerkſamkeit widmen, da es wohl der Mühe lohnt, und eine würdige Aufgabe für eine rationell geführte Ökonomie iſt, einer Fläche von mehr als tauſend Jochen den möglichſt hohen Ertrag abzugewinnen.

Auch von der Heuernte muß ich ſprechen. Wo man mit ſolchem Fleiße und mit ſo vieler Aufmerkſamkeit und Sorgfalt alles auffaßt, was den Ertrag der Ökonomie höher ſtellen kann, wie dies hier

geschieht, da läßt sich wohl von selbst voraussetzen, daß man auch auf die vorzügliche Qualität dieses Productes bedacht seyn werde, die bekanntlich vom guten Einbringen hauptsächlich abhängt. Man zerstreut die Schwaden alsbald nach dem Mähen, bringt, wie dies im schlesischen Gebirge allgemein üblich ist, das halbabgetrocknete Gras in Scheiben, wo es mehreremal umgewandt und jedesmal des Abends in kleine Häufchen (Kappen) gebracht wird. Sobald es völlig trocken (dürre) ist, wird es alsbald nach Hause und unter Dach geschafft.

Der Klee wird fast ohne Ausnahme auf den ersten sechzehn Districten auf sogenannten Kleereutern (Hüffelstangen) aufgehangen und da abgetrocknet. Da man das Holz in der Nähe und nicht theuer hat, so würde es zu tadeln seyn, wenn man diese längst bewährte Methode nicht anwenden wollte.

Fünftes Kapitel.

Die Viehzucht.

Welche Basis für diesen landwirthschaftlichen Zweig in dem ganzen hier gegründeten Ackerbau-Systeme gelegt sey, das hat man schon überall deutlich genug wahrnehmen können. Daß man aber in einer mit Verstand und Umsicht geführten Ökonomie die Hauptgrundlage des Ganzen vor allen übrigen ins Auge fassen werde, das setzt man von selbst voraus.

Die erste Aufgabe für den rationellen Landwirth ist die: das richtige Verhältniß zwischen Landbau und Viehzucht aufzufinden, und nicht, wie dies von Unverständigen wohl geschieht, zu glauben, man müsse nur recht viel Vieh aufstellen, da werde man viel Geld von dessen Producten einnehmen und eben so auch recht viel Dünger für seine Äcker bekommen. Vor allem muß man eine Übersicht nehmen

von dem, was man zunächſt an Futter aufbringt, und von dem, was man bey einer gewiſſen Wirthſchaftsführung in der Folge möglicherweiſe aufbringen kann. Eine ſehr heilſame Regel der Klugheit aber iſt es, allezeit mehr Futter zu haben, als das vorhandene Vieh bedarf, und nicht umgekehrt mehr Vieh zu haben, als man Futter zu ſeiner Ernährung aufbringen kann. Denn es kann für den Landwirth faſt keine ärgere Bedrängniß geben, als die, wenn er eine Menge Vieh daſtehen, und alle Augenblicke Noth um Futter für dasſelbe hat. Um aber in eine ſolche Bedrängniß nicht zu gerathen, wird der verſtändige Landwirth jederzeit auf einen kleinen Vorrath halten, der dann, wenn ungewöhnliche Fälle, wie z. B. ein ſpätes Frühjahr, große Trockenheit oder Näſſe u. dgl. eintreten, aushilft. Für einen ſolchen kann man alſo nicht in vollem Sinne den anſehen, der ſeine Futterböden bey ſolchen Ereigniſſen nicht allein bis auf den letzten Halm abräumen, ſondern noch außerdem alles in Bewegung ſetzen muß, um nur Futter, zu was immer für Koſten, herbeyzuſchaffen. Es wäre freylich eine Verſchwendung, wenn man einen Vorrath auf faſt ein Jahr im Rückhalt haben wollte, weil von demſelben eigentlich immerfort doppelte hohe Zinſen ausbleiben, und zwar die einen davon, daß man denſelben nicht durch das Vieh in verkäufliche Producte verwandelt hat, und die andern davon, daß man den davon gewonnenen Dünger um ein Jahr ſpäter, folglich auch die daraus zu ziehenden Früchte um eben ſo viel verzögert erhält. Aber zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig gibt es eine glückliche Mittelſtraße.

Aus dem Geſagten folgt die Regel: daß man die Vermehrung der Viehſtämme erſt immer nach der Vermehrung der Futtermenge folgen laſſe, damit man nicht einerſeits der Gefahr ausgeſetzt ſey, das Vieh hungern laſſen, oder große Summen auf Ankauf von Futter ausgeben zu müſſen; andrerſeits aber auch dasſelbe ſtets in gutem und geſundem Zuſtande erhalten könne, indem man im Stande iſt, z. B. im Sommer bey naſſer Witterung trocken im Stalle zu füttern, und nicht gezwungen ſey,

gegen seine bessere Überzeugung das Vieh in die Nässe zu jagen, wo es sich Krankheiten und wohl gar den Tod holt.

So wären denn die Grundlinien gezeichnet, wie es der Landwirth in Hinsicht der Menge des zu haltenden Viehes anzufangen habe. Aber es handelt sich auch, da wir in unsern Ökonomieen mehrere Arten von Vieh haben, darum, welcher man den Vorzug geben müsse, wenn man klug zu Werke gehen will?

Daß man vor allen Dingen an das Arbeitsvieh denken müsse, das kann nur dem nicht einleuchten, dessen beschränkter Blick nur auf einen augenblicklichen Gewinn gerichtet ist, und der darüber vergißt, daß der indirecte Schaden, den er dabey erleidet, wenn er das Nutzvieh dem Arbeitsvieh vorzieht, bey weitem den augenblicklichen Vortheil aufwiegt. Freylich soll keines Noth leiden, und für die reichliche Ernährung aller hinlänglich gesorgt seyn, aber da dies doch nicht immer und überall der Fall ist, so muß man wohl darauf bedacht seyn, daß das Arbeitsvieh, auf welchem die Agricultur und mit dieser das ganze Gedeihen aller Production beruht, so versorgt sey, daß es ihm nie an ausreichender Kraft zu den Arbeiten, zu welchen es gebraucht wird, fehle. Pferde und Ochsen benutzen wir in unsern Ökonomieen zu diesem Zwecke. Da handelt es sich aber wieder darum, welchen von beyden der Vorzug gebühre? Eine Frage, die schon unendlich oft aufgeworfen und auf sehr verschiedene Art beantwortet worden ist. Man möchte sich fast wundern, wie ein so einfacher Gegenstand nicht schnell ins klare und richtige Licht zu stellen seyn sollte, wenn man nicht wüßte, daß so Viele, die über dergleichen Gegenstände eine Meinung abgeben, ihr Urtheil blos von ihrem Standpuncte aus fällen, ohne auf andere Verhältnisse, die eine ganz andere Stellung der Sache herbeyführen, Rücksicht zu nehmen. — Wenn der Landwirth auf den Marschen oder in den Gesten (Sandländereyen), wo es ihm fast ganz an Grünfutter, vor allem auch an einer nahrhaft kräftigen Weide fehlt, Ochsen und nicht Pferde hält, so begeht er einen Mißgriff, weil es viel leichter ist, Hafer und etwas Heu zum Futter für letztere, als Grünfutter und viel Heu für erstere zu beschaffen. Wo man dennoch aber Ochsen

anstatt Pferden auf solchen Localitäten hält, da hat man, wenn es nicht eine Absurdität seyn soll, in den Marschen den Zweck, sie, wenn sie einen Sommer ihre Arbeit gethan haben, fett zu machen und man vereinigt auf diese Art in ihnen Arbeits- und Nutzvieh. Auf Sandländereyen aber läßt sich der Mißgriff auf keine Art rechtfertigen, und gewöhnlich liegt demselben das einzige Motiv zum Grunde, daß man bey der Armseligkeit der ganzen Wirthschaft die Ochsen am wohlfeilsten durchzubringen glaubt, wenn sie auch dabey wie das personificirte Elend aussehen.

Alsdann kommt es auch wieder darauf an, von welchem Schlage und von welchem Temperamente beyde Viehharten sind. So komme man z. B. nach Ungarn und sehe, wie munter und rasch die Ochsen auf dem Acker einherschreiten, wie man sie selbst zu weiten Transporten im Sommer und Winter benutzen kann, ohne daß sie Schaden nehmen oder der Transport aufgehalten wird. Man sehe, wie sie bey weitem schwerere Lasten ziehen, als die Pferde von jenem kleinen Schlage, und wie sie auf weiten Reisen vollkommen mit diesen gleichen Schritt halten, und sich ganz auf gleiche Weise mit denselben, d. h. im Sommer auf der Weide und im Winter von Heu und Stroh nähren; wie man alsdann einen Ochsen, wenn er einige Jahre seine Arbeit gethan hat, theurer verkaufen kann, als man ihn einkaufte, während sich in gleicher Zeit der Werth des Pferdes bedeutend vermindert hat. Alles dies sehe man, und man wird schnell entschieden seyn, welchem von beyden der Vorzug gebühre.

Wenn man aber die Ochsen mit dem Futter sättigen muß, wovon man, gäbe man es dem Nutzviehe, wie z. B. edlen Schafen, einen weit größern Gewinn ziehen könnte, als was die von jenen geleistete Arbeit werth ist; wenn ferner diese Ochsen von schlechtem Schlage und von trägem Blute sind; wenn man viele weite Fuhren zu machen hat, oder der Bauer sich in den Perioden der Ruhe mit seinem Fuhrwerk etwas verdienen kann, da ist der Verständige und Besonnene wohl ebenfalls bald mit sich einig, ob er diese oder Pferde halten solle. Welche Viehart also für die Landes- und Localverhältnisse am besten geeignet ist, mit der wird man auch am sichersten

zu einem lohnenden Ziele kommen. Zu dem Zwecke, den ich hier hatte, habe ich bereits mehr als genug gesagt.

Nach dem, wie wir den Landbau auf den Karviner Gütern kennen gelernt haben, kann man auf Grund des Gesagten alsbald das Urtheil fällen, daß es weder das Beste seyn würde, lauter Pferde, noch das Beste, lauter Ochsen zum Zuge zu halten. Wohlweislich aber läßt man die Zahl der Pferde überwiegen, und das hauptsächlich um der vielen Fuhren willen. Von welcher Art und Rasse beyde sind, das werden wir bey der Pferde- und Rindviehzucht genauer kennen lernen.

Ist jetzt über den Vorrang des Arbeitsviehes entschieden, so komme ich weiter darauf, auch anzugeben, in welche Rangordnung der verständige Landwirth seine verschiedenen Nutzviehstämme stellt. Schwerlich wird er, wenn ihn das Schicksal in die Nähe einer großen und volkreichen Stadt gesetzt hat, wenig Kühe und viel Schafe halten, weil jene unter solchen Verhältnissen ungleich mehr eintragen, als diese, und sollten sie auch von der eminentesten Qualität seyn. Daß er aber auch auf eine milchreiche Art halten werde, und wenn ihn deren Anschaffung auch ein ansehnliches Capital kosten sollte, das ist ebenfalls in der Ordnung. Ein Thörichter würde freylich von alle diesem das Gegentheil thun. Wiederum aber wird der Kluge dort, wo Kühe in menschenleeren Gegenden wenig eintragen, und noch dazu viele magere Bergweiden sind, den Schafen den Vorzug geben und nur so viele Kühe halten, als die Befriedigung der Wirthschaftsbedürfnisse erfordert. Wo eine starke Kuhhaltung als gerechtfertigt erscheint, da läßt sich in der Regel auch die Schweinezucht mit ihr verbinden, die, wenn sie nur mit Aufmerksamkeit betrieben wird, trotz ihres schmutzigen Äußern einen recht netten Reinertrag gewährt. Auf die Rasse, die man züchtet, kommt es bey allen Viehgattungen an, und es ist ein Satz, der fast keine Ausnahme duldet, daß, je edler die Rasse, desto höher auch der Reinertrag ist. So wichtig nun auch in der deutschen Landwirthschaft die Rindviehzucht ist, so wird sie doch von der Schafzucht noch überboten, besonders wenn es darauf ankommt, von einer gegebenen Fläche eine

bestimmte Rente durch animalische Producte herauszubringen. Nur bietet die Sache in beyden Zuchten eine unendliche Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit dar. Schon deutete ich an, wie man Kühe nach der verschiedenen Örtlichkeit, wo man sie aufstellt, auch höchst verschieden ausnutze. Dies geht so weit, daß z. B. eine Kuh von gleicher Rasse, wenn sie in der Nähe einer volkreichen Stadt gehalten, und wie es sich gebührt, gefüttert wird, einen überaus hohen Reinertrag gewährt, und zwar so, daß dieselbe Kuh bey gleichem Futter, unter für den Absatz ihrer Producte ungünstigen Verhältnissen, nicht den dritten Theil desselben Ertrages bringen würde. Wollten wir aber den Unterschied recht grell darstellen, so nehmen wir für den ersten Fall eine edle und sehr milchreiche Kuh, und für den zweyten eine schlechte, sogenannte Landkuh an. Da könnte es sich leicht ergeben, daß jene das Zehnfache, wie diese, an baarem Gelde eintrüge.

Zwischen zwar nicht ganz so weiten, aber dennoch nicht viel minderen Differenzen bewegt sich der Ertrag von einem Schafe. Bringen wir das erzeugte Lamm mit in Rechnung, so kann ein ganz edles auch jetzt noch, wo Wolle und Zuchtvieh so bedeutend niedriger im Preise stehen, wie noch vor wenigen Jahren, jährlich zehn bis fünfzehn Gulden Conv. Münze eintragen, während ein gemeines Landschaf nicht viel über einen und im besten Falle auf zwey Gulden zu bringen ist.

Doch ich komme fast vom Thema ab. Was besser sey, den Kühen oder den Schafen den Vorrang in der Ökonomie einzuräumen, das muß ich noch weiter erörtern. Der directe pecuniäre Gewinn ist allerdings das erste, worauf man zu achten hat. Aber nächstdem kommen auch die innern ökonomischen Verhältnisse in Betrachtung, und diese sind das Futter, welches man gewinnt, wobey es sich vor allem um die Qualität handelt, und der Dünger, bey welchem die Bodenbeschaffenheit, auf den er zu bringen ist, in Erwägung kommt. Für Schafe bedarf man bekanntlich ein gewählteres Futter, wenn sie gedeihen sollen, als für Rindvieh. Würde man nun ein solches nicht haben, und also für die Gesundheit der Schafe besorgt seyn müssen, so würde der größere Gewinn, den sie bringen

können, leicht in der Sterblichkeit der Thiere ausgehen. Daß auf magern und trockenen Höheländereyen der Dünger von Kühen zuträglicher sey, als der von Schafen, ist eine bekannte Sache, obgleich letzterer, besonders bey nicht allzutrockenen Jahrgängen, auch dort die beste Wirkung zeigt.

Man kann jedoch auch Pferde und Ochsen zum Verkauf, oder auch zum eigenen Bedarf aufziehen und es gehören sodann die dazu verwandten Thiere zum Nutzviehe. Ob am Ende diese mehr eintragen werden, als Schafe und Kühe, das kommt wiederum auf den Preis der gezogenen Thiere und auf die Futterarten an, die man ihnen reicht, und die vielleicht für anderes Nutzvieh nicht so zuträglich sind.

Um in allem diesen eine richtige und glückliche Wahl zu treffen, dazu bedarf es vieler Übung und vor allem einer genauen Prüfung aller in der Ökonomie sich vorfindenden Verhältnisse. Daß sie also nicht leicht sey, das ergibt sich von selbst, und wer sie so trifft, daß nichts daran auszusetzen, der bekundet seinen Beruf zum rationellen Landwirthe.

Auf sämtlichen Gütern des Grafen Larisch gibt man den Schafen einen entschiedenen Vorzug vor den übrigen Vieharten. Ob man damit recht und klug verfahre, das wird der Leser selbst beurtheilen, wenn er die verschiedenen hier sich folgenden Viehzuchten in ihrer Qualität und in ihrem Ertrage genauer kennen gelernt haben wird.

A. Von der Schafzucht.

Über vierzig tausend Stück zählen die sämtlichen Heerden der hiesigen Güter, und alle stehen auf einer sehr hohen, einige auf der bis jetzt gekannten höchsten Stufe der Veredlung. Wie sie in einer langen Reihe von Jahren consequent fortgezüchtet und allmählig auf eine solche Stufe emporgebracht worden sind, das werden wir in den hier folgenden Mittheilungen lesen.

In Deutschland macht die Merinozucht seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Epoche. In jedem ungewohnten und noch

nicht eingeübten Fache benimmt man ſich unbeholfen, wie hätte es da in der Züchtung von Thieren anders ſeyn können, deren Naturell man noch nicht kannte, und die man, eben aus Unbekanntſchaft, in ihrer Fütterung und Verpflegung nach ganz andern Regeln behandeln zu müſſen glaubte, als gemeine Landſchafe, obgleich ſie, wie weitere Beobachtungen und Erfahrungen bewieſen haben, von dieſen in jener Hinſicht gar nicht verſchieden ſind, und eine Behandlung, die für Landſchafe als gut und zweckmäßig befunden wird, auch den Merinos völlig angemeſſen iſt. Weil man dies nicht alsbald erkannte, ſo beging man auch viele Mißgriffe und ſchadete den Thieren, wo man ihnen nützen wollte. Vorurtheile aller Art kamen darüber in Schwung, und ſelbſt jetzt ſind ſie noch nicht alle beſeitigt, wie man unter andern daraus entnehmen kann, daß man über den günſtigen oder nachtheiligen Einfluß mancher Fütterungsarten noch nicht völlig einig und im Klaren iſt. Freylich tritt ein mächtiger weſentlicher Unterſchied zwiſchen den Merinos und den Landſchafen ein, und dieſer liegt in der Natur und Feinheit ihrer Wolle. Bey erſtern iſt und bleibt ſie der Hauptzweck der Züchtung, bey letzteren iſt ſie nur Nebenzweck, indem das Fleiſch und das Fell als Hauptzweck auftritt.

Der hohe Preis der Wolle der Merinos war es, weßwegen man ſie in Deutſchland einführte, und obgleich er im Anfange ſich noch nicht bis zu der Höhe erhob, auf welche er ſpäter einigemal geſtiegen iſt, ſo war doch der Unterſchied zwiſchen ihr und der Landwolle ſo groß, daß es wohl der Mühe lohnte, ſie zu erzeugen, und daß die Koſten für ſehr theuer eingekaufte Zuchtthiere ziemlich gedeckt waren. Dieſe Theurung ging einigemal ſo weit, daß die Preiſe, die man für Merinowidder zahlte, ins Fabelhafte gingen und faſt allen Glauben überſtiegen. Auf dieſe Höhe aber trieb ſie der gehoffte Nutzen nicht allein, ſondern es wirkten auch einige Umſtände darauf ein; auch wurden ſie nur in den öſterreichiſchen Staaten gezahlt, und ſie ſtiegen in Sachſen, wo man doch ebenfalls Original-Merinos aus Spanien eingeführt hatte, nicht bis zur halben Höhe. Hier ſind die Urſachen für dieſe auffallende Erſcheinung.

Bekanntlich ließ die Kaiserin Maria Thereſia die erſten Merinos vor ohngefähr 70 Jahren aus Spanien bringen und auf der Domäne Holitſch in Ungarn an der Grenze von Öſterreich aufſtellen. Unter Joſeph II. ward der Stamm durch eine nachgeholte Parthie vermehrt. Die erſten Jahrzehnde ward er ruhig fortgezüchtet, und die aufgezogenen und übrig werdenden Zuchtthiere wurden an Privaten für mäßige Preiſe abgelaſſen. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts theilte ſich (si licet parva componere magnis) die Umwälzung der politiſchen Verhältniſſe der europäiſchen Staaten auch der Landwirthſchaft, und hier in specie der Schafzucht mit. Die Bedrängniß ſchuf in vielen Staaten Papiergeld, und dieſes ſank meiſtens tief unter ſeinen urſprünglichen Nennwerth. Man achtete es daher nicht ſonderlich, und wo ſich eine Gelegenheit bot, es auf Gegenſtände anzulegen, die Gewinn verſprachen, da gab man es mit vollen Händen hin. Dies geſchah namentlich bey den alljährlich abgehaltenen Schaflicitationen in Holitſch.

Zu dem Umſtande des niedrigen Werthes der curſirenden Bancozettel kam aber noch ein anderer eben ſo wichtiger, und das war der Wetteifer es einander zuvorzuthun und ſich gegenſeitig zu überbieten, wozu das, daß die Stammſchäferey eine kaiſerliche war, nicht wenig beytrug. Auf dieſe Art allein kann man es ſich erklären, daß man für einzelne Widder bis zu 20,000 Gulden (!) Bancozettel bot und bezahlte. Aber worauf ſah man da am meiſten? Auf recht große Hörner und viele und ſtarke Halswulſten (Koder)! Daß es etwas Anderes gäbe, was in den Merinos mehr Werth hat, als dieſes, das wußten damals noch ſehr wenige. Zu letzteren gehörte der verſtorbene Graf von Lariſch, Vater des gegenwärtigen Beſitzers. Er kaufte zwar auch zu jenen enormen Preiſen, ſah aber bey den Thieren, welche er erſtand, auch auf Menge und Güte der Wolle. Fehlen konnte es dabey freylich nicht, daß auch ſchlechte Exemplare mit durchliefen, auf welche man das Geld ſo zu ſagen wegwarf, die man aber deßwegen zu ſo hohem Preiſe erſtand, um das Renommé der ſelbſt gegründeten Schäferey ſchneller zu heben, obgleich man ſolche ſchlechte Thiere gar nicht zum Sprunge ver-

wandte. In dieſer Beziehung muß ich eine Anekdote erzählen. Als eben ein ſolcher Widder für 10,000 fl. Bancozettel erſtanden war, und der Graf mit ſeinem Sohne nach Hauſe fuhr, fragte dieſer den Vater ganz bedenklich, was denn mit dem Widder geſchehen ſollte. Die lakoniſche Antwort lautete: Den werden wir ſchlachten. Der Sohn, obgleich darob verwundert, wagte keine weitere Frage. Wirklich ward auch das theure, aber ſehr ſchlechte Thier, ohne es zur Zucht zu brauchen, beſeitigt. Außer den Widdern wurden aber auch große Parthieen von Mutterſchafen in Holitſch für Karvin gekauft, und dadurch der Grund zur jetzigen zahlreichen Schäferey gelegt; ein Grund, der alle Beachtung verdient, wenn man bedenkt, daß zur damaligen Zeit in Holitſch das reinſte ſpaniſche Blut vorhanden, und daß zur Zeit, wo dies angeſtammt worden war (1772), in Spanien die Merinos noch rein erhalten und nicht, wie heutiges Tages, die Cavagnen zerſprengt und mit unedlem Blute vermiſcht waren.

Einen ſtarken Zuwachs bekam aber der angefangene Stamm durch den Zukauf einer Heerde von mehreren hundert Stücken von Malmaiſon, der im erſten Decennio des jetzigen Jahrhunderts gemacht wurde, wo ſich jene Heerde in ihrer ſchönſten Blüte befand.

Dies beydes ſind die Elemente, welche den gegenwärtigen zahlreichen Heerden zum Grunde gelegt wurden. Daß ſie nicht zu allen Zeiten auf gleiche Art und nach einerley Grundſätzen gezüchtet wurden, das liegt in den wechſelnden Anſichten, die man im Laufe der Zeit gehabt hat, und in dem Wechſel des Beſitzes und der Direction in dieſem Laufe.

Ehe ich den gegenwärtigen Standpunct der Schäferey bezeichne, muß ich mit wenig Worten den fernern geſchichtlichen Gang anführen.

Wie man zu Anfange unſers Jahrhunderts allenthalben die Merinozucht betrieb, ſo machte man es auch auf den Karviner Gütern, d. h. man wählte zum Sprunge vorzugsweiſe jene Widder mit recht vielen Halswulſten, mit großer Figur und brettartigem Wollvließe. Dabey machte man freylich keine großen Fortſchritte in

der Wollfeinheit, konnte deren auch um so weniger machen, als man kaum eine Ahnung hatte, daß der Industrie hier noch ein so weites Feld offen stünde, und vielmehr glaubte, es sey in den Merinos längst das **Non plus ultra** erreicht, und es handle sich nur darum, darauf zu verharren und sich vor Ausartungen und Rückschritten zu verwahren, was man durch den eben beschriebenen **Modus procedendi** am besten zu erreichen hoffte. Wollmuster aus der damaligen Zeit sind für die heutigen Merinopflanzer sehr belohnend und geben den Maaßstab dafür ab, zu bestimmen, um wieviel wir jetzt höher stehen, als damals.

Man hat auch hier ziemlich alle Phasen mit durchgemacht, welche seit jener Zeit die Merinozucht durchlaufen ist. Selbst vom Fehler des Zwirnens blieb man nicht verschont, den man aber siegreich bekämpft und völlig vertilgt hat. Der Zahl nach hatten sich diese Schäfereyen nur allmählig vermehrt, und noch vor einem Vierteljahrhundert stellte der Vater des jetzigen Grafen den Satz auf, daß es unmöglich und eine wahre Vermessenheit seyn würde, wenn jemand den damaligen Stand von 7000 Stücken übersteigen wollte. Freylich gehörten damals die Districte von Nr. 12, 13, 14, 17 und 18 noch nicht dazu. Ziehen wir jedoch auch die gegenwärtig auf dieselben kommende Zahl, welche 15,800 Stück beträgt, vom ganzen Bestande von 41,000 Stück ab, so bleiben dennoch 25,200 Stück, d. i. mehr als drey und ein halbmal so viel wie zu jener Zeit.

Im Jahre 1830, wo die Direction in die gegenwärtigen Hände überging, und wo nur die Districte Nr. 14 und 18 noch nicht zum Ganzen gehörten, war, wie Tafel A. nachweist, die Schafzahl 17,896 Stück. Ziehen wir von der gegenwärtigen Zahl die der beyden Districte ab, so bleiben 33,900 Stück, d. i. ziemlich das Doppelte von damals. Wenn nun in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren ein so günstiges Resultat herbeygeführt werden konnte, so folgt daraus einmal: daß man im Landbaue, und vornehmlich auch in der Futtererzeugung außerordentliche Fortschritte gemacht haben müsse, und zum zweyten, daß auch die Schäferey musterhaft gut gehalten worden seyn muß, um sich in sich selbst so sehr zu vermehren, und ne-

benbey noch so viel verkaufen zu können. Und obgleich die beyden angegebenen Districte später eintraten, so dehnt sich dieses Resultat auch auf sie aus, indem ihr Schafstand quantitativ und qualitativ fast noch mehr gehoben worden ist, als der der übrigen. Wo man aber in so kurzer Zeit eine so ansehnliche Schäferey auf das Doppelte ihrer Zahl erhebt, da kann man, wie jedem erfahrnen Schafzüchter bekannt ist, nicht so auf die Erhöhung der Qualität sehen, wie dann, wenn man sie vollzählig hat: weil man manches, um die Zahl voll zu bekommen, behalten muß, was man sonst abschafft. Diese Thatsache führt mich zum Ausspruche eines Satzes, den ich mir gegen die stärksten Einwendungen durchzuführen und zu vertheidigen getraue, und der ist: Es wird wenig Heerden und noch dazu von dieser Größe dermalen in Deutschland und wenn hier, so auch in ganz Europa geben, die in ihrer Totalität so hoch in Qualität stehen und so sichere Garantieen für den Adel des Zuchtviehes, welches sie verkaufen, geben können, wie die hiesigen. Man höre die Beweise.

1) Die Abstammung der Schäferey ist nachgewiesen worden, und ist von reinem Merinoblute.

2) Da man gegenwärtig den möglicherweise zu haltenden Stamm vollzählig hat, so kommt Vieh zum Verkauf, welches den Durchschnitt der eigenen Heerden gibt. Wenn nun zeither schon, wo man immer nur noch die untern Classen, und höchstens altes Vieh aus den oberen verkaufen konnte, die Käufer schon so zufrieden waren, daß sie dem, was sie hier kauften, den Vorzug vor dem aus hundert andern Heerden gaben, so folgt von selbst, daß sie es nunmehr fast ohne Ausnahme jedem andern vorziehen werden.

3) Die Schafe gehören zur kraft- und reichwolligen Rasse, entsprechen daher, da sie zugleich, vermöge ihres so reinen und edlen Blutes, eine hochedle Wolle geben, den Anforderungen, welche sich durch lange Übung und zuvor gemachte oftmalige harte Einbuße bey den Schafkäufern festgestellt haben.

4) Die Vererbung der erkauften Zuchtthiere dürfte aus wenigen Schäfereyen mit solcher Sicherheit garantirt werden können, wie aus den hiesigen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man nur in sehr wenigen so genaue Abstammungslisten führt und mit solcher Umsicht, Beharrlichkeit und Consequenz züchtet, wie hier, was man aus der Art, wie man dabey verfährt, und wie man die Abstammungslisten fortführt, was ich weiter unten nachweisen werde, ersehen kann.

Bevor ich dazu übergehe, die Grundsätze, nach denen man bey der Züchtung verfährt, darzustellen, will ich erst nachweisen, wie die ganze Schäferey auf den sämtlichen Gütern vertheilt, und in welcher Art für ihre Verpflegung gesorgt ist. Tafel A. bietet dazu die beste Übersicht. Stellen wir die Futtererzeugung auf jedem Districte mit den dort aufgestellten Viehbeständen zusammen, so finden wir, daß die Eintheilung sehr gleichmäßig geschehen und überall das richtige Verhältniß genau ins Auge gefaßt worden ist. Da nun der Mehrtheil des Futters aus Klee und Mischling besteht, so ist auch die Qualität fast allenthalben gleich, so daß auch in dieser Beziehung ein ziemlich gleiches Verhältniß für die verschiedenen Viehgattungen inne gehalten werden kann. Hinsichtlich der Stufe der Veredlung aber findet eine gewisse Rangordnung unter den einzelnen Schäfereyen statt, die sich jedoch immer mehr verwischt, indem die, welche niedriger stehen, mit allem Eifer darnach streben, denen nachzukommen, so ihnen voraus sind. So z. B. waren früherhin die beyden kleinsten Heerden, d. i. die von Smolkowitz und Albersdorf, auch der Qualität nach die geringsten, und jetzt, namentlich in diesem Jahre, sind sie in der Güte ihrer Wolle den ersten sehr nahe gerückt. Von jeher hatte Deutsch-Leuten den Vorzug vor allen übrigen, der ihm jedoch gegenwärtig von Tcerlitzko, so wie zum Theil von Marklowitz streitig gemacht wird. Eigentlich sollte man wohl voraussetzen, daß jeder der Districtsbeamten mehr auf die Menge als auf die Güte der Wolle bedacht seyn würde, indem sie sämtlich zu gleichem Preise zur Verrechnung kommt, und es also hauptsächlich darauf ankommt, ein recht großes Quantum für sich zu haben, um eine hohe Summe conferirt zu er-

halten. Aber einem derartigen möglichen Übelstande wird durch die Direction vorgebeugt, welche die Paarung und Züchtung ganz allein bestimmt. Wenn nun bey mühsamer Pflege, guter Fütterung und sorgfältiger Haltung die Wolle an Menge und an Güte zunimmt, so haben alle die Districte, auf denen selbige als am glänzendsten hervortritt, auch eben dadurch das größte Quantum und damit zugleich den höchsten Geldbetrag für sich. Wie eine musterhafte Haltung die Qualität der Wolle erhöhe, das zeigte sich in diesem Jahre recht augenscheinlich, sowohl bey der Classification, als bey der Sortirung. Von beyden werde ich bald ausführlicher sprechen. Da zeigte sich denn die Wolle der Heerden, welche eine solche Haltung genossen hatten, so günstig, daß sie, obgleich den Stammlisten nach hinter andern stehend, sich als mit diesen gleich, ja mitunter noch höher stellen ließen.

Die Classification und Sortirung sind beydes, obgleich im Ganzen dasselbe Ziel im Auge habend, verschiedene Operationen. Erstere wird mit den Schafen vorgenommen, während sie die Wolle noch auf dem Körper haben, letztere geschieht an dem gewaschenen und abgeschornen Vließe. Wie verschieden sich in beyden Zuständen die Wolle mancher Thiere zeigt, das ist dem aufmerksamen und erfahrnen Schafzüchter bekannt. Zuweilen erkennt man sie in dem gewaschenen und geschornen Vließe kaum wieder, indem sie nicht selten um ein Paar Classen höher oder tiefer steht, als man sie auf dem Schafe im ungewaschenen Zustande stellte. Daher kann man nur einzig und allein dadurch zu einem sichern und richtigen Resultate gelangen, wenn man die Schafe classificirt und bey der Schur ihre Vließe sortirt. Man könnte freylich am Ende sagen, es bedürfe der Classification gar nicht, da es sich ja einzig und allein darum handle, wie sich die Wolle als Waare zeigt, indem ja lediglich dieses ihren Werth und Preis bestimmt. Indeß hat dennoch die Classification mehreres für sich, wie unter andern das, daß man, Behufs des Zuchtviehverkaufes, Classen stellen muß, wornach der Preis desselben bestimmt werden kann; ferner, daß man allmählig, wenn man Sortirung und Classification neben einander stellt, in

beyden zu immer größerer Sicherheit gelange; und endlich auch, damit man schon, während die Wolle auf den Schafen steht, eine generelle Übersicht von der Classe und dem Werthe eines jeden einzelnen Thieres habe. Wenn man jedoch die Classification sowohl, als die Sortirung einzig und allein nach der Güte und dem Werthe der Wolle vornimmt, wie dies ehemals fast allgemein geschah, so kommt man immer noch nicht zu einem völlig erwünschten Ziele, wenn man nicht gleichzeitig auch auf den Wollreichthum sieht. Bey der Classification kann man denselben zwar ohngefähr beurtheilen, aber sicherer geht man, wenn das Vließ eines jeden Schafes nach der Schur gewogen wird. Alsdann ist wieder noch ein Umstand zu berücksichtigen, und das ist die Veränderung der Wolle in den verschiedenen Altersclassen. In der Regel ist diese am auffallendsten vom ersten und zweyten Jahre, obgleich sie auch in den folgenden Jahren sich zeigt. Recht gründlich kann man diese Beobachtung bey den hiesigen Schäfereyen machen, wo alle Jahre die Vließe sortirt werden. Im Allgemeinen halten sie sich freylich immer in denselben Sorten, jedoch kommen auch mitunter sehr auffallende Abweichungen vor. Am grellsten treten dieselben da hervor, wenn Versetzungen von Schafen in andere Schäfereyen vorkommen, und die Haltung von der frühern sehr verschieden sind. Wieviel auf dieselbe ankommt, das habe ich anderwärts schon gründlich nachgewiesen, und wer daran noch zweifeln wollte, der darf nur eigene Versuche und Betrachtungen machen. Freylich wird durch schlechte Haltung eine edle Wolle niemals zu einer unedlen, und die letzte durch besonders gute Haltung nicht zur ersten, aber dessen ungeachtet wird ihre Güte auf die eine oder die andere Art bedeutend herab- oder hinaufgestellt. Es ist dies ein Gegenstand, worauf viele Schafzüchter noch lange nicht genug achten; ein Gegenstand, aus welchem es sich erklären läßt, wie so häufig die edelsten in fremde Länder verpflanzten Stämme dennoch keine werthvolle Wolle tragen.

Um aber die Classification und Sortirung mit der völligsten Genauigkeit vollziehen zu können, muß die ganze Schafheerde genau numerirt seyn, wovon selbst die Hammel (Kappen oder Schöpse)

nicht ausgenommen ſind. Denn ohne derartige genaue Numerirung werden, auch bey der größten Aufmerkſamkeit, ſelbſt bey einer kleinen Heerde eine Menge von Verwechſelungen vorkommen, was denn zu keinem genügenden Reſultate führen kann. Für die Numerirung hat man ſich ſchon unendlich viele Mühe gegeben, und ſo manche Methode in Vorſchlag gebracht, die nur in ſeltenen Fällen Stich gehalten haben. Umgehangene Nummern, Schlitze und Löcher in den Ohren, wofür man beſondere Schlüſſel hat, und Tattowirung der Zahlen in den Ohren wendet man an, und trotz alle dem iſt man noch immer nicht völlig vor Verwechſelungen und Irrthümern geſichert. Auf den Karviner Gütern hat man eine Methode eingeführt, die unter allen bisher bekannten wohl den Vorzug verdienen dürfte. Man numerirt nämlich doppelt und führt auch dieſe doppelte Numerirung in den Liſten fort. Die eine Nummer trägt das Schaf um den Hals, die andere hat es in Charakteren (Schlitzen und Löchern) in den Ohren. Die um den Hals iſt auf einem länglichten Stück Holz, von vier Seiten, eingebrannt, und heißt die Roulett-Nummer. Dieſes Holz iſt der Länge nach durchbohrt, und durch dieſe Öffnung eine feſte Hanfſchnur gezogen; ſie kann ungleich ſchwerer verloren gehen, als ein hölzernes Täfelchen, was man ſonſt dazu anwendet. Zugleich kann man auf die andern drey Seiten die laufende Nummer noch einmal, und ſodann auch die Abſtammungsnummer von Vater und Mutter einbrennen. Geht nun aber ein ſolches Roulett dennoch verloren, ſo ſieht man nach der Ohrnummer, vergleicht ſie mit der Liſte und findet alsbald, welche Nummer das Roulett hatte, wornach man es denn alsbald wieder ganz richtig erſetzen kann. Umgekehrt kann man auch die Ohrnummer berichtigen, wenn ein Schlitz verwachſen, oder ein Loch ausgeriſſen ſeyn ſollte. Würde man nun am andern Ohre noch zu allem Überfluſſe dieſelbe Numer einätzen (tattowiren), ſo wäre eine Verwechſelung geradezu unmöglich. Wenn ich weiter unten die Schäferey-Liſten in Schematen mittheilen werde, dann wird man ſehen, wie dieſe doppelten Nummern überall in denſelben fortgetragen werden.

So hat man denn eine genaue Übersicht von diesen 41,000 Schafen, und kann von jedem einzelnen alsbald aus den Listen sehen und nachweisen, von welcher Qualität und Abstammung es sey, was man ohne eine so sichere und eracte Numerirung niemals im Stande wäre.

Die Classificirung geschieht gewöhnlich im März, wo die Wolle sich schon als völlig ausgewachsen zeigt, und die Sortirung bey der Schur. Wie man bey letzterer verfährt, das werde ich erst da sagen, wo ich von Wäsche und Schur besonders handeln werde.

Bey jeder consequenten Thierzüchtung kommt es vor allem darauf an, daß man die Individualität der zu paarenden Zuchtthiere genau kennt, d. h. daß man bestimmt weiß, welche Vollkommenheiten und Mängel sie haben, wozu denn auch ihre Abstammung gezählt werden muß. Bey dem Verfahren in den hiesigen Schäfereyen wird dieser Forderung aufs allervollkommenste genügt, und ein einziger Blick in die Listen gibt über alles den zufriedenstellendsten Nachweis. Tafel H., welche ich im weitern Verhandeln commentiren werde, gibt die Bestättigung des Gesagten.

Wollte man das Bedenken aufstellen, daß eine solche Führung der Listen eine allzumühsame und zeitraubende Arbeit sey, so läßt sich darauf antworten, daß dies nur von der ersten Anlegung derselben gilt, und daß, wenn nur einmal diese gemacht ist, die ganze Sache sich weit leichter fortführen läßt, als man glaubt. Nur Aufmerksamkeit und Ordnung ist nöthig. Denn läßt man erst nur eine Lücke, so trägt sich diese schnell weiter und die Verwirrung folgt sodann auf dem Fuße.

Es folgt nun die Sprung-Eintheilung oder die Paarung. Diese wird nicht allein mit der größten Genauigkeit vollzogen, sondern man beobachtet auch dabey ein Verfahren, welches mir wenigstens, bevor ich es hier kennen lernte, völlig neu war, und dies ist folgendes. Man theilt den jungen Widdern eine Anzahl von Mutterschafen zu und beobachtet genau, wie sie mit denselben vererben; je nachdem dies mehr oder weniger gut und günstig ist, je nachdem erhalten sie dieselben beym nächsten Sprunge wieder, oder bekommen

ſie durch andere erſetzt. Beyſpiele werden das Verfahren anſchaulich machen. Es ſoll z. B. ein ſolcher Widder als einjährig im Jahre 1836 eine Anzahl von 30 Mutterſchafen zum Beſpringen bekommen haben, und dieſe hätten ſämtlich Lämmer gebracht, die aber in ihrer Qualität nicht gleich wären. Die Mütter aller derjenigen, ſo ſchön gefallen ſind, werden ohne weiteres fürs nächſte Jahr wieder für ihn beſtimmt, die aber, deren Lämmer ſchlecht oder doch nicht als gut anzunehmen ſind, werden einem andern Widder zugegeben, und dieſem durch eine gleiche Anzahl anderer Mutterſchafe erſetzt. Da jedoch, wie bekannt, über Lämmer, hinſichtlich ihrer Wollqualität, noch kein competentes und in allen Fällen gültiges Urtheil gefällt werden kann, ſo wird, wenn dieſe ein Jahr alt ſind, die Muſterung noch einmal vorgenommen, und alle die Mutterſchafe, deren Lämmer auch dieſe Probe beſtehen, bilden nunmehr den ſtehenden Harem eines ſolchen Paſcha's. Da nun die zweytzugegebenen Mutterſchafe ein Jahr ſpäter dieſe letzte Probe beſtehen können, ſo ſieht man, daß ein ſolcher Widder erſt nach drey Jahren, wo er alſo vierjährig iſt, ſeine ihm bleibende Zahl voll hat. Da aber immer wieder von den zweytzugegebenen aus den angeführten Gründen einige ausgetauſcht werden müſſen, ſo vergeht noch ein Jahr, ehe ein ſolcher Harem rein iſt, und man kann ſonach erſt von den fünf- und ſechsjährigen Widdern die vorzüglichſten Stämme von Nachkommen ziehen. Es iſt dies eine Verfahrungsart, welche mehr als irgend eine andere zu ſichern und glänzenden Reſultaten führen muß, und wenn auf irgend eine Weiſe das was man im eigentlichen Sinne Conſtanz nennt, errungen werden kann, ſo iſt es auf dieſe. Freylich muß auch dieſe Methode wenigſtens ein Menſchenalter hindurch mit Beharrlichkeit und Conſequenz durchgeführt werden, ehe man ſich der Hoffnung hingeben kann, wahre Conſtanz endlich zu erreichen.

Wie unendlich mühſam aber dieſe Verfahrungsart ſey, das wird ſogleich klar werden. Man denke ſich eine Anzahl von nahe an zehntauſend Mutterſchafen, welche auf dieſe Art zum Sprunge vertheilt werden ſollen. Einzelne Kabeln ſind freylich bereits in Ordnung, d. h. für mehrere Widder ſind die Mutterſchafe ein- für allemal

zugetheilt, weil sie sich bereits als mit ihnen gut vererbend documentirt haben. Eine weit größere Menge aber hat erst die erste Probe bestanden, und für sie müssen alle Mütter einzeln durchgegangen und ihre Nachkommen nach Classification und Sortirung geprüft werden. Welch' eine ungeheure Arbeit, die noch dadurch wächst, daß für jeden dieser Widder die ausscheidenden Schafe durch andere, die man für geeignet hält, ersetzt werden müssen. Eine solche Arbeit — wer wird mir das nicht zugestehen — ist nicht jedermanns Sache. Aber andrerseits geht auch daraus für das reine Blut und die vorzügliche Vererbung der jungen Stämme eine Garantie hervor, wie man sie wohl in den meisten Schäfereyen vergeblich suchen dürfte.

Durch solchen Sprungwechsel findet sich auf empirischem Wege das Homogene zusammen, und es wird eine Consolidirung des auf solche Weise erhaltenen Stammes erreicht, wie sie sonst nie erreicht werden kann.

Aber wird denn nicht ein in aller Art ausgezeichneter Widder mit allen Mutterschafen, die von gleichem Blute und gleicher Classe sind, auch auf gleich gute Art vererben? — Die Theorie hat dies für einen ziemlich festen Satz angenommen, aber die Erfahrung hat eine Menge von Zweifeln dagegen begründet. Viel zu wenig ist man bis jetzt in allen Schäfereyen darauf aufmerksam gewesen, und in Folge dessen hat man manchen Widdern mehr Verdienste zugeschrieben, als sie verdienten, gegentheils aber auch manche verworfen, die auf andere Art, d. i. auf andere Mutterschafe angewandt, sich als vorzüglich erprobt haben würden.

Nachdem ich nun auf solchen Sprungwechsel aufmerksam gemacht habe, gehe ich auf die Erklärung von Tafel H. über.

Zur Linken finden wir den Widder, und daneben zur Rechten die ihm zugetheilten Mütter (hier Beyspielsweise nur zwey), beydes zuerst nach Nummern, welche beym Widder in beyden Hörnern eingebrannt sind, so daß sie dieselben eben so gut doppelt haben, wie die Mutterschafe auf die weiter oben beschriebene Art. Über der laufenden Nummer ist aber auch die des Jahrgangs eingebrannt. Nur H.

hat dieſe doppelte Nummer hier noch eine beſondere Bedeutung, indem ſie links den Vater, mit deſſen Alter und laufenden Zahl, rechts das Geburtsjahr des Sprungwidders nebſt ſeiner laufenden Nummer angibt. Wie das Weitere zu erklären und zu leſen iſt, folgt hier. Ich fange von vorn an. Erſte Spalte: Alter und Nr. des Vaters; zweyte Spalte: Geburtsjahr und Nr. des Widders; dritte Spalte: Claſſe a (d. i. Auszug, oder die erſte); vierte Spalte: Ahnen, deren er acht zählt. (Wie ſich dieſe nachweiſen laſſen, das zeigt der auf Tafel I. ſtehende Stammbaum an.) Fünfte Spalte: Abkunft, hier von der Deutſchleutner-Heerde; ſechſte Spalte: Schurgewicht von 1838=2 Pfund 28 Loth Wolle; ſiebente Spalte: bey der Sortirung, mit Vorzug (höchſte Claſſe), bey der Claſſification, außerordentlich. Und ganz in gleicher Art ſind die Mütter nachgewieſen. Man ſieht hieraus, daß an alles, was man nur irgend fordern kann, gedacht iſt.

Noch muß ich beyfügen, daß man die Claſſen und Sorten in folgender Art geſtellt hat: 1) Auszug (a) d. i. die erſte, 2) Super (S.) die zweyte, 3) Electa (E.) die dritte, 4) Prima die vierte Claſſe. Was darunter ſchlägt, aber nur in höchſt ſeltenen Fällen vorkommt, das wird Secunda genannt, wird aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, augenblicklich ausgemerzt.

Gegenüber zur Rechten der Sprung-Eintheilung iſt ein Schema einer Ablammungsliſte, zu welchem ich weiter keine Erklärung zuzufügen brauche, indem ſie ſich aus dem Vorigen von ſelbſt ergibt.

Mit den Abtheilungen wird ein jeder Mutterhaufen, ſo einem Widder zugetheilt iſt, angedeutet, und ſie enthalten in der Regel 30 — 40 Stück, ſo daß man im Durchſchnitt drey Widder auf hundert Mutterſchafe annehmen kann, was auf die ſämtlichen Schäfereyen eine Zahl von nahe an dreyhundert Stück gibt. Da man aber nur vorzügliche Thiere zum eigenen Sprunge verwendet, ſo iſt erſichtlich, welch' ein Werth nur allein in den Sprungwiddern ſey, welch' hoher Grad von Veredlung aber auch in der ganzen Heerde ſtatt finden müſſe, da man nicht allein dieſelben hat, ſondern noch außerdem alljährlich ſo viele Thiere ſolcher Art zum Verkaufe ſtellen kann.

Unmittelbar an die Sprung-Eintheilung und die Ablammung ſchließt ſich ebenfalls die auf Tafel H. befindliche Abſtammungsliſte an, auf Grund deren ſich der Stammbaum eines jeden Thieres leicht aus dem Hauptbuche anfertigen läßt, wie wir es Tafel I. ſehen werden. Bey dieſer Abſtammungsliſte iſt keine weitere Erklärung nöthig, da ſie ſich aus dem Geſagten von ſelbſt findet; nur darauf iſt aufmerkſam zu machen, daß bey der aus derſelben erſichtlichen Vererbung der Eltern auch auf die Wollmenge gebührende Rückſicht genommen wird, indem das Schurgewicht derſelben mit dem des Nachkömmlings in Vergleich geſtellt wird. Hier ſteht zwar dieſer Vergleich ſcheinbar zu Ungunſten des Letzteren, aber dennoch läßt ſich mit Grund behaupten, daß es der umgekehrte Fall ſey, weil jenes erwachſene Thiere ſind, dieſes aber erſt ein Jährling iſt, der im ausgewachſenen Zuſtande ungleich mehr Wolle geben wird. Daß man folglich auch in dieſer Hinſicht in der Veredlung fortſchreite, und von den künftigen Generationen eher eine Zu- als Abnahme der Schur zu erwarten habe, das iſt faſt gewiß anzunehmen. Wie wichtig aber eine ſolche Garantie ſey, das hat man noch nie in dem Grade ſchätzen gelernt, wie gegenwärtig, und Heerden, ſo dieſelbe gewähren, ſtehen im Werthe ihrer Zuchtthiere ganz beſonders hoch.

Wir kommen jetzt zum Hauptbuche, aus welchem Tafel I. einen I.
Auszug liefert. Zuerſt ſehen wir da die alten Stamm-Mütter nach ihrer Abkunft und Claſſe. Kar. bedeutet die Schäferey des Karviner Diſtrictes. Weiter finden wir die von den jetzigen Stamm-Müttern mehrere Jahre hinter einander inne gehaltenen Claſſen, die ſich faſt ganz gleich geblieben ſind, und bey der erſten (Nr. 8640) nur im Jahre 1837 eine Claſſe herab, bey der zweyten dagegen von 1837 an eine Claſſe höher gegangen iſt. Dieſer Nachweis iſt in vieler Art wichtig, weil er die Sicherheit und den Adel des Blutes in der Heerde ſowohl, als nicht minder die gute und gleichmäßige Haltung der Thiere in der angegebenen Zeit documentirt. Nach dieſem Nachweiſe folgt, was die neuen Stamm-Mütter in den oben bezeichneten Jahren für Lämmer gebracht haben, die alsdann ihrer-

ſeits wieder in die Stammliſten eingetragen und darin fortgeführ werden. So z. B. wenn das Mutterlamm von 1835, welches die Roulettnummer 13,450 und die Ohrnummer 30 hat, als Mutterſchaf zur Zeugung kommt, ſo ſteht auf ſeiner Stammtafel vorn vor ſeiner eigenen Nummer unter dem Rubro: alte Stamm-Mutter ſeine Mutter d. i. Nr. 11,370 Roulett und 30 im Ohre. In der folgenden Columne kommt ſodann ſeine Claſſe, wie ſie ſelbige die Jahre hindurch bis zum erſten Lammbringen gehalten hat, ferner die Nummer des Widders, mit welchem ſie zugelaſſen wurde, und ſodann das Lamm, das ſie gebracht u. ſ. w. Daß bey dieſer Buchführung viel zu ſchreiben iſt, wer wollte es in Abrede ſtellen, daß man es aber durchführen könne, davon liegt in dieſen großen Schäfereyen der Beweis vor. Kauft nun z. B. jemand einen Widder, ſo liegt ihm doch vor allem daran, deſſen Abſtammung genau zu wiſſen. Wohl weiß ich, daß man oft genug damit ſchnell fertig iſt, und von einer Menge von Generationen ſpricht, von denen er abſtammt, und die alle höchſt edel waren. Aber den Beweis dafür bis in die kleinſten Details zu führen, wie man es hier kann, das dürfte doch wohl in manchen Schäfereyen etwas ſchwer werden. Und geſetzt man kann es auch hinſichtlich des edlen Blutes, ſo würde es doch wohl in den meiſten in Beziehung auf Wollreichthum fehlen.

Nach der hier gegebenen Erklärung wird es nun leicht werden, den beygefügten Stammbaum, der ſich ebenfalls auf Tafel I. befindet, zu verſtehen. Zum Überfluß aber will ich ihn erläuternd durchgehen. An der äußerſten Linken oben finden wir die erſten Ahnen des Thieres, was hier als letztes Product unten in der Mitte unter Nr. 39/10 als Auszug mit Vorzug ausgeglichen aufgeführt ſteht. Wir nehmen an, dies ſey der Widder, den man kaufen will, und deſſen Abſtammung und Ahnen man gern miſſen möchte. Seine Eltern waren links aufwärts der Widder Nr. 36/2 a (Auszug) mit dem Beinamen der Schönſte und rechts das Mutterſchaf Nr. 17,426/210 ebenfalls Auszug mit der Bemerkung ſchön und gleich. Seine nächſte Abſtammung iſt alſo untadelig und höchſt edel. Gehen wir nun weiter zurück und forſchen nach ſeinen Großeltern. Seine Mutter hatte

zum Vater den Widder Nr. 33/108 mit der Claſſe S. S. d. i. hoch Super, und zur Mutter die Nr. 15,053/210 ebenfalls hoch Super. Die Eltern ſeines Vaters waren der Widder Nr. 33/108 hoch Super und die Mutter 12,449/3 auch hoch Super. Es wird zur weitern Verfolgung und Erklärung dieſes Stammbaumes genügen, wenn ich blos noch eine Generation weiter hinabſteige. Die Großeltern unſers Widders, die wir ſo eben nachgewieſen haben, ſtammten ab, und zwar die Großmutter mütterlicherſeits, d. i. die, von der ſeine Mutter geboren wurde, von dem Widder Nr. 29/148 hoch Super und der Mutter Nr. 9072/210 dieſelbe Claſſe. Der Großvater mütterlicherſeits d. h. der Vater ſeiner Mutter ſtammte von dem Widder Nr. 29/148 hoch Super und von der Mutter 10,128/122 dieſelbe Claſſe. Die Eltern ſeiner Großeltern väterlicherſeits, d. i. die Großeltern ſeines Vaters ſtammten ab: der Vater von dem Widder Nr. 29/148 hoch Super und der Mutter 10,128/122 dieſelbe Claſſe, und die Mutter von dem Widder Nr. 23/26 hoch Super, und dem Mutterſchaf Nr. 10,069/3 dieſelbe Claſſe. Und ſo zeigt denn der Stammbaum noch zwey Generationen weiter zurück und weiſt alſo die Ahnen ſämtlich auf ſechs Generationen genau nach. Hinſichtlich der Nummern darf ich wohl nicht erſt bemerken, daß bey den Widdern allemal die obere das linke, und die untere, das rechte Horn, und bey den Mutterſchafen die obere das Roulett, und die untere das Ohr anzeigt.

Intereſſant iſt dieſer Stammbaum auch, inſofern er die immer höher ſteigende Veredlung beweiſt. Denn unter den erſten Ahnen finden wir noch dritte und vierte Claſſe (**Electa** und **Prima**), während in der darauf folgenden Generation nur noch einmal die dritte vorkommt. Weiter aufwärts finden wir nur noch die zweyte Claſſe, und dieſe ſchon in ihrer erſten Abſtufung, was bey der vierten Generation der gleiche Fall iſt. In der fünften tritt ſchon Auszug d. i. die höchſte Claſſe ein, die ſich dann in der ſechſten auf den höchſten Gipfel ſtellt. Es hat faſt das Anſehen, als wenn in der vierten Generation eine Art Ruhepunct eingetreten wäre, auf welchem ſich das edle Blut erſt ſicher geſtellt hat. Würde man da bey der weitern Züch-

tung Mißgriffe gemacht haben, ſo wären Rückſchritte vorgekommen, die in der Regel viel raſcher gehen, als die Fortſchritte. Es liegt, meines Erachtens, darin ein Wink, den die Natur dem Schafzüchter gibt, und wer ihn zu beachten nicht verſteht, oder unterläßt, der darf ſich nicht wundern, wenn er, trotz aller ſonſtigen Mühe und Aufmerkſamkeit, in ein unſicheres Schwanken geräth und bald vorbald rückwärts kommt.

Um den Gegenſtand ganz zu erledigen, gehe ich hier alsbald zur Schur und Sortirung über, und nehme ſodann die ganze materielle Verwaltung des Schäfereyweſens im Zuſammenhange vor.

Vor allen Dingen iſt man vor der Schur auf eine ſehr reine und weiße Wollwäſche bedacht, von der ich aber, ſowie von der Arbeit des Scheerens ſelbſt, als zum eben gedachten materiellen Betriebe gehörig, erſt ſprechen werde, wenn es der Ordnung nach an die Reihe kommen wird. Hier handelt es ſich nur darum, nachzuweiſen, was mit der Wolle, hinſichtlich ihrer Beurtheilung Behufs der Züchtung geſchieht. Nachfolgendes iſt die Art und Weiſe des Verfahrens.

Sowie ein Schaf der Scheererin gegeben werden ſoll, zeigt es der Träger erſt dem Schreiber, damit dieſer ſeine Roulett- und Ohrnummer auf einen Zettel ſchreibe, welchen die Scheererin ſo lange an ſich nimmt, bis ſie das Vließ abgelöſt hat, wo ſie ihn ſodann ſamt demſelben an eine, zur Abnahme der Vließe angeſtellte Perſon übergibt. Dieſe geht mit dem Vließe zur Waage, wo es gewogen und dem Schreiber der Zettel noch einmal eingehändigt wird, damit er neben der Nummer auch das Schurgewicht vormerke. Iſt dies geſchehen, ſo wird, wenn das Vließ nicht alsbald auf den Sortirtiſch gegeben werden kann, dasſelbe leicht zuſammengewickelt, wenn erſt zuvor der Zettel hineingelegt worden iſt. So kann dann die Wolle einer ganzen Schäferei einſtweilen zuſammengelegt werden, wenn, wie es nicht anders möglich iſt, alsbald kein Sortirer zur Stelle und derſelbe anderwärts beſchäftigt iſt. Kommt die Wolle alsdann zur Sortirung, ſo werden die Zettel aus den Vließen einem Protokolliſten eingehändigt, damit derſelbe alles in das Schur-

Protokoll eintrage, wovon auf Tafel K. 1) ein Schema zu ſehen K.
iſt. Dasſelbe bedarf keiner weitern Erklärung, da es an ſich ſelbſt verſtändlich iſt. Nur bemerken will ich, daß das Rubrum „Ahnen“ hier den Vater des Thieres anzeigt. Daß man die Schur des vorhergegangenen Jahres neben der heurigen aufzeichnet, iſt theils der Jährlinge wegen, von denen man ſehen will, wieviel ſie im Wollertrage im zweyten Jahre zugenommen haben, theils aber auch deshalb, um ſich zu überzeugen, ob die Schur gegen das vorige Jahr im Allgemeinen mehr oder weniger ausgiebig ſey, oder ob dies nur von einzelnen Stücken gelte.

Für die Reichwolligkeit des Viehes zeugt das vorliegende Protokoll, welches aus dem Zuſammenhange aufs Gerathewohl herausgenommen fünf Mutterſchafe aufführt, die im Jahre 1839 durchſchnittlich über zwey Pfund Wolle (Wiener Gewicht = 2 $^{2}/_{5}$ Pf. preuß.) und im Jahre 1840 nahe an zwey Pfund gegeben haben. Dies iſt ſchon bey einer gewöhnlichen Pelzwäſche für ſo edle und hochfeine Schafe eine reiche Schur, aber ſie iſt es noch mehr, wenn man weiß, daß man hier ſo weißwäſcht, wie es für eine halbe Fabrikwäſche gelten kann.

Das bis jetzt Mitgetheilte umfaßt vorzugsweiſe die Grundſätze und Verfahrungsart bey der Züchtung. Was ich nun weiter zu ſagen habe, das betrifft die materielle Verwaltung des Schäfereyweſens.

Wie auf den ſämtlichen Diſtrieten die Schafe nach ihrer Zahl und Qualität aufgeſtellt ſind, das habe ich ſchon angegeben. Daß ihre Verpflegung überall ziemlich gleichmäßig ſeyn werde, das ſetzt man ſchon darum voraus, weil ſie ſämtlich unter einer Ober-Direction ſtehen, und von dieſer überwacht werden. Schon habe ich darauf hingewieſen, daß auch das Futter nicht allzuverſchieden ſeyn könne, weil es meiſtentheils aus einerley Stoffen beſteht. Nur auf die Verabreichung kommt es an, und dieſe hängt, obgleich ſie von oben herab im Allgemeinen angeordnet wird, dennoch gar ſehr von dem untern, d. i. dem Schäferey-Perſonale ab. Da dies eine ſehr wichtige Sache iſt, ſo will ich von ihr zuerſt ſprechen, und wenn

ich dabey vielleicht hie und da eine Rüge einfließen laſſe, ſo mag ſie die leider nur zu bekannte Thatſache beſtättigen, daß hier noch eine unangenehme Schattenſeite des Schäfereyweſens liegt, die wohl noch ſo bald nicht völlig erhellt werden wird.

Ein jeder Diſtrict hat ſeinen Schafmeiſter, welcher zunächſt unter den Befehlen des Diſtrictsbeamten ſteht. In manchen großen deutſchen Schäfereyen pflegt man einen berittenen Oberſchäfer zu haben, welcher die Befehle und Anordnungen für dieſelben zunächſt von der Ober-Direction entgegen zu nehmen hat, und auch dieſer unmittelbar verantwortlich iſt. Der betreffende Beamte behält dabey nur eine Art von polizeylicher Aufſicht auf die Schäferey. Inſofern damit eine gewiſſe Centraliſation erreicht und ein ganz allein den Schäfereyen gewidmeter ſachverſtändiger Oberaufſeher angeſtellt iſt, läßt ſich ein genauerer Zuſammenhang des Ganzen und ein innigeres Ineinandergreifen der einzelnen Theile bewirken, als da, wo jede Schäferey ein Ganzes in ſich bildet, und alleſamt nur durch die Ober-Direction, wie mit einem Bande, zuſammen gehalten werden. Wo aber, wie auf den Gütern, von denen hier die Rede iſt, der Beamte des Diſtrictes im eigenen Intereſſe betheiligt iſt, da gebührt ihm von ſelbſt ſchon die obere Aufſicht ſeiner Schäferey, und es könnte die Anſtellung eines Ober-Schäfers leicht zu Reibungen und andern Inconvenienzen führen, ſelbſt, wenn es auch nicht, wie hier, faſt gradezu unmöglich wäre, daß ein ſolcher die vielen und mitunter ſo entfernt von einander liegenden Diſtricte überſehen und oft genug bereiſen könnte, um überall zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu ſeyn. Daher iſt eine derartige Einrichtung, ſo bewährt ſie an andern Orten und unter andern Verhältniſſen auch ſeyn mag, hier weder anzurathen, noch einzuführen.

Wenn jedoch achtzehn gute Schafmeiſter gefunden werden ſollten, ſo müßte man entweder ein Sonntag-Kind ausſchicken, ſie zu ſuchen, oder man müßte einen Concurs für ſämtliche Schäfer eines Landes ausſchreiben, und alsdann noch mit einem ganz beſonderen Talente begabt ſeyn, aus dem ganzen Haufen die beſten heraus zu finden. — Alſo auch in Karvin hat man nicht lauter wahre Schaf-

meiſter? — Allerdings nicht, aber dennoch, mit wenigen Ausnahmen, ſehr brauchbare Subjecte, und einige ſo tüchtige, daß ihnen jeder rationelle Schafzüchter die Meiſterſchaft unbedenklich zuſprechen kann. Wenn vielleicht auch Schäfer dieſes Buch leſen ſollten, ſo will ich hier einige Kennzeichen angeben, an denen ich den Meiſter immer ziemlich ſchnell erkenne. Am Ende ſind dieſe Kennzeichen auch manchen Schafhaltern nicht unwillkommen.

Zum erſten halte ich den Schäfer für keinen Meiſter, in deſſen Schafſtällen mich die Luft, wenn ich hineintrete, ſo in die Augen brennt, daß ſie mir Thränen auspreßt.

Zum zweyten gilt mir der nicht dafür, wo, wenn man außer der Futterzeit in den Stall tritt, die Schafe ein Geſchrey erheben; denn das iſt ein Zeichen, daß er keine Ordnung in der Fütterung hält. Ein viel beſſeres Kennzeichen iſt es, wenn die Thiere, wo nicht gerade die Zeit ihrer Abfütterung da iſt, ſo ruhig bleiben, daß man mit den Füßen an ſie ſtoßen kann, ehe ſie aufſtehen. Dies muß jedoch nicht etwa eine Folge ihres elenden Zuſtandes ſeyn, ſo daß es ihnen ſchwer wird, aufzuſtehen.

Zum dritten laſſe ich es bey einem Schafmeiſter nicht hingehen, daß er die Futterzeit nach Belieben verlegt, und keine beſtimmte Stunde, ja die Minute damit inne hält. Dazu zähle ich auch das, wenn er aus lauter Trägheit und Gemächlichkeit ſeine Futtervorräthe nicht mit gehöriger Abwechslung reicht, ſondern immer das zuerſt gibt, was ihm gerade zunächſt vor der Hand liegt. Und noch gehört hierher, daß es ihn ſchlecht empfiehlt, wenn man in den Trögen der Futterraufen ſehen kann, was er Wochenlang gefüttert hat, weil er ſie nämlich kaum alle Monate einmal, und nicht, wie es ſich gehört, täglich ausputzt. Wenn er ſie ferner ſo ſelten fortrückt, daß ſie ganz im Miſte wie verſunken ſind.

Zum vierten mag ſich auch ja der Schäfer keinen Meiſter nennen laſſen, der in ſeiner Heerde alles durch einander gemiſcht hat, und nicht einmal die Schwachen und Kranken von den Starken ſcheidet. Dazu rechne ich vor allem, wenn er elende Thiere ſo lange unter der Heerde läßt, bis ſie ſterben und am Ende auch das Ca-

dauer nicht bald bey Seite ſchafft. Ein wahrer Schafmeiſter liebt überall Ordnung, und ſein Fleiß treibt ihn an, jede derartige Unordnung, wo er ſie vorfindet, alsbald abzuſtellen.

Wo ich zum fünften ſchwache und verkommene Lämmer finde, da hat auch kein Schafmeiſter, ſondern nur ein Stümper ſeine Hand im Spiele gehabt. Denn ein guter und ſorgſamer, mit einem Worte ein wahrer Schafmeiſter bringt ſelbſt von alten und ſchwachen Schafen gute Lämmer auf, zumal da, wo der Herr, weil ſie von edler Zucht ſind, keinen Aufwand für ſie ſcheut. Ein Schafmeiſter wie er ſeyn ſoll, geht mit Lämmern nicht wie mit Stieren um, ſondern behandelt ſie ſanft und mit Liebe, reicht ihnen ihr Futter mit Wohlgefallen, pflegt ſie, ſo weit ſeine Kräfte reichen, und hat ſo zu ſagen, ſeine Hand ſtets über ihnen. Es gibt faſt kein Kennzeichen, was einen guten Schäfer ſobald verräth, als wenn er geſunde, muntere und wohlgewachſene Lämmer hat.

Zum ſechſten findet man bey einem guten Schafmeiſter keine Hühner und Tauben, eben ſo wenig Gänſe und Schweine, und ſo auch keine Hunde im Schafſtalle. Unter andern iſt mir es in Ungarn vorgekommen, daß eine ſtehende Rubrik des Abganges die Lämmer waren, ſo des Schäfers Schweine zerriſſen!! Die größte Reinlichkeit im Stalle, wozu auch vor allem gute Einſtreu gehört, characteriſirt den braven Schafmeiſter, und um dieſelbe ſtets zu haben, ſpart er im Winter mit dem Strohe, ſo gut es nur immer geht, um im Sommer nicht, wie dies ſo häufig vorkommt, Noth um Einſtreu zu haben.

Zum ſiebenten. Wo ein guter Schafmeiſter zu Hauſe iſt, da findet man auf der Weide alle jene Stellen, welche den Schafen gefährlich ſind, genau bezeichnet und ſorgfältig vermieden, ſo daß dieſelben ſtets von Graſe voll ſtehen. Wo ich daher ſumpfige Plätze, auf denen Binſen und andere ſchädliche Gräſer wachſen, kahl abgeweidet ſehe, da urtheile ich, ohne vom ganzen Schäfereyweſen noch weiter etwas geſehen zu haben, den Schäfer ſchon ab, und nenne ihn keinen Meiſter, ſondern einen Stümper oder einen Gewiſſenloſen. Ein Gleiches thue ich ihm an, wenn ſeine ganze Weidefläche ſo kahl ab-

gehütet ist, als wäre sie abgekehrt, wo also nicht ein Plätzchen geschont ist, was ihm zur Aushülfe dienen könnte. Wo ich aber im Gegentheile sehe, daß er sogar die auf dem Wege, den er zu treiben hat, vom Regen stehen gebliebenen Lachen und Pfützen mit Reisern oder was immer ausgefüllt hat, damit seine Schafe nicht daraus trinken können, da darf ich noch sonst nichts gesehen haben, und spreche ihm dennoch die Meisterschaft zu. Denn wer das Eine thut, unterläßt auch das Andere nicht. Das gilt vom Guten wie vom Schlechten.

Sehe ich zum achten einen Schäfer mit seiner Heerde weit im Felde, während dem ein Wetter aufsteigt, sorglos hinziehen, sodann aber, wenn es fast da ist, im eiligsten Rennen nach dem Stalle eilen, so weiß ich, es ist kein Schafmeister; eben so wenig vermuthe ich einen solchen, wenn ich die Hunde wild und wüthend in die Schafe fahren und dieselben beißen sehe. Auch halte ich den für keinen, der mit seinen Gränznachbarn so nahe zusammenhütet, daß die Schafe sogar unter einander laufen. Das schon ist sehr schlimm, aber noch schlimmer wird es, wenn man sich alsdann mit ihnen herumjagt, und dabey noch die Hunde ihre Rolle fleißig spielen läßt.

Zum neunten. Wenn der Schäfer die Heerde laufen läßt, und am Ende sein Hund, eben so treulos und faul wie er, ihr auch nicht einmal folgt, sie also allen möglichen Unfällen ausgesetzt ist; wenn er für den Fall, daß einem Thiere etwas zustoßen könnte, nicht mit den geringsten Mitteln versehen ist; wenn man in seiner Heerde Kranke und Gesunde, Junge und Alte in bunter Mischung sieht; wenn vielleicht sogar Klauenseuche und Räude in derselben eingerissen ist, so wäre es ein Spott, wenn man ihn einen Schafmeister nennen wollte.

Und endlich zehntens: wenn sein Herr ihm befiehlt, ein Schaf zu greifen, und er rennt mitten hinein in den Haufen, wo ihm am Ende sogar sein Hund noch folgt; oder wenn er jeden Fremden, ohne Erlaubniß seines Herrn, Schafe greifen läßt, oder sie ihm selbst greift; wenn er dann für ein Trinkgeld Wolleproben schneiden läßt,

ich dabey vielleicht hie und da eine Rüge einfließen laſſe, ſo mag ſie die leider nur zu bekannte Thatſache beſtättigen, daß hier noch eine unangenehme Schattenſeite des Schäfereyweſens liegt, die wohl noch ſo bald nicht völlig erhellt werden wird.

Ein jeder Diſtrict hat ſeinen Schafmeiſter, welcher zunächſt unter den Befehlen des Diſtrictsbeamten ſteht. In manchen großen deutſchen Schäfereyen pflegt man einen berittenen Oberſchäfer zu haben, welcher die Befehle und Anordnungen für dieſelben zunächſt von der Ober-Direction entgegen zu nehmen hat, und auch dieſer unmittelbar verantwortlich iſt. Der betreffende Beamte behält dabey nur eine Art von polizeylicher Aufſicht auf die Schäferey. Inſofern damit eine gewiſſe Centraliſation erreicht und ein ganz allein den Schäfereyen gewidmeter ſachverſtändiger Oberaufſeher angeſtellt iſt, läßt ſich ein genauerer Zuſammenhang des Ganzen und ein innigeres Ineinandergreifen der einzelnen Theile bewirken, als da, wo jede Schäferey ein Ganzes in ſich bildet, und alleſamt nur durch die Ober-Direction, wie mit einem Bande, zuſammen gehalten werden. Wo aber, wie auf den Gütern, von denen hier die Rede iſt, der Beamte des Diſtrictes im eigenen Intereſſe betheiligt iſt, da gebührt ihm von ſelbſt ſchon die obere Aufſicht ſeiner Schäferey, und es könnte die Anſtellung eines Ober-Schäfers leicht zu Reibungen und andern Inconvenienzen führen, ſelbſt, wenn es auch nicht, wie hier, faſt gradezu unmöglich wäre, daß ein ſolcher die vielen und mitunter ſo entfernt von einander liegenden Diſtricte überſehen und oft genug bereiſen könnte, um überall zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu ſeyn. Daher iſt eine derartige Einrichtung, ſo bewährt ſie an andern Orten und unter andern Verhältniſſen auch ſeyn mag, hier weder anzurathen, noch einzuführen.

Wenn jedoch achtzehn gute Schafmeiſter gefunden werden ſollten, ſo müßte man entweder ein Sonntag-Kind ausſchicken, ſie zu ſuchen, oder man müßte einen Concurs für ſämtliche Schäfer eines Landes ausſchreiben, und alsdann noch mit einem ganz beſonderen Talente begabt ſeyn, aus dem ganzen Haufen die beſten heraus zu finden. — Alſo auch in Karvin hat man nicht lauter wahre Schaf-

meiſter? — Allerdings nicht, aber dennoch, mit wenigen Ausnahmen, ſehr brauchbare Subjecte, und einige ſo tüchtige, daß ihnen jeder rationelle Schafzüchter die Meiſterſchaft unbedenklich zuſprechen kann. Wenn vielleicht auch Schäfer dieſes Buch leſen ſollten, ſo will ich hier einige Kennzeichen angeben, an denen ich den Meiſter immer ziemlich ſchnell erkenne. Am Ende ſind dieſe Kennzeichen auch manchen Schafhaltern nicht unwillkommen.

Zum erſten halte ich den Schäfer für keinen Meiſter, in deſſen Schafſtällen mich die Luft, wenn ich hineintrete, ſo in die Augen brennt, daß ſie mir Thränen auspreßt.

Zum zweyten gilt mir der nicht dafür, wo, wenn man außer der Futterzeit in den Stall tritt, die Schafe ein Geſchrey erheben; denn das iſt ein Zeichen, daß er keine Ordnung in der Fütterung hält. Ein viel beſſeres Kennzeichen iſt es, wenn die Thiere, wo nicht gerade die Zeit ihrer Abfütterung da iſt, ſo ruhig bleiben, daß man mit den Füßen an ſie ſtoßen kann, ehe ſie aufſtehen. Dies muß jedoch nicht etwa eine Folge ihres elenden Zuſtandes ſeyn, ſo daß es ihnen ſchwer wird, aufzuſtehen.

Zum dritten laſſe ich es bey einem Schafmeiſter nicht hingehen, daß er die Futterzeit nach Belieben verlegt, und keine beſtimmte Stunde, ja die Minute damit inne hält. Dazu zähle ich auch das, wenn er aus lauter Trägheit und Gemächlichkeit ſeine Futtervorräthe nicht mit gehöriger Abwechslung reicht, ſondern immer das zuerſt gibt, was ihm gerade zunächſt vor der Hand liegt. Und noch gehört hierher, daß es ihn ſchlecht empfiehlt, wenn man in den Trögen der Futterraufen ſehen kann, was er Wochenlang gefüttert hat, weil er ſie nämlich kaum alle Monate einmal, und nicht, wie es ſich gehört, täglich ausputzt. Wenn er ſie ferner ſo ſelten fortrückt, daß ſie ganz im Miſte wie verſunken ſind.

Zum vierten mag ſich auch ja der Schäfer keinen Meiſter nennen laſſen, der in ſeiner Heerde alles durch einander gemiſcht hat, und nicht einmal die Schwachen und Kranken von den Starken ſcheidet. Dazu rechne ich vor allem, wenn er elende Thiere ſo lange unter der Heerde läßt, bis ſie ſterben und am Ende auch das Ca-

dauer nicht bald bey Seite ſchafft. Ein wahrer Schafmeiſter liebt überall Ordnung, und ſein Fleiß treibt ihn an, jede derartige Unordnung, wo er ſie vorfindet, alsbald abzuſtellen.

Wo ich zum fünften ſchwache und verkommene Lämmer finde, da hat auch kein Schafmeiſter, ſondern nur ein Stümper ſeine Hand im Spiele gehabt. Denn ein guter und ſorgſamer, mit einem Worte ein wahrer Schafmeiſter bringt ſelbſt von alten und ſchwachen Schafen gute Lämmer auf, zumal da, wo der Herr, weil ſie von edler Zucht ſind, keinen Aufwand für ſie ſcheut. Ein Schafmeiſter wie er ſeyn ſoll, geht mit Lämmern nicht wie mit Stieren um, ſondern behandelt ſie ſanft und mit Liebe, reicht ihnen ihr Futter mit Wohlgefallen, pflegt ſie, ſo weit ſeine Kräfte reichen, und hat ſo zu ſagen, ſeine Hand ſtets über ihnen. Es gibt faſt kein Kennzeichen, was einen guten Schäfer ſobald verräth, als wenn er geſunde, muntere und wohlgewachſene Lämmer hat.

Zum ſechſten findet man bey einem guten Schafmeiſter keine Hühner und Tauben, eben ſo wenig Gänſe und Schweine, und ſo auch keine Hunde im Schafſtalle. Unter andern iſt mir es in Ungarn vorgekommen, daß eine ſtehende Rubrik des Abganges die Lämmer waren, ſo des Schäfers Schweine zerriſſen!! Die größte Reinlichkeit im Stalle, wozu auch vor allem gute Einſtreu gehört, characteriſirt den braven Schafmeiſter, und um dieſelbe ſtets zu haben, ſpart er im Winter mit dem Strohe, ſo gut es nur immer geht, um im Sommer nicht, wie dies ſo häufig vorkommt, Noth um Einſtreu zu haben.

Zum ſiebenten. Wo ein guter Schafmeiſter zu Hauſe iſt, da findet man auf der Weide alle jene Stellen, welche den Schafen gefährlich ſind, genau bezeichnet und ſorgfältig vermieden, ſo daß dieſelben ſtets von Graſe voll ſtehen. Wo ich daher ſumpfige Plätze, auf denen Binſen und andere ſchädliche Gräſer wachſen, kahl abgeweidet ſehe, da urtheile ich, ohne vom ganzen Schäfereyweſen noch weiter etwas geſehen zu haben, den Schäfer ſchon ab, und nenne ihn keinen Meiſter, ſondern einen Stümper oder einen Gewiſſenloſen. Ein Gleiches thue ich ihm an, wenn ſeine ganze Weideſläche ſo kahl ab-

gehütet iſt, als wäre ſie abgekehrt, wo alſo nicht ein Plätzchen geſchont iſt, was ihm zur Aushülfe dienen könnte. Wo ich aber im Gegentheile ſehe, daß er ſogar die auf dem Wege, den er zu treiben hat, vom Regen ſtehen gebliebenen Lachen und Pfützen mit Reiſern oder was immer ausgefüllt hat, damit ſeine Schafe nicht daraus trinken können, da darf ich noch ſonſt nichts geſehen haben, und ſpreche ihm dennoch die Meiſterſchaft zu. Denn wer das Eine thut, unterläßt auch das Andere nicht. Das gilt vom Guten wie vom Schlechten.

Sehe ich zum achten einen Schäfer mit ſeiner Heerde weit im Felde, während dem ein Wetter aufſteigt, ſorglos hinziehen, ſodann aber, wenn es faſt da iſt, im eiligſten Rennen nach dem Stalle eilen, ſo weiß ich, es iſt kein Schafmeiſter; eben ſo wenig vermuthe ich einen ſolchen, wenn ich die Hunde wild und wüthend in die Schafe fahren und dieſelben beißen ſehe. Auch halte ich den für keinen, der mit ſeinen Gränznachbarn ſo nahe zuſammenhütet, daß die Schafe ſogar unter einander laufen. Das ſchon iſt ſehr ſchlimm, aber noch ſchlimmer wird es, wenn man ſich alsdann mit ihnen herumjagt, und dabey noch die Hunde ihre Rolle fleißig ſpielen läßt.

Zum neunten. Wenn der Schäfer die Heerde laufen läßt, und am Ende ſein Hund, eben ſo treulos und faul wie er, ihr auch nicht einmal folgt, ſie alſo allen möglichen Unfällen ausgeſetzt iſt; wenn er für den Fall, daß einem Thiere etwas zuſtoßen könnte, nicht mit den geringſten Mitteln verſehen iſt; wenn man in ſeiner Heerde Kranke und Geſunde, Junge und Alte in bunter Miſchung ſieht; wenn vielleicht ſogar Klauenſeuche und Räude in derſelben eingeriſſen iſt, ſo wäre es ein Spott, wenn man ihn einen Schafmeiſter nennen wollte.

Und endlich zehntens: wenn ſein Herr ihm befiehlt, ein Schaf zu greifen, und er rennt mitten hinein in den Haufen, wo ihm am Ende ſogar ſein Hund noch folgt; oder wenn er jeden Fremden, ohne Erlaubniß ſeines Herrn, Schafe greifen läßt, oder ſie ihm ſelbſt greift; wenn er dann für ein Trinkgeld Wolleproben ſchneiden läßt,

und alle etwaigen Geheimniſſe der Schäferey verräth, vielleicht gar Lügen erzählt und die Heerde verdächtigt; ſo iſt er eher ein Schuft als ein Schafmeiſter.

Alles dies ſind äußere Kennzeichen, nach denen man alsbald urtheilen kann, was an einem Schäfer iſt. Man möchte ſie den ſchlechten wie die Tafel der Zehngebote an ihre Stubenthür anſchlagen, damit ſie ſich dieſelben tief einprägten und die darin gerügten Fehler ablegten. Es gibt freylich noch andere, aber ſie laſſen ſich faſt alle aus den hier mitgetheilten ableiten, und darum mag es mit dieſen genug ſeyn.

So bin ich denn auf einen Abweg gerathen, von dem ich alsbald wieder einlenken muß. Faſt möchten meine Leſer glauben, ich habe die Schäfer auf den Karviner Gütern ſo ſchlecht gefunden, daß mich dieſe auf den Abweg geleitet haben. Aber ſo ſchlimm iſt es da nicht. Denn wenn ich auch ein wenig zweydeutig auf einige derſelben angeſpielt habe, ſo kam ich darauf nur, weil es, bey einer ſo muſterhaften Züchtung und Verwaltung der Schäferey, in hohem Grade verdrießlich, ja ſchmerzlich iſt, wenn die materielle Behandlung des Gegenſtandes jenem nicht völlig entſpricht. Zur Ehrenrettung muß ich denen von allen den achtzehn, die ich gegen die Exemplariſchen ihrer Collegen zurückſtehend glaube, noch das Zeugniß geben, daß ſie nicht allein Hunderte ihres Gleichen unter der zahlreichen Sippſchaft ihrer Collegen haben, die ſie nicht übertreffen, und Tauſende, die noch weit unter ihnen ſtehen. Obgleich ich immer wieder vom Thema abkomme, ſo iſt der Gegenſtand doch zu wichtig, um ihn ohne weiteres fallen zu laſſen. Auch halte ich es gerade da, wo ich von einer ſo rationell gezüchteten deutſchen Merinoſchäferey, wie es die hieſige iſt, handele, für angemeſſen, noch im Allgemeinen etwas über unſere Schäfer (die ſogenannten Schafmeiſter) zu ſagen, und ſie bey dieſer Gelegenheit ein wenig mit denen des Auslandes zu vergleichen.

Wenn viele derſelben nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, ſo iſt die Urſache davon in mancherley zu ſuchen. Von Vorurtheilen aller Art, gewöhnlich auch mit Aberglauben erfüllt, begehen ſie Fehler, die

man ihnen eben, weil sie nicht aus Bosheit fließen, auch nicht direct zum Verbrechen anrechnen kann. Eine gründliche Abhülfe dagegen kann nur ein besserer Unterricht in ihrem Fache gewähren. Man hat zu dem Ende die Errichtung von Schäferschulen vorgeschlagen, die aber nirgends zu Stande gekommen sind, wovon wohl die Gründe ziemlich nahe liegen. Die Einrichtung der Schule selbst, die Bezahlung der darin angestellten Lehrer, die auszubildenden Subjecte und dergleichen mehr, sind alles Gegenstände, die sich nicht von selbst finden. Ich müßte zu weitläufig werden, wenn ich alles sagen sollte, was hierher gehört. Die beste Schäferschule gründet sich ein Eigenthümer großer Schäfereyen auf seinen Gütern dadurch, daß er dem besten seiner Schäfer, d. i. dem wahren Schafmeister junge Leute, die Lust und Talent zur Sache haben, zugibt, sie ein oder mehrere Jahre bey ihm läßt, und sodann in die andern Schäfereyen versetzt. Auf diese Art bekommt er allmählig überall gute Schäfer, und entgeht dem vielen Verdrusse und den zugefügten Verlusten.

Wer aber nur eine kleine Schäferey hat, dem bleibt freylich nichts übrig, als sich selbst ein wenig um die Sache zu bekümmern und den Schäfer, wenn ihm nicht das Glück zu Theil geworden, einen guten zu haben, unter strenger Zucht und Aufsicht zu halten; mittlerweile aber auch sich einen jungen Mann, der Lust und Talent hat, zuzuziehen, dem er in der Folge seine Heerde ohne Bedenken anvertrauen kann.

Daß man einen guten und wahrhaften Schafmeister auch nach Verdienst belohnen werde, das versteht sich von selbst. In manchen Schäfereyen Deutschlands, hauptsächlich aber Schlesiens, thut man auch darin bereits eher zu viel als zu wenig. Übrigens liegt ein unverkennbarer Trost darin, daß es doch mit der Zeit immer besser wird, und daß, wenn wir in diesem Puncte die Gegenwart mit der Vorzeit vergleichen, wir finden, daß wir schon große Vorzüge haben. Noch stärker aber treten diese Vorzüge hervor, wenn wir die deutschen Schäfer mit denen des Auslandes, vornehmlich mit denen von Ungarn, Pohlen und Rußland vergleichen. Denn dort machen Subjecte,

welche bey uns kaum als mittelmäßig gelten, schon Epoche, und man schätzt sich glücklich, wenn man ein solches bekommen kann.

Die Stellung der Schäfer auf den Karviner Gütern habe ich schon angegeben. Außer einem anständigen Lohne haben sie, wie überall, Wohnung und ein ausreichendes Deputat, auch wird ihnen von jedem Lamme, welches sie aufziehen, eine kleine Prämie gegeben. Mehr als jeden andern Dienstboten muß man einen Schäfer ins Interesse ziehen, damit er die ihm anvertraute Heerde möglichst gut halte. Von dieser Ansicht ging man auch in der Vorzeit aus, als man den Schäfern Vorvieh und Antheil an der Heerde gab. Man hat diese Einrichtung zwar in neuerer Zeit nicht mehr passend gefunden, weil der hohe Werth, welcher in einer Merinoheerde liegt, den Schäfer, wenn ihm der Herr denselben ohne weiteres zu einem gewissen Antheile überließe, bereichern und übermüthig machen, dem Herrn selbst aber zu viel entziehen würde. Indeß hat man dies durch gewisse Prämien, die man ihm von der Wolle und den Lämmern bewilligt, auszugleichen gesucht.

Ich gehe zu den Schafställen über. Ehemals waren dieselben, obgleich man deren kaum den dritten Theil soviel wie jetzt benöthigte, von elender Bauart, eng, niedrig und dunkel. Jetzt sind sie zum größten Theile neu aufgebaut, hell und geräumig. Viele derselben sind so breit, daß auf der einen Seite die ganze Länge hindurch eine Schurtenne lauft, welche man das Jahr hindurch zu mancherley Zwecken benutzen kann. Bey der Ablammung kann man Abtheilungen des gelten (güsten) Viehes dahin stellen, um den Lämmern und säugenden Schafen Luft zu machen. Überall ist so viel Stallraum, daß das Vieh nirgends eng und gepreßt beysammen stehen darf, und um den Raum noch mehr zu sparen, sind fast in allen Ställen Wandraufen angebracht. Bey der Geräumigkeit der Stallungen und bey der Menge von Fenstern und Luftzügen, die allenthalben angebracht sind, kann man mit Recht voraussetzen, daß die Schäfer auch, was hier so leicht ist, das Vieh, soweit es die Regel gebietet, luftig stellen werden. Aber dennoch verleitet manchen sein Vorurtheil, auch hier gegen die Regel zu handeln. Was es auf sich

habe, in dieſem Puncte nicht, wie es ſeyn ſoll, zu verfahren, das war im heurigen Jahre recht augenſcheinlich, wo namentlich in zwey Heerden dagegen gefehlt ward. Die Wolle in denſelben zeigte ſich ſowohl im ungewaſchenen als im gewaſchenen Zuſtande nicht ſo günſtig, wie die von den Schäfereyen, wo man ſich dieſes Fehlers nicht ſchuldig gemacht hatte. Eine zu hohe Temperatur im Stalle macht fürs erſte, da ſie ja von den Ausdünſtungen der Thiere hervorgebracht wird, die Luft, welche dieſelben einathmen müſſen, ungeſund; ſie ſetzt die Schafe ſchon darum und zum zweyten auch dadurch mehreren Krankheiten aus, weil ſie von der Kälte weit empfindlicher angefallen werden, wenn ſie aus dem heißen Stalle ins Freie kommen, was bey mäßiger Temperatur in demſelben bey weitem nicht in dem Grade der Fall iſt. Zum dritten aber leidet auch die Wolle, wie eben bemerkt worden, dadurch in ihrer Qualität. Die Regel, daß die Temperatur im Schafſtalle bey dem alten Viehe nicht über 8 — 10 Gr., und bey Lämmern nicht über 12 — 14 Gr. Réaumur ſeyn darf, kann nicht ſtreng genug eingeſchärft werden. Wer Übung hat, der fühlt es ſogleich beym Eintritt in den Schafſtall, ob ſie befolgt wird. Zudem iſt es ja auch gar nicht etwas ſo Großes, einen Thermometer im Stalle zu haben, um allezeit auf die richtige Temperatur halten zu können.

Zunächſt folgt nun die Futterordnung. Man hat die Einrichtung getroffen, daß in den hieſigen ſämtlichen Schäfereyen im Winter täglich viermal, im Sommer aber bey Grünfutter nur dreymal vorgelegt wird. Soll ich meine Anſicht und Überzeugung frey ausſprechen, ſo ziehe ich es vor, täglich fünfmal zu füttern, weil dabey die Schafe zwiſchen jedem Futter vollkommen Zeit haben, wiederzukauen, und weil man auch nicht nöthig hat, ihnen jedesmal allzuviel vorzulegen, was nicht gut iſt, indem ſie das Futter nicht ganz rein ausfreſſen. Noch öfter als fünfmal des Tages zu füttern, iſt wiederum nicht gut, weil da das Vieh zu kurze Zwiſchenzeiten zur Ruhe hat. Man füttert im Winter auch viele Brandweinſchlempe, und diejenigen Diſtricte und einzelnen Höfe, ſo keine Brennerey haben, entnehmen dieſelbe von den andern. Mitunter haben ſie dieſe

Schlempe weit zu fahren, wie man aus dem Situationsplane entnehmen kann. Wenn nun, wie es hier, trotz der fortgesetzten Wegebesserung, bisweilen der Fall ist, der Weg im Frühjahre und Herbste oder auch bey Thauwetter fast grundlos wird, so ist es eine beschwerliche Sache für die Höfe, welche mit diesem Futter so weit zu fahren haben. Die Schafe sind übrigens so daran gewöhnt, daß sie es mit großer Begierde verzehren. Man begießt damit den Häckſel, unter welchen man auch die Repsspreu mischt, wovon man überall eine ziemlich große Quantität hat. Wie viele Fuhren die von den Brandweinbrennereyen entfernten Höfe haben, geht auch noch daraus hervor, daß sie ihre erzeugten Kartoffeln wiederum denselben zuführen müssen, und dies da, wo zur Schlempe besondere mit Fässern eingerichtete Wagen angewendet werden, nicht mit einem Male abmachen können, so daß sie hin Kartoffeln und her Schlempe laden konten. Bey den meisten werden jedoch disponible Fässer gebraucht, die man leer auf die Kartoffelwagen legen und mit Schlempe gefüllt zurück nehmen kann. Daß die Districte sich gegenseitig alles, was sie an einander abgeben oder von einander empfangen, berechnen, das habe ich weiter vorn schon angegeben.

Die geringen Weideflächen zeigen schon, auch wenn es nicht bereits bemerkt worden wäre, daß zum größten Theile Sommerstallfütterung getrieben wird. Am meisten Weide hat Swietlau, besonders da es auch das Recht hat, auf den unterthänigen Grundstücken die Stoppeln abzuhüten. Nächstdem hat Tcerlitzko die größte Weidefläche. Zum Grünfutter wird, wie es sich wohl von selbst versteht, Klee und Mischling verwandt. Was man auch an Weide hat, das ist nicht für immer dazu bestimmt, sondern man wechselt damit, und läßt die dazu verwandten Ackerstücke gewöhnlich einige Jahre als Hutweide liegen, wo sie dann, wenn sie wieder unter den Pflug genommen werden, reichlich tragen. Diese Weiden legt man in der Nähe der Meierhöfe an, damit man sie leicht erreichen, wiederum aber auch bald im Stalle seyn kann. Der Gesundheit der Schafe ist es bey weitem zuträglicher, daß sie alle Tage in die freye Luft kommen, als wenn sie den ganzen Sommer hin-

durch im Stalle eingesperrt wären. Da man nun diese Weideplätze, wenn man sie zu diesem Zwecke bestimmt, mit weißem Klee einsät, dieselben auch, während sie noch in Kraft sind, dazu niederlegt, so gewähren sie einen so reichlichen Graswuchs, daß große Heerden sich auf kleinen Flächen mehrere Tage ernähren können.

Wie die Zulassung und Paarung hinsichtlich der Classen und Behufs der höhern Veredlung geschehe, das habe ich bereits mitgetheilt. Hier handelt es sich darum, anzugeben, wie das weitere, nämlich das mechanische Verfahren dabey ist.

Wenn die Sprungzutheilung nach der Art, wie ich sie weiter vorn angegeben habe, vollzogen ist, d. h. wenn die Widder, welche überall springen sollen, bestimmt, und die für sie gewählten Mutterschafe nach ihren Nummern aufgezeichnet sind, so werden sie vertheilt, und einem jeden Widder seine Abtheilung gegeben, die, wie schon gesagt wurde, 30—40 Stück beträgt. Die Abtheilungen werden numerirt, und einzeln in den Listen aufgeführt, wie auf Tafel H. zu ersehen ist. Je größer also die Mutterheerde bey jedem Districte ist, desto mehr Abtheilungen hat sie auch. Aus der Abtheilung kann man leicht den Widder, und nach diesem wiederum seine Abtheilung wissen. Jede dieser Abtheilungen wird in eine, durch Hurden im Stalle gemachte Absperrung gebracht, und der betreffende Widder ihr beygegeben. Den Sprung aus der Hand läßt man nicht thun, weil es auf die hier übliche Art einfacher und leichter ist, und weil man dieselbe bey der Stallfütterung bequem durchführen kann. Auch ist man bey dieser Art dem weniger ausgesetzt, daß viele Schafe gelte bleiben, was beym Sprunge aus der Hand bekanntlich sehr häufig vorkommt.

Die Sprungzeit hat man zeither auf den August verlegt. Da man jedoch die Überzeugung gewonnen, daß Lämmer, die im September geboren werden, erfahrungsmäßig die besten sind, so wird man dieselbe allmählig um einige Monate vorrücken. Auf einmal soll dies deshalb nicht geschehen, weil man fürchtet, es werden die Mutterschafe den Widder nur schwer annehmen, wovon man sich auch durch Versuche bereits überzeugt hat, und man werde dadurch

in eine, dem Ganzen nachtheilige Unordnung mit dem Ablammen gerathen. Um dieſem Übelſtande auszuweichen, wird man die Zutreter (Zeitſchafe) von jetzt an im März zum Widder geben, und ſie bis in den April bey ihm laſſen, wo man ſodann Ende Auguſt und Anfang September auf Lämmer rechnen kann. Da nun die Zutreter ziemlich den dritten Theil der Mutterſchafe ausmachen, ſo kommt man in drey Jahren faſt zum Ziele. Es iſt dies Verfahren um ſo mehr zu billigen, als es keine Störung im bisherigen Gange macht, und ſich zugleich ein Vergleich ergibt, welche Lämmer die beſten ſind, und ob den frühen wirklich der Vorzug vor den ſpäten gebühre. Da ſich indeß die allgemeine Meinung bereits dafür ausgeſprochen hat, und da man, zu noch feſterer Überzeugung, den Gegenſtand vielfach in Frage geſtellt hat, ſo will ich hier, als am geeigneten Orte, meine desfallſige Anſicht, wie mir die Erfahrung ſie beſtättigt hat, aufſtellen, was ich aber nur in kurzen Worten zu thun brauche, da ich mich anderwärts (z. B. in „Meinen Erfahrungen in der höhern Schafzucht," im „Goldenen Vließ" u. a.) weitläufiger darüber ausgeſprochen habe.

Frühe Lämmer, d. h. ſolche, die ſchon im zeitigen Herbſte geboren werden, ſind den ſpäten unbedingt vorzuziehen, aus folgenden Gründen:

1) Hat das Schaf die Zeit hindurch, während es tragend iſt, gute Nahrung, kann mithin auch die Frucht gut ernähren, und hat, wenn es gebärt, Kraft genug, um viel Milch zu faſſen, wodurch das Lamm gleich in ſeinem erſten Lebensſtadio gekräftigt wird.

2) Haben in den Monaten September und October die Schafe in der Regel die meiſte Weide, folglich auch viele und kräftige Nahrung für ihre Lämmer, ja die Lämmer gewöhnen ſich zugleich an die Weide und an die Selbſternährung, haben mithin denſelben Vortheil, den man für die März-Lämmer in Anſpruch nimmt.

3) Sind ſie, wenn der Winter eintritt, ſchon ſtark genug, um nicht von der Kälte zu leiden, welche die im December und Januar gebornen gewöhnlich ſo ſehr drückt.

4) Wächst ihre Wolle schon so aus, daß sie mit den Schafen gleichzeitig geschoren werden können, sie bezahlen also damit das mehrere Futter, was sie nöthig haben; gar nicht einmal zu gedenken, was sie an Größe gewinnen, wodurch sie in den Altersclassen fast um ein Jahr vorrücken.

5) Bleibt die Wolle der Mutterschafe in einem viel gleichmäßigeren Wachsthum, als wenn sie die Lämmer im Winter gebären, weil im August, September und October die reichliche Ernährung es in der Wolle gar nicht erkennen läßt, wann sie geboren haben. Ein Gewinn, den man bey dem Vortheile von frühen Lämmern gewöhnlich übersieht, und der doch mit einer der größten ist.

Die wenigen Nachtheile, die sich etwa dagegen aufstellen lassen, und die ich, um nicht weitläufig zu werden, gar nicht erst einzeln aufzählen will, kommen gegen diese Vortheile kaum in Betrachtung.

Dies eben ist der Beweggrund, warum man auch in Karvin die Frühlammung einführen will, die hier gerade ganz zweckmäßig ist, da es am Winterfutter für frühe Lämmer nicht fehlt, da man in den Stallungen Raum genug hat, sie unterzubringen, und da man gerade im Herbste einen Überfluß an Weide hat, die im Sommer mangelt. Überdies macht sich dann auch die Paarung noch bequemer, wie zeither, da man zu der Zeit noch bey der Winterfütterung im Stalle steht, und also gar keine weitere Änderung vorzunehmen ist.

Von der zugezogenen Lämmerzahl hängt der Zuchtviehverkauf ab. Denn je mehr man Lämmer aufzieht, desto mehr kann man erwachsenes Vieh verkaufen, sobald man nämlich die eigene Zahl vollzählig hat, wie dies in Karvin der Fall ist. Da dieser Verkauf eine Hauptrevenue der hiesigen Schäfereyen gewährt, und da man, wie ich weiter oben schon angedeutet habe, hier Vieh zum Verkaufe stellt, wie man es an wenigen Orten thun kann, was seinen Adel, seine Körpergestalt, seinen Wollreichthum und seine volle Gesundheit betrifft, so muß ich über denselben mich genau und ausführlich aussprechen.

Zeither wurden die eigenen Heerden alljährlich um einige tauſend Stück vermehrt, und da man in zehn Jahren von 18,000 Stück auf 41,000 Stück gekommen iſt, mithin um 23,000 Stück vermehrt hat, ſo mußte man, wenn dies durch die eigene Zuzucht bewerkſtelligt werden ſollte, alljährlich 2300 Stück Zuſchuß bekommen. In den letzten Jahren war dies, nachdem die Zahl einmal über 30,000 Stück gerückt war, nicht mehr ſo ſchwer, wohl aber in den erſten Jahren. Nun aber muß man auch nicht außer Acht laſſen, daß es ſich nicht allein um eine quantitative Vermehrung, ſondern auch um eine qualitative Veredlung handelte, und daß man von der Zuzucht manches, was ſich nicht als edel genug zeigte, nicht behalten konnte, was in den erſten Jahren, wo die Heerde noch auf einer viel niedrigeren Stufe, wie gegenwärtig, ſtand, nur zu häufig vorkam und die Vermehrung unendlich erſchwerte. Nehmen wir an, daß man bey dem Stande von 18000 Stücken jährlich 4000 Lämmer zuzog, was ungemein viel iſt. Von dieſen ſollten den Heerden nun 2300 Stück zur Vermehrung dienen, und es blieben ſonach nur 1700 Stück zum ausmerzen. Soviel aber, und noch mehr waren Kappen (Hammel), die dem Alter nach wegkommen ſollten. Außerdem verkaufte man auch einige hundert Widder, und wenn man da von den Mutterſchafen auch nur die älteſten wegſchaffte, ſo war es doch geradezu unmöglich, die Heerde auch nur um 2000 Stück zu vermehren, und man mußte ſich mit 1500 Stücken begnügen. Da man jedoch nach Maaßgabe der Vermehrung der Schäferey auch mehr Lämmer erziehen konnte, ſo ſtieg man progreſſiv von Jahr zu Jahr, und in den letzten Jahren war es gar keine ſchwere Aufgabe mehr, die Heerden um 4000 Stück zu vermehren, und noch faſt eben ſo viel Vieh zum Verkauf zu ſtellen. Bey dem guten Geſundheitszuſtande der Heerden war dies leicht durchzuführen, wenn man auch nur 8000 Lämmer aufzog. Und dieſe hat man gegenwärtig wirklich und iſt in den Stand geſetzt, alljährlich gegen 4000 Mutterſchafe und faſt eben ſo viele Widder und Hammel zu verkaufen. Letztere kommen freylich zum großen Theile unter das Meſſer, da ſie jedoch, wie weiter vorn angegeben worden, eben ſo gut ihre Nummern ha-

ben und eben ſo pünctlich in den Liſten fortgeführt werden, wie die Widder und die Mutterſchafe, ſo liegt darin eine beſondere Einladung für alle diejenigen, ſo Hammel zum Wolletragen kaufen wollen. Denn es kann ihnen nicht allein genau nachgewieſen werden, wie die Wolle dieſer Thiere bey der Claſſification und Sortirung ausfällt, ſondern in dieſem Nachweiſe iſt auch zugleich das Wollequantum, welches ſie liefern, aufgeführt. Wo aber, d. h. in welcher Schäferey möchte ein derartiger und ſo genauer Nachweis zu geben ſeyn?

Wenn nun aber zeither, trotz der fortgeſetzten Vermehrung, dennoch vom jungen zutretenden Viehe kein Stück behalten wurde, was nicht in die erſten drey Claſſen, ſowohl der Claſſification als der Sortirung nach, gehörte, ſo kann man daraus entnehmen, mit welcher Strenge und Aufmerkſamkeit man züchtet, und welche Garantieen man jetzt für die Individualität der Zuchtthiere ſowohl, als für ihre gute Vererbung hat.

Unter ſolchen Umſtänden kann man auch Zuchtvieh zum Verkaufe aufſtellen, welches man anderwärts nur bey beſonderer Begünſtigung und gegen enorme Preiſe weggibt. Dabey wird gegen den Käufer mit der größten Offenheit und Redlichkeit verfahren, und ihm ohne Anſtand geſtattet, ſich aus dem Hauptbuche vom Alter, der Claſſe, und der Abſtammung der zu erkaufenden Thiere zu überzeugen; ja ſo weit geht dies, daß ihm gegen eine kleine Remuneration für Copialien der Stammbaum von jedem Thiere, welches er kauft, nachgewieſen werden kann, was insbeſondere für Widder von großer Wichtigkeit iſt. Auch das wird man von nun an im Stande ſeyn, nachzuweiſen, welche Paarung bey den erkauften Thieren die beſte ſeyn wird, weil man durch den Wechſelſprung und die geführten Abtheilungen am beſten die Homogenität der Thiere auffinden kann.

Wer dies alles gering oder für nichts achten wollte, und die Individualität der Schafe höher ſchätzt, als alle aufzuweiſenden Stammbäume, der müßte alle zeither als gültig anerkannten Thierzüchtigungsgrundſätze verwerfen und es für eine undankbare Mühe

halten, ſo genaue Abſtammungs- und Paarungs-Liſten zu führen. Es gibt Schafzüchter, welche nicht frey von ſolcher Anſicht ſind. Die Sache hat aber gewöhnlich ihren guten Grund. Sie ſelbſt ſcheuen die Mühe einer ſo ſtrengen Liſtenführung, und um alsdann ihrer eigenen Heerde nicht das Urtheil zu ſprechen, erklären ſie dieſelbe für überflüſſig. Jeder wahrhaft rationelle Schafzüchter wird jedoch gegen ſie in die Schranken treten.

Daß man die Preiſe nach den Claſſen beſtimmt, das iſt in der Ordnung, wobey freylich das Alter der Thiere, wie es ſich gebührt, mit in Rechnung kommt. Man wird jedoch wohl von ſelbſt vorausſetzen, daß das zu verkaufende Vieh im Allgemeinen nicht ſehr alt ſeyn könne, da, wie aus der Zahl der Nachzucht erſichtlich iſt, die Heerde ſich faſt alle vier Jahr neu geſtaltet, und nur ganz vorzügliche Thiere länger als dieſe Zeit gehalten werden. Wo man aber zu dieſem Reſultate gelangt iſt, da kann man unmöglich mit erblichen oder mit anſteckenden Krankheiten zu kämpfen haben. Dies aber muß eine Schäferey eben ſo gut, wo nicht noch mehr empfehlen, als ihr hoher Adel. Zum Freyſeyn von erblichen und andern Krankheiten muß man auch das zählen, daß ſämtlichen Schafen dieſer Heerden die Blattern ſchon als Lämmern eingeimpft werden, wo ſie dieſelben ſehr leicht überſtehen. Was das heißen wolle, Schafe, die ſchon abgeblattert haben, in die Fremde überzuſiedeln, das wiſſen diejenigen am beſten, ſo große Verluſte an ſolchen erlitten haben, die dieſe Krankheit noch nicht durchgemacht hatten. Davon kann ich ſelbſt Zeugniß ablegen, indem mir von ſchleſiſchen ganz geſunden Schafen, die ich nach Ungarn brachte, faſt die Hälfte an den Blattern zu Grunde gingen. In den öſterreichiſchen Staaten impft man freylich faſt allgemein, aber in den preußiſchen nicht. Auch in Sachſen iſt es nicht gebräuchlich, weil in beyden Staaten die Blattern nur ſehr ſelten vorkommen, und wenn ſie auch einmal irgendwo ausbrechen, durch die ſtrengſten landespolizeylichen Maaßregeln im Weitergreifen gehindert werden. Aber eben deshalb iſt es auch ſo bedenklich, aus dieſen Ländern Schafe in ſolche zu bringen, wo die Blattern häufiger ſind, weil man da ſo großem

Verluste ausgesetzt ist, wie ich ihn so eben aus der eigenen Erfahrung angegeben habe.

Die zu verkaufenden Widder werden, nach ihrer Individualität, in Classen gestellt, und darnach richtet sich alsdann ihr Preis. Daß dabey auf die Abstammung viele Rücksicht genommen wird, das versteht sich von selbst. Wie wichtig sie sey, und wie sie eine Hauptentscheidung bey der Vererbung hat, das zeigt sich wie überall, so auch in den hiesigen Schäfereyen auf eine eminente Weise. Denn Thiere, deren Ahnen größtentheils untadelig waren, haben in ihrer Vererbung einen entschiedenen Vorzug, und übertreffen gewöhnlich solche, welche ihrer Individualität nach in den Classen zwar höher stehen, aber keine so sichere Ahnenprobe gewähren. Will man dies alles nach seinem wahren Werthe schätzen, so wird man die Preise der Widder, die man hier kauft, ungleich billiger finden, als in einer Menge von andern Orten, wo nicht selten der, durch günstige Umstände herbeygeführte Ruf der Schäferey die Käufer in Menge anlockt und die Preise über Gebühr steigert.

Man hat von lange her schon darüber gestritten, ob sich die höchste Feinheit der Wolle auch mit Menge vereinigen lasse und ob gleichzeitig ein Schaf, welches beyde Tugenden in sich vereinigt, auch groß und stark und auf allen Körpertheilen in der Wolle so ausgeglichen seyn könne, daß gar nichts mehr an ihm auszusetzen, oder gar nichts mehr zu wünschen bleibe. In meinem neuesten, bey Cotta in Stuttgart unter dem Titel: „das Edelschaf in allen seinen Beziehungen“ erschienenen Buche, stelle ich solche Thiere als Ideale auf, nach denen das letzte Streben des intelligenten Schafzüchters geht. In den gräflich Larisch'schen Schäfereyen habe ich sowohl Widder als Mutterschafe getroffen, welche diesem Ideale vollkommen entsprechen. Es gibt bis jetzt noch wenig Heerden, wo man sie findet, und da, wo man sie auch trifft, sind sie so selten, daß sie jedesmal eine Überraschung erregen, wenn sie vorkommen. Wo man sie trifft, da aber wird man nach etwas ganz Gemeinem vergeblich suchen, vielmehr wird sich in der ganzen Heerde ein Typus zeigen, welcher für hochedles Blut in allen Individuen zeugt, selbst wenn sie auch

in den letzten Classen stehen — die anderwärts jedoch nicht selten die ersten seyn würden. — Wollreichthum und Körpergröße trifft man bey den hiesigen Widdern fast ohne Ausnahme. Characteristisch ist ihnen aber das Blut des kraftwolligen Stammes, weshalb diejenigen Thiere, bey denen es eminent hervortritt, ziemlich stark mit Fett in der Wolle beladen sind. Indeß sind sie weit entfernt von dem, was man den Negretti-Character nennt, vielmehr ist ihre Wolle, sobald das Fett mit dem Schmutze durch die Wäsche entfernt ist, in hohem Grade sanft, und es sind daher Widder der Art vorzugsweise geeignet, den Fehler der Schütterwolligkeit und des sehr geringen Schurgewichts, welchen die Electorals so häufig haben, entgegen zu wirken. Die Erfolge solcher Paarungen haben sich in vielen Schäfereyen auf die glänzendste Art gezeigt, und ich könnte eine Menge namentlich aufführen, bey denen dies der Fall ist. Auch in Sachsen hat man es solchen Paarungen vor allem zu verdanken, daß man so schnell aus dem Fehler des Zwirnens und der Armwolligkeit heraus kam. Mehrere intelligente Schafzüchter, welche vor noch nicht vollen zwey Jahrzehnden Schlesien bereiseten, lernten da kennen, was ihnen Noth that, waren aber auch so eifrig dahinter her, daß man schon wenige Jahre nachher die günstigen Resultate sah. Damit schwangen sie sich nicht allein mit ihren Heerden auf einen sehr hohen Standpunct, sondern retteten auch den gar sehr in Gefahr schwebenden hohen Ruf der Schäfereyen ihres Vaterlandes.

Der Zuchtviehverkauf auf den Karviner Schäfereyen geht, wie überall in Schlesien, schon im Februar an, und wird auch im Sommer hindurch fortgesetzt. Ob man das zu erkaufende Vieh in der Wolle sehen und seine Wahl darnach treffen kann, das ist für denjenigen, der den Wollcharakter einmal kennt, fast ganz gleich, weil er sich aus den Listen genau belehren kann, wie alt die Thiere, und von welcher Abstammung sie sind, zu welcher Classe sie nach Classification und Sortirung gehören, auch wie es um ihren Wollertrag stehe. Bey den Widdern hat man, da deren eine große Anzahl aufgezogen werden, eine reiche Auswahl. Sie stammen übrigens sämtlich nur von den edelsten Eltern ab, indem man reichlich

genug mit Thieren der höchſten Claſſen verſehen iſt, um keinen Widder von einer andern gehen laſſen zu dürfen.

Was die Preiſe anlangt, ſo ſind ſie, im Verhältniſſe zu dem Werthe und der vorzüglichen Qualität des Viehes, äußerſt billig zu nennen, ſo zwar, daß man gleiche Claſſen anderwärts oft genug doppelt ſo hoch bezahlt. Bey einer ſo großen Anzahl, die man alljährlich zu verkaufen hat, handelt es ſich vor allem darum ſichere Kunden zu gewinnen, und deshalb ſtellt man auch die Preiſe verhältnißmäßig ſo niedrig.

Nicht mit Unrecht trägt man zuweilen Bedenken, aus anerkannt edlen Heerden Zuchtſchafe zu kaufen, weil man fürchtet, ſie möchten verwöhnt ſeyn, und auf der Localität, wohin man ſie verſetzen will, ſich nicht gut halten. Eine allzugute Fütterung, insbeſondere mit Körnern, die man in vielen Schäfereyen anwendet, um die Thiere recht in die Höhe zu treiben, damit ſie ein empfehlendes Äußere zeigen, oder auch eine große Verweichlichung, wo man kaum wagt, ſie nur einer rauhen Luft auszuſetzen, ſind allerdings Ausſtellungen, die man mit Recht machen kann. Kauft man aus ſolchen Heerden, ſo hat man nicht allein den Nachtheil, daß ſich das Vieh ſchlecht hält und Verluſten ausgeſetzt iſt, ſondern auch, daß die Wolle, welche ein beſonders gutes, das Auge beſtechendes Anſehen durch die ſo ſehr ſorgfältige Haltung bekommen hat, alsdann, wenn man die Schafe in andre Pflege bringt, ſich ſehr zu ihrem Nachtheile verändert. Dies alles aber hat man hier nicht zu fürchten, indem, außer Heu, Stroh und Brandweinſchlempe nichts, am allerwenigſten aber Getreide gefüttert wird. Selbſt nicht einmal die Lämmer bekommen in allen Fällen Hafer, ſondern nur alsdann, wenn man ihnen entweder nicht genug gutes und nahrhaftes Heu geben kann, oder wenn ſie durch beſondere Urſachen in ihrem Gedeihen gehindert worden ſind. Daß man aber die Schafe an das Salzlecken gewöhnt, und ihnen dasſelbe, da man es ihnen immer nur auf kurze Zeit entzieht, zum Bedürfniß geworden, das iſt in der Ordnung und wird wohl ſchwerlich von irgend einem Käufer als eine Verwöhnung angeſehen werden. Übrigens beſtättigen auch alle diejenigen,

ſo zeither Zuchtſchafe aus dieſen Heerden kauften, daß ſich dasſelbe eben ſo leicht an andere Localitäten gewöhnt, als es dort überaus gut gedeiht.

Zum Schluſſe dieſes Gegenſtandes muß ich noch anführen, daß, obgleich bey der ſtarken Anzahl von zu verkaufendem Zuchtviehe, die Käufer willkommen ſind, dennoch gewiſſe Thiere, namentlich die Matadoren von den Sprungwiddern, um keinen Preis feil ſind, ſo hoch derſelbe auch immer geboten werden möchte. Damit iſt aber keinesweges geſagt, daß nicht auch in jeder Hinſicht ausgezeichnete Thiere zum Verkaufe kommen. Denn wenn man auch in den eigenen Heerden dreyhundert Widder zum Sprunge bedarf, ſo ſind dieſe ja nicht aus einem einzelnen Jahrgange gezogen, und ſelbſt wenn dies auch der Fall wäre, ſo läßt ſich mit Recht erwarten, daß in einer Schäferey, die bereits auf einer ſo hohen Stufe der Veredlung ſteht, und wo man 8000 Lämmer jährlich aufzieht, wohl mehrere hundert Widder unter denſelben ſeyn müſſen, welche im vollen Sinne des Wortes als vorzüglich gelten können, worunter ich immer Thiere verſtehe, welche dem vorhin bezeichneten Ideale nicht gar fern ſtehen.

Ich gehe nunmehr zur Wäſche und Schur über. Die Wolle der Merinogattung, zu welcher die hieſigen Schäfereyen gehören, wäſcht ſich nicht allzuleicht. Denn ſo weit ſie auch von den eigentlichen Negrettis entfernt ſind, ſo hat dennoch ihr Wollfett mehr Ähnlichkeit mit dem Talge als mit Butter oder Öl, wie das Wollfett der Electoralraſſe. Es ſteht daher ziemlich in der Mitte zwiſchen dieſer und den Negrettis, und iſt weder ſo harzig, wie das von dieſen, noch ſo flüſſig, wie das von jenen.

Um rein zu waſchen, fängt man auf den Karviner Gütern nicht eher damit an, als bis das Waſſer ſo weit erwärmt iſt, daß es nicht mehr unter 15 Gr. Réaumur iſt. Einzelne Thiere, welche ein ſchwer auflösliches Wollfett haben, werden ausgeſondert und mit am Feuer erwärmtem Waſſer gewaſchen. Ein- für allemal muß ich hier erinnern, daß es ſich nicht um eine höchſtens erträgliche Pelzwäſche, wie ſie ziemlich allgemein iſt, ſondern um eine blanke und

blühende handelt. Die gemachte Erfahrung, daß bey der frühern, nicht so sorgfältig vollzogenen Wäsche, die Wolle in ihrem äußern Ansehen verlor und nicht nach ihrem vollen Werthe gewürdigt wurde, bestimmt die Direction, nunmehr mit äußerster Strenge auf Weiße der Wolle zu halten. In Sackrau hat man in diesem Jahre durchgehends warm — d. h. in Wasser, das am Feuer gewärmt ist — gewaschen, aber auch die Wolle blütenweiß gemacht, was so weit geht, daß ihr nur äußerst wenig zur Fabrikwäsche fehlt. Das angewandte Wasser stellte man bis auf 28 — 30 Gr. Ich will, ehe ich die andere Wäsche beschreibe, erst von dieser sprechen. Am Ufer eines Teiches, den man, wie sich bald zeigen wird, auch nöthig hat, war aus Ziegeln ein Ofen gebaut, in welchen zwey Kessel eingemauert waren, worin fortwährend Wasser erwärmt wurde. Nahe dabey standen neun Bottiche, von etwa 5 Fuß Durchmesser und 3 ½ Fuß Höhe. In diese ward heißes Wasser geschüttet und dazu so viel kaltes gegeben, daß die erforderliche Temperatur entstand. Achtzehn Menschen waren bey diesen Bottichen angestellt, so daß auf jeden zwey kamen. Nun wurde je ein Schaf von den ersten beyden gefaßt, und etwa zwey Minuten in den ersten Bottich getaucht, sodann den andern beyden überreicht, wieder eben so lange in den zweyten gehalten, und so ging es die Reihe durch bis zum letzten. Dies ging ununterbrochen fort, so daß in einer Stunde dreyßig Stück die Tour durchmachten. War nun der erste Bottich allzuvoll von Schmutz, so ward er geleert und aufs neue mit reinem Wasser gefüllt, nunmehr aber nicht mehr vorn, sondern hinten gestellt, so daß er der neunte, und dagegen der zweyte der erste wurde. So hatten zuletzt alle ihre Plätze gewechselt. Auffallend war es, um wieviel leichter sich der Schmutz auflöste, als erst einige Stücke durchwaren, und wie sie dann ungleich schneller weiß wurden, als die allererſten. Das Wasser wurde übrigens ohne alle Beymischung von irgend einer Ingredienz angewandt. Alle Tage wusch man gegen 300 Stück. Wenn sie durch die Bottiche durch waren, so kamen sie unter den Wasserſturz, für welchen man eine besondere Vorrichtung bey dem Teiche gemacht hat. Durch eine mit einem

Schieber verſchloſſene Rinne kommt das Waſſer, wenn man dieſe öffnet, in ſolcher Menge heraus, daß es ausreichend iſt, um ſechs und mehr Stürze anzubringen. Es fließt nämlich in eine, ſonſt als Schwemme benutzte Vorrichtung, deren Boden ohngefähr eine Klafter unter dem Waſſerſpiegel des Teiches liegt. Um dieſes Baſſin lauft oben eine Rinne mit ſo viel Einſchnitten, als man Stürze anbringen will, wovon ein jeder mit einer beſondern Sperrklappe verſehen iſt. Wenn nun das Waſſer aus dem Teiche herausſtrömt, ſo fließt es in dieſe Rinne und vertheilt ſich in derſelben rechts und links. Öffnet man die Sperrklappen, ſo ſtrömt durch den Einſchnitt ſoviel heraus, als man zum Sturze braucht, unter den das Schaf gehalten, und ein Paar Minuten unter ſtetem Umdrehen nach allen Seiten beſprudelt, und von allem Schmutze, der ohnedies völlig aufgelöſt war, befreyt wird. Da man ſechs und mehr Sprudel anbringen kann, ſo geht die Sache ſehr raſch und man kann in einer Stunde mehr als 100 Stück abſprudeln.

Eine derartige Vorrichtung iſt übrigens für alle einzelne Schäfereyen getroffen, indem man überall auf dieſelbe Weiſe verfährt. Nur da, wo man nicht durchaus warm wäſcht, ſondern nur, wie ich ſchon angab, einzelne Thiere dazu ausſondert, werden die übrigen zuvor geſchwemmt, ehe ſie beſprudelt werden. Die Schwemmen werden durch Waſſer, welches man aus den Flüſſen in Teiche leitet und dort erſt eine Zeitlang der Luft und Sonne ausſetzt, verſorgt und ſind ſo eingerichtet, daß man das ſchmutzige Waſſer immer unten ableitet. Sehr zweckmäßig iſt dieſe Ableitung ſo angebracht, daß das Waſſer allen zu Boden ſinkenden Schmutz alsbald fortſpielt, indem die Öffnung auf der Sohle grade ſo groß iſt, daß ſoviel Waſſer abfließen kann, als oben zufließt, mithin immer ein gleiches Niveau bleibt. Nur bey den erſten beyden Malen, wo die Schafe durchgeſchwemmt werden, läßt man nichts abfließen und leitet nur gerade ſo viel zu, als die Schafe mit ihrer Wolle herausnehmen. Dies thut man darum, weil bekanntlich der Schweiß der Wolle eine Seife bildet, welche den Schmutz auflöſet, und man

würde dieſe Seife verlieren, wenn das Waſſer, wie es bey dem nachherigen Schwemmen geſchieht, unten abſtrömte.

Man weicht nicht, wie man es ſonſt an den meiſten Orten zu thun pflegt, des Abends vorher die Schafe ein, ſondern vollzieht die ganze Wäſche ohne Unterbrechung, indem man früh anfängt und des Abends endet. Mehr als 4 — 500 Stück können auch bey dem größten Fleiße in einem Tage nicht fertig gewaſchen werden, wobey man ſchon früh bey Sonnenaufgang anfangen muß. Daraus folgt denn, daß die Heerden der größten Diſtricte gegen vierzehn Tage Zeit brauchen, ehe ſie die Wäſche und Schur vollenden können. Wird nun auch dieſes Geſchäft gleichzeitig auf den meiſten Diſtricten betrieben, ſo verlaufen darüber doch immer vier Wochen, und man rückt damit, da man erſt im Juni anfängt, bis in den Juli hinein. Doch kann ich nicht oft genug wiederholen, wie rein und blank die Wolle wird, und wie man nur in wenig Schäfereyen ſo blühend weiß wäſcht.

Zu läugnen iſt freylich nicht, daß die Sache viel Zeit und Arbeit koſtet, denn es ſind an jedem Orte 30 — 40 Menſchen damit beſchäftigt, ſo daß nahe zu auf 10 Schafe ein Arbeitstag zu rechnen kommt. Bedenkt man aber, welch' eine wichtige Sache eine weiße Wäſche iſt, und welchen Rückſchlag man im Wollpreiſe erfährt, wenn ſie trübe iſt, ſo kommt dieſe Ausgabe in keinen Vergleich mit dem ſonſtigen Verluſte.

Hat man nun ſo weiß gewaſchen, ſo handelt es ſich zunächſt darum, nicht durch irgend ein Verſehen die Wolle wieder trübe zu machen. Damit dies nicht geſchehe, iſt man überall darauf bedacht, einen Weideplatz in der Nähe des Hofes zu haben, wo die gewaſchenen Schafe ſtehen, und auch von der Schwemme aus, ſo viel es nur immer thunlich iſt, auf begrasten Wegen zu treiben. Wo dies nicht möglich iſt, da wird gegoſſen, um den Staub nieder zu halten. In den Ställen wird, wie man es wohl von ſelbſt ſchon erwartet, dicht mit reinem Strohe eingeſtreut und alles entfernt, was die Wolle verunreinigen kann.

Mit der Schur verzieht man nicht länger, als es das völlige Abtrocknen erfordert.

Iſt die Wäſche auch noch ſo gut gelungen, ſo würde ſie dennoch vom Käufer nicht nach dem vollen Werthe gewürdigt werden, wenn nicht auch die Behandlung bey der Schur derſelben entſpräche. Dies wiſſend und genau erwägend, wird kein deutſcher wahrhaft rationeller Schafzüchter es überſehen, daß er hierbey mit großer Aufmerkſamkeit zu Werke gehen müſſe. Wie könnte man da alſo wohl glauben, daß man nicht auch in Karvin die Sache aus dem rechten Geſichtspuncte betrachten und alles dabey aufs zweckmäßigſte einrichten werde.

Welche Vorrichtungen zur Ausführung einer guten und untadeligen Schafwollwäſche man auf den hieſigen Gütern getroffen habe, das iſt in dem bereits Geſagten zu leſen. Das Wirkſamſte zur eigentlichen Blüte derſelben iſt und bleibt der Sprudel oder Waſſerſturz, welcher jede noch in der Wolle bleibende Unreinigkeit hinwegſchwemmt. Vor allem andern iſt aber außerdem auch die Erwärmung des Waſſers anzuempfehlen, und man kann, wenn man ſolches bis zu 28 Grad nach Réaumur treibt, leicht aller Zuſatzmittel entbehren. Wie blank und empfehlend man in den gräflich Lariſch'ſchen Schäfereyen die Wolle darzuſtellen weiß, davon lag der Beweis in der heurigen (1840er) Schur klar genug vor, wo ſie ziemlich die Weiße der Fabrikwäſche hatte, und im vollen Sinne des Wortes hierin nichts zu wünſchen übrig ließ. Wäre ſie auf einen Markt gebracht, und dort ausgelegt worden, ſo hätte ſie leicht für eine Menge anderer Parthieen eine Verdunkelung bewirken können.

Bey der Schur verfährt man mit aller Sorgfalt, wie ebenfalls aus dem ſchon Geſagten zu entnehmen iſt. Zwar hat man keine mit Pracht und Eleganz hergerichtete Schurtenne; aber man ſorgt auf den Plätzen, wo ſie vollzogen wird, für Reinlichkeit und Trockenheit und hält auf gute Scheerer. Die eigentliche Appretur, welche die Wolle bey der Schur erhalten muß, wird ihr jedoch erſt gegeben, wenn die Vließe ſortirt und alsdann verpackt werden. Von ſelbſt ſetzt man aber wohl voraus, daß man auf glattes Scheeren und Zuſammenhaltung des Vließes ſieht, und jeden dagegen gemachten Fehler ſtreng rügt. — Die Bezahlung der Schur wird nach dem

Stück geleistet. Um jedoch dem hieraus hervorgehenden Übelstande einer zu großen Eile und damit verbundenen schlechten Arbeit zu begegnen, werden die guten Scheererinnen (es scheeren hier nämlich nur Frauenzimmer) noch besonders belohnt, und den schlechten wird für die Stücke, welche sie schlecht scheeren, oder wo sie die Vließe zerreißen, ein Abzug gemacht. So wird denn im Allgemeinen die Schur untadelig vollzogen.

Von welchem Werthe die Wolle dieser Schäfereyen seyn müsse, das wird man schon aus ihrem hohen Adel und aus ihrer consequenten Züchtung entnehmen; welchen Werth dann die gute Behandlung noch erhöht. Es ist eine mißliche Sache, Wollpreise anzugeben, und zwar aus einem doppelten Grunde. Denn einmal wechseln sie nach der Conjunctur, und zum zweyten findet man nicht überall Glauben, weil es eine leider nur zu bekannte Sache ist, wie sehr man sich dabey in den Beutel zu lügen pflegt, so daß derjenige, welcher die Wahrheit sagt, nicht immer am besten wegkommt, vielmehr dem Rufe seiner Schäferey schaden kann, weil er im Wollpreise gegen jene, so da übertreiben, zurücksteht, und weil man überall eine Übertreibung voraussetzt. Dem zu Folge will ich mich auch hier nicht auf Zahlen einlassen, sondern nur ein- für allemal bemerken, daß, da die Wolle der hiesigen Schäfereyen nach meiner vollen Überzeugung, und nach meiner, wohl nicht incompetenten, Behauptung zu den ersten Schuren Deutschlands gehört, ihr auch die ersten Preise gebühren, die sie auch so ziemlich immer erhalten hat.

Da nun außerdem der Zuchtviehverkauf bisher schon ziemlich einträglich war, dies aber jetzt, nachdem die eigenen Schäfereyen vollzählig geworden sind, erst recht werden soll, so folgt von selbst, daß sie in hohem Grade einträglich seyn müssen. In der That kann man sie auch als einen der vorzüglichsten Glanzpuncte in den Renten der ganzen Ökonomieen betrachten, und obgleich, wie wir weiter unten sehen werden, die Brandweinbrennereyen ein größeres Capital in die Rechnung bringen, so tragen sie der Casse doch bey weitem das nicht rein ein, was die Schäfereyen bringen.

Schieber verſchloſſene Rinne kommt das Waſſer, wenn man dieſe öffnet, in ſolcher Menge heraus, daß es ausreichend iſt, um ſechs und mehr Stürze anzubringen. Es fließt nämlich in eine, ſonſt als Schwemme benutzte Vorrichtung, deren Boden ohngefähr eine Klafter unter dem Waſſerſpiegel des Teiches liegt. Um dieſes Baſſin lauft oben eine Rinne mit ſo viel Einſchnitten, als man Stürze anbringen will, wovon ein jeder mit einer beſondern Sperrklappe verſehen iſt. Wenn nun das Waſſer aus dem Teiche herausſtrömt, ſo fließt es in dieſe Rinne und vertheilt ſich in derſelben rechts und links. Öffnet man die Sperrklappen, ſo ſtrömt durch den Einſchnitt ſoviel heraus, als man zum Sturze braucht, unter den das Schaf gehalten, und ein Paar Minuten unter ſtetem Umdrehen nach allen Seiten beſprudelt, und von allem Schmutze, der ohnedies völlig aufgelöſt war, befreyt wird. Da man ſechs und mehr Sprudel anbringen kann, ſo geht die Sache ſehr raſch und man kann in einer Stunde mehr als 100 Stück abſprudeln.

Eine derartige Vorrichtung iſt übrigens für alle einzelne Schäfereyen getroffen, indem man überall auf dieſelbe Weiſe verfährt. Nur da, wo man nicht durchaus warm wäſcht, ſondern nur, wie ich ſchon angab, einzelne Thiere dazu ausſondert, werden die übrigen zuvor geſchwemmt, ehe ſie beſprudelt werden. Die Schwemmen werden durch Waſſer, welches man aus den Flüſſen in Teiche leitet und dort erſt eine Zeitlang der Luft und Sonne ausſetzt, verſorgt und ſind ſo eingerichtet, daß man das ſchmutzige Waſſer immer unten ableitet. Sehr zweckmäßig iſt dieſe Ableitung ſo angebracht, daß das Waſſer allen zu Boden ſinkenden Schmutz alsbald fortſpielt, indem die Öffnung auf der Sohle grade ſo groß iſt, daß ſoviel Waſſer abfließen kann, als oben zufließt, mithin immer ein gleiches Niveau bleibt. Nur bey den erſten beyden Malen, wo die Schafe durchgeſchwemmt werden, läßt man nichts abfließen und leitet nur gerade ſo viel zu, als die Schafe mit ihrer Wolle herausnehmen. Dies thut man darum, weil bekanntlich der Schweiß der Wolle eine Seife bildet, welche den Schmutz auflöſet, und man

würde dieſe Seife verlieren, wenn das Waſſer, wie es bey dem nachherigen Schwemmen geſchieht, unten abſtrömte.

Man weicht nicht, wie man es ſonſt an den meiſten Orten zu thun pflegt, des Abends vorher die Schafe ein, ſondern vollzieht die ganze Wäſche ohne Unterbrechung, indem man früh anfängt und des Abends endet. Mehr als 4 — 500 Stück können auch bey dem größten Fleiße in einem Tage nicht fertig gewaſchen werden, wobey man ſchon früh bey Sonnenaufgang anfangen muß. Daraus folgt denn, daß die Heerden der größten Diſtricte gegen vierzehn Tage Zeit brauchen, ehe ſie die Wäſche und Schur vollenden können. Wird nun auch dieſes Geſchäft gleichzeitig auf den meiſten Diſtricten betrieben, ſo verlaufen darüber doch immer vier Wochen, und man rückt damit, da man erſt im Juni anfängt, bis in den Juli hinein. Doch kann ich nicht oft genug wiederholen, wie rein und blank die Wolle wird, und wie man nur in wenig Schäfereyen ſo blühend weiß wäſcht.

Zu läugnen iſt freylich nicht, daß die Sache viel Zeit und Arbeit koſtet, denn es ſind an jedem Orte 30 — 40 Menſchen damit beſchäftigt, ſo daß nahe zu auf 10 Schafe ein Arbeitstag zu rechnen kommt. Bedenkt man aber, welch' eine wichtige Sache eine weiße Wäſche iſt, und welchen Rückſchlag man im Wollpreiſe erfährt, wenn ſie trübe iſt, ſo kommt dieſe Ausgabe in keinen Vergleich mit dem ſonſtigen Verluſte.

Hat man nun ſo weiß gewaſchen, ſo handelt es ſich zunächſt darum, nicht durch irgend ein Verſehen die Wolle wieder trübe zu machen. Damit dies nicht geſchehe, iſt man überall darauf bedacht, einen Weideplatz in der Nähe des Hofes zu haben, wo die gewaſchenen Schafe ſtehen, und auch von der Schwemme aus, ſo viel es nur immer thunlich iſt, auf begrasten Wegen zu treiben. Wo dies nicht möglich iſt, da wird gegoſſen, um den Staub nieder zu halten. In den Ställen wird, wie man es wohl von ſelbſt ſchon erwartet, dicht mit reinem Strohe eingeſtreut und alles entfernt, was die Wolle verunreinigen kann.

Mit der Schur verzieht man nicht länger, als es das völlige Abtrocknen erfordert.

Schäfereyen, die ſich in Güte und edlem Blute auf gleiche Linie mit dieſen ſtellen können. Nach dieſer Andeutung kann man ſo ziemlich den Preis der verſchiedenen Claſſen errathen, der bey Widdern, mit Ausnahme von ſeltenen Exemplaren, nicht über 100 fl. C. M., und bey Müttern nicht über 20 fl. C. M. geht. Rufen wir uns aber die exemplariſche Genauigkeit in den Stammliſten ins Gedächtniß, ſo dürfte den hieſigen wohl vor den meiſten der Vorzug gebühren. Ob man nun gleich ſo billige Preiſe ſtellt, ſo trägt die große Anzahl, welche man zum Verkaufe zu ſtellen im Stande iſt — was der geſunde Zuſtand der Heerden bewirkt — doch bedeutende Summen ein.

Ich finde es hier paſſend, einer Bemerkung zu begegnen, die man vielleicht machen könnte. Es ſind nämlich die gräflich Lariſch'ſchen Schäfereyen ſchon ſeit lange her berühmt, und haben mit denen des erſten Ranges concurrirt, aber ſie haben dennoch keinen ſo ſtrahlenden und weit verbreiteten Ruf gehabt, wie manche andere, von denen ſie denn auch, wenn gleich nicht verdunkelt, doch wie zurückgedrängt wurden. Welche Urſachen haben dies bewirkt? Da es eine Hauptaufgabe bey meiner Arbeit iſt, Alles frey und offen darzulegen, und überall nur Wahrheit und Thatſachen aufzuſtellen, ſo werde ich auch hier davon nicht abweichen.

Wie in ſo vielen andern edlen Schäfereyen hat man auch in dieſen nicht ununterbrochen das richtige Ziel im Auge gehabt, und vor ein bis zwey Jahrzehenden hatte man, anſtatt Fortſchritte, eher Rückſchritte gemacht. Nicht daß man das edle Blut mit unedlem vermiſcht hätte; ſondern man hatte in der Wahl der Zuchtthiere Mißgriffe gemacht. Die Folgen traten ſchnell und grell genug, wie überall, wo Gleiches geſchieht, vor Augen, aber die ſpeciellen Leiter der Schäfereyen wurden ſie nicht zeitig genug inne. Erſt die gegenwärtige obere Leitung hat ſeit einem Jahrzehend kräftig eingegriffen, iſt von den Abwegen auf den rechten Weg zurückgekehrt, und hat ſtill und geräuſchlos nach dem Ziele geſtrebt, dem ſie jetzt ſo nahe gerückt iſt. Überraſchend ſind aber nunmehr die Erfolge, und jeder neue Jahrgang in der Nachzucht übertrifft den vorhergehenden ſo

bedeutend, daß in wenig Jahren das höchste Ziel erreicht seyn muß. Das betreffende Publicum kennt meine Vorliebe für diesen landwirthschaftlichen Zweig, und es wird mir, wie ich hoffe, Sachkenntniß und Wahrheitsliebe zugestehen. Mit beyden ausgerüstet, behaupte ich, daß die hier in Rede stehenden Schäfereyen in den ersten Reihen der deutschen glänzen und in Hinsicht der Consequenz bey der Züchtung, folglich auch in Hinsicht der Sicherheit ihrer Vererbung von keiner übertroffen werden. — Die nächste Zukunft wird, wie ich überzeugt bin, diesen Satz als unumstößliche Wahrheit herausstellen, und den Ruf dieser Schäfereyen nach Verdienst verbreiten.

Schließlich will ich hier nur noch ein Paar Worte über die Futterordnung in den Schäfereyen sagen. Daß man im Sommer zum Theil im Stalle grün füttert, weil man keine hinlängliche und ausgiebige Weiden hat, das habe ich schon angegeben. Im Winter gibt man des Tages sechs Portionen und legt diese in bestimmten Zeiträumen vor. Sie bestehen aus zweymal Stroh, zweymal Heu und zweymal Brandweinschlempe mit Häcksel oder Spreu. Letztere wird meistentheils vom Repse für die Schafe genommen. In den kurzen Wintertagen rücken die Mahlzeiten freylich ziemlich nahe zusammen, und es würden deren wohl fünfe genügen, wenn man nicht von jeder Futterart zwey geben wollte. Zur Tränke werden die Schafe zweymal des Tages und zwar früh und Nachmittags gelassen. Man hat bey dieser Ordnung da Vieh stets gut erhalten und verbleibt daher auch dabey.

II. Die Rindviehzucht.

Ehe ich davon spreche, wie man auf den Karviner Gütern diesen Zweig der Ökonomie hegt und pflegt, muß ich mich zuvor überhaupt darüber auslassen, aus welchem Gesichtspuncte ihn die rationelle Landwirthschaft betrachtet.

Daß man die Rindviehzucht in einer Menge der größern Ökonomieen Deutschlands, seitdem die veredelte Schafzucht so florirt, sehr zurück-, ja mitunter sogar gänzlich bey Seite gesetzt habe, das

iſt eine bekannte Thatſache. Ob man damit wahrhaft rationell verfahren ſey, das iſt gar ſehr in Frage zu ſtellen; auch wird die Antwort ſchwerlich bejahend ausfallen, wenn wir die Sache von mehreren Seiten betrachten. Da dem alſo iſt, ſo lenken auch bereits manche Landwirthe ſchon wieder ein, und gönnen dem Rindviehe den Platz wieder, den ſie ihm entzogen hatten. Es iſt überhaupt eine Lehre, die man jedem Landwirthe nicht tief genug einprägen kann, daß es niemals ganz verſtändig ſey, einen Zweig, der gerade gut rentirt, ſo zu heben, daß man andere darüber ganz fallen läßt. Denn wenn man damit auch einen augenblicklichen Gewinn macht, und auf den Namen eines rationellen Landwirthes inſofern Anſpruch erringt, als man den höchſten Reinertrag aus ſeiner Ökonomie zieht, ſo ändert ſich die Sache, wenn wir in Erwägung ziehen, daß ein Theil jenes Gewinns eine Anticipation für die Zukunft iſt, und daß, wenn wir dieſen von ihm abziehen, er um vieles kleiner wird. Ja dieſe Anticipation kann zuweilen ſo bedeutend ſeyn, daß am Ende von jenem Gewinn nur ein kleiner Theil übrig bleibt, und daß, wenn man das Facit zieht, die anfangs ſehr verſtändig ausſehende Verfahrungsweiſe als ein wenig unklug erſcheint.

Dem rationellen Landbaue, wo er auch immer betrieben werden möge, iſt die Rindviehzucht durchaus unentbehrlich, und es kommt nur darauf an, bis zu welchem Grade alle übrigen Verhältniſſe ihre Ausdehnung erheiſchen. Wer ſie alſo gänzlich abſchafft, und damit einen größern Gewinn, als mit ihrer Beybehaltung, zu erlangen meint, der iſt im Irrthume, den er ſicher früher oder ſpäter zu ſeinem Schaden inne werden wird. Wie es aber bey jedem Nutzvieh hauptſächlich auf die Art und Raſſe desſelben ankommt, wenn ſie den möglich höchſten Gewinn tragen ſoll, ſo iſt dies auch bey dem Rindviehe nicht anders. Aber auch das macht es allein noch nicht, ſondern es muß dazu auch noch gute Wartung und Pflege kommen. Daß man alle dieſe Erforderniſſe nicht genug berückſichtigt, darin liegt mit eine Haupturſache, wenn das Rindvieh nicht den Nutzen bringt, den man ſich ſonſt wohl von

ihm verſprechen kann. Man ſchiebt alsdann die Schuld auf das Vieh, und ſollte ſie blos auf die Behandlung desſelben ſchieben.

Wie ſteht es aber zuerſt um die Art und Raſſe desjenigen Rindviehes, welches einträglich ſeyn und einen reellen Nutzen abwerfen ſoll?

Bey dieſem iſt es nicht, wie bey den Schafen, wo die Merinos ſo unendlich hoch in Qualität und Einträglichkeit über den gemeinen Landſchafen ſtehen. Zwar gibt es auch bey ihm Abſtufungen, die man Raſſen, Arten und Schläge nennt, die aber meiſtentheils durch verſchiedene Localitäten und mannigfache Wartung und Behandlung entſtanden ſind. Eigentliche Raſſen haben wir in Deutſchland nicht, ſondern wir können nur von Art und Schlag ſprechen. Eine von unſrer deutſchen verſchiedene Raſſe iſt z. B. die weißgraue und langgehörnte ungariſche, die aber bey uns noch nirgends eingeführt worden, und die rein orientaliſchen Urſprungs iſt. Einen Wiederſchein derſelben findet man zwar in Steyermark und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dorthin, bey der Nähe von Ungarn, vor Jahrhunderten Rinder aus dieſem Lande gebracht und mit den inländiſchen gekreuzt worden ſind. — In den Gebirgen ſowie in den Niederungen unſeres Vaterlandes finden wir die beſten Arten von Rindvieh. Die Schweizer, Tyroler und Steyermärker, ſodann die holſteiniſchen und oſtfrieſiſchen ſind es, deren man ſich bedient, wenn man die eigenen Stämme veredeln oder neue edle Stämme anſchaffen will. Welcher von den genannten der Vorzug zu geben ſey, das kommt auf örtliche Verhältniſſe, mitunter auch auf Anſicht und Liebhaberey an. Wer aber verſtändig bey ſeiner Wahl verfahren will, der wird allemal der Art den Vorzug geben, deren Heimath der Localität, worauf er ſie bringen will, am ähnlichſten iſt. Er wird alſo für Gebirgsgegenden lieber Schweizer, Tyroler oder Steyermärker, und für Ebenen und Niederungen lieber Holſteiner oder Oſtfrieſen wählen. Man hat jedoch in manchen Ökonomieen auch Kreuzungen dieſer verſchiedenen Stämme verſucht, und davon recht günſtige Reſultate gehabt, indem man damit den Mangel des einen durch die Vollkommenheit des andern verbeſſerte. Wie man

aber auch wählen und welche Versuche man auch vornehmen mag, ein Haupterforderniß ist dabey nicht zu übersehen, und das ist reichliche Fütterung und gute Pflege. Wo dies beydes ausbleibt, da wird auch der vorzüglichste Schlag verkümmern und die milchreichste Kuhart versiegen. Größe des Körpers und Milchergiebigkeit sind ja die beyden Forderungen, welche man an jede Rindviehzucht stellt, und man erhält sie da, wo sie bereits vorhanden sind, einzig und allein durch gute Wartung und Pflege, womit man sie auch allmählig bey Arten hervorbringt, die von Natur nicht damit begabt sind.

Da die Karviner Güter zum größten Theile den Gebirgscharakter haben, so war die Wahl als verständig zu rühmen, daß man mit der Schweizer Art den vorhandenen Stamm zu veredeln suchte. Seit etwa dreyßig Jahren geschieht dies, und es haben die dadurch erhaltenen Mestizen bereits an Gestalt und innerem Werthe die Originale fast erreicht. Zu Zuchtstieren zieht man jedoch immerfort blos Originale, und man schreitet daher mit jeder Generation weiter vor. Da man, wie aus dem Kapitel vom Ackerbaue bekannt, auch eine Menge von Zugochsen braucht, und man sich dieselben meistentheils selbst zuzieht, so hat man bey der Rindviehzucht auch darauf zu sehen, große, vor allem aber muntere und starke Thiere zu züchten. Diesen Endzweck erreicht man auch vollkommen, wie der Augenschein lehrt, wenn man die Zugochsen im Stalle sowohl, als bey der Arbeit sieht. — Daß die Schweizer Kühe zur Milch gut sind, und an Menge und Güte befriedigen, ist eine ziemlich allgemein anerkannte Sache. Aber auch ein Satz der Erfahrung ist es, daß, wenn man gute und milchreiche Landkühe von Schweizer Stieren belegen läßt, die Nachkömmlinge in der Milchergiebigkeit den Originalen nicht allein gleich kommen, sondern sie zuweilen noch übertreffen. Auch hier hat man diese Überzeugung gewonnen, und man setzt daher gute Mestizen, wenn man sie zum eigenen Gebrauche behalten will, den Originalen nicht nach. Bisher wurde alles überzählige junge und alte Vieh zu guten Preisen verkauft und die Nachfrage darnach ist noch immer lebhaft. — Die von den aufgestellten Kühen gewonnene Milch wird fast alles in der eigenen

Haushaltung verbraucht, indem die Zahl derselben im Verhältniß zum Ganzen gering ist. Denn wenn auch Tafel A. einen Bestand von 869 Stück Nutzhornvieh nachweist, so ist in dieser Zahl das sämtliche junge Vieh, sowie die Deputatkühe aller Beamten mit eingeschlossen, so daß als herrschaftliches eigentliches Nutzvieh nicht ein Drittheil von dieser Zahl bleibt.

Daß man da, wo selbst die Schafe keine volle Sommerweide haben, das Rindvieh bey völliger Stallfütterung hält, das setzt man wohl von selbst voraus. Im Winter besteht ein Theil seiner Nahrung aus Brandweinschlempe mit Häckſel oder Spreu vermischt. Im Sommer wird es mit Klee gefüttert. Seine Verpflegung geschieht durch Mägde, wie dies überall in Schlesien üblich ist. Wie gut es gewartet und gepflegt wird, das sieht man an seinem Äußern, denn schwerlich könnte es besser aussehen, wenn man ihm nicht den Vorwurf einer zu großen Feistheit machen und deshalb seine große Milchergiebigkeit in Zweifel ziehen sollte.

Die Stallungen für das Rindvieh sind fast alle geräumig, hell und ganz zweckmäßig, mit einem Futtergange in der Mitte versehen. Nicht überall in andern Ökonomieen trifft man es so, obgleich es gar nicht zu läugnen ist, daß das Vieh in der Regel auch in seiner Pflege verkürzt wird, wenn es in engen und schmutzigen Ställen steht; weil in solchen das dienende Personal sich scheut, immer im Kothe herumzusteigen und dem Viehe deshalb die Portionen so knapp als möglich vorlegt. Und wie nachtheilig ist demselben überhaupt ein enger und schmutziger Stall! — Man sagt freylich mit Recht, daß es zur rationellen Ökonomie gehöre, mit Bauten sparsam zu seyn, weil sie, wenn man sie nur einigermaaßen luxuriös führen will, schnell große Capitalien verschlingen, deren Verzinsung nicht immer nachgewiesen werden kann. Es kann jedoch eine derartige Sparsamkeit leicht zur Verschwendung werden, und der Nachtheil, den man durch zu enge und schlechte Gebäude erleidet, kann bey weitem größer werden, als hohe Zinsen von den zu Bauten verwandten Capitalien. Überall das rechte Maaß zu halten und weder zu viel noch zu wenig zu thun, das characterisirt den wahr-

haft verständigen Landwirth, und daß man auf den Karviner Gütern die goldene Regel zu beobachten verstehe, das leuchtet auf jedem Schritte ein, den man durch dieselben thut.

Man läßt die Kalbinnen nicht vor dem vollendeten zweyten Jahre zu, und da sie von ihrer Geburt an gut gepflegt werden, so sind sie bis zu diesem Alter schon so ausgewachsen, daß sie die volle Größe von Kühen haben. Die Stiere werden ebenfalls erst im dritten Jahre zum Sprunge verwandt. Zum Verkaufe aber hat man auch jüngere Stücke und es können Käufer, wenn sie die Taxe zahlen, auch Absatzkälber bekommen. Die Preise sind, im Vergleiche zu ähnlichem Viehe in andern Ökonomieen, mäßig, und Stiere von zwey Jahren, für die man 80 fl. C. M. fordert, gehören schon zu den vorzüglichen Stücken. Kalbinnen von gleichem Alter von besonderer Schönheit haben denselben Preis.

So gut nun aber auch das Rindvieh gepflegt und gefüttert wird, so sehr ist es doch auch entfernt von aller Verzärtelung, so daß ein Zurückgehen desselben bey Versetzung in andere Localitäten nicht zu befürchten ist, vorausgesetzt, daß man es dort nicht vernachläßigt und unkundig oder aus bösem Willen verwahrlost. Seine Verpflegung braucht blos eine solche zu seyn, wie sie jeder kleine Hauswirth gewöhnlich seiner einen Kuh angedeihen läßt, und die Fütterung darf blos als ausreichend gelten, so gedeiht es vortrefflich, und es haben dies bis jetzt Alle, die von hier kauften, gerühmt.

Ich muß hier noch einmal darauf zurückkommen, welche Forderungen in Hinsicht des benöthigten Düngers der Ackerbau einer Ökonomie an den Landwirth stellt, und welche Vorschriften ihm diese Forderungen in Beziehung auf die Haltung der verschiedenen Nutzviehstämme geben.

Die Meinung, daß dem Rindviehdünger fast ohne Ausnahme, wenn wir aufs Allgemeine sehen, der Vorzug vor jedem andern zu geben sey, ist besonders bey den kleineren Landwirthen fast begründet, und wenn sie auch zugeben, daß der Schafdünger wohl auf gebundenem Boden eine günstigere Wirkung zeige, so behaupten sie

doch daneben, daß dieſelbe keinesweges ſo nachhaltig ſey, wie die des Rinddüngers. Auch geben ſie nicht zu, daß man von Schafen eben ſoviel Dünger gewinne, wie von Rindviehe, d. h. wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, daß man von einer gleich großen verbrauchten Futtermaſſe von Rindvieh ein größeres Quantum Miſt habe, als von Schafen. — Da nun in der Landwirthſchaft die Gewinnung des Düngers einer der Hauptzwecke bey der Nutzviehhaltung iſt, ſo verdient der Gegenſtand wegen ſeiner Wichtigkeit eine genaue und unpartheyiſche Unterſuchung.

Geht man bis auf das zurück, was die Thiere von der ihnen dargereichten Nahrung an Producten hervorbringen, ſo müſſen wir das Fleiſch und die Wolle der Schafe gegenüber ſtellen dem Fleiſche und der Milch der Kühe. Dieſe Producte genau gegen einander in ihren feſten Beſtandtheilen abgewogen, dürften ſie ſich bey den Einen und den Andern wohl faſt ausgleichen. Alsdann käme die Ausdünſtung in Berechnung. Indeß bin ich der Meinung, daß es für den Landwirth einer ſo minutiöſen Nachrechnung nicht bedürfe, und daß ihm mit Aufmerkſamkeit gemachte Beobachtungen ſchon einen feſten Anhaltpunct gewähren, um herauszubringen, wie ſich das von gleichen verwendeten Futtermaſſen von Kühen und Schafen erzeugte Düngerquantum gegen einander verhält. In einen Hauptirrthum aber verfallen Viele, wenn ſie dasſelbe dem Gewichte nach abſchätzen wollen, wobey denn die Schafe viel zu kurz kommen, weil ihr Dünger meiſtentheils trocken, der des Rindviehes aber naß iſt. Wegen letzterer Eigenſchaft bedarf das Rindvieh auch viel Einſtreu, was zur Vermehrung des Düngers wirkt. Unterſuchen wir genau und unpartheyiſch, ſo ergibt ſich, daß Schafe von gleich viel Futter und Einſtreu nur unbedeutend weniger Dünger geben, als Kühe, und daß das etwaige Minus durch die beſſere Qualität ausgeglichen wird. Denn kein Landwirth kann es in Abrede ſtellen, daß auf den meiſten Äckern die Wirkungen des Schafdüngers günſtiger ſind, als die des Rinddüngers, und daß, wenn auch die des letztern wirklich etwas nachhaltiger ſind, dies reichlich erſetzt wird durch die anfänglichen Wirkungen des erſten.

Dem Geſagten zufolge beruht es mehr auf einem Vorurtheile, als auf wirklichen Thatſachen und Erfahrungen, wenn man behauptet, man komme bey einer unverhältnißmäßigen Schafhaltung in der Düngererzeugung zurück. Wären für eine ſolche keine andern Nachtheile zu fürchten, ſo dürfte man wenig Bedenken hegen.

Wenn nun aber die Meinung, daß Schafe (und hier kann nur von veredelten die Rede ſeyn) mehr eintragen, als Kühe, in neuerer Zeit ſo ſehr überhand genommen hat, und mitunter nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf manche Ökonomieen geblieben iſt, ſo kann es kein undankbares und müßiges Geſchäft ſeyn, wenn ich in kurzen Worten aufſtelle, unter welchen Verhältniſſen man den Schafen oder den Kühen den Vorzug geben könne und müſſe, wenn man den wirklich höchſten Reinertrag erreichen und die Ökonomie ſelbſt nicht verkürzen will.

Wo ausgedehnte Hutweiden, die man nur mit Schafen am beſten ausnützen kann, vorhanden ſind, da iſt die Haltung derſelben durch dieſe ſchon geboten. Wo ſie aber gänzlich fehlen, und noch dazu, wegen der Nähe volkreicher Örter und Städte, die Producte des Rindviehes geſucht und gut bezahlt ſind, da gebührt den Kühen der Vorzug, und es wäre eine, vielen Nachtheil mit ſich führende Liebhaberey, wenn man, ſtatt deren, Schafe halten wolle.

Je vorzüglicher die Art und Raſſe iſt, die man von einer der beyden fraglichen Vieharten züchtet, um ſo höher iſt ihr Reinertrag und um ſo eher iſt ſie der andern vorzuziehen. Aber auch wenn man dies mit Sachkenntniß thut, ſo iſt und bleibt es dennoch gerathen, die eine der beyden Vieharten der andern zu Gefallen nicht gänzlich aufzugeben, und dies eines Theils deshalb, weil die Conjuncturen wechſeln, und ein Zweig, der heute gut rentirt, im Laufe der Zeit in Verfall kommen kann; andern Theils aber auch, weil die Bedürfniſſe einer größern Ökonomie die Haltung von beyden erfordern und eine die andere heben hilft. — Alles Übrige ergänzt ſich ein jeder Landwirth leicht ſelbſt.

Wir haben nun in dieſem Abſchnitt noch zur Sprache zu bringen, worauf uns eine ſeit mehreren Jahren einigemal wiedergekehrte

Landplage bringt. Die Rinderpeſt iſt es. Eingeſchleppt durch das aus Galicien und der Bukowina eingebrachte Steppenvieh, hat dieſelbe die traurigſten Verheerungen in einer Menge von Ökonomieen angerichtet, und es ſind mitunter die edelſten Stämme vernichtet worden. Der Gegenſtand iſt von großer Wichtigkeit und es werfen ſich in ſeiner Beziehung für ganz Deutſchland, insbeſondere aber für den öſterreichiſchen Staat, die ernſteſten Fragen auf. Soll dieſer Staat jenes Vieh von ſeinen übrigen Provinzen ausſchließen, oder ſoll er wenigſtens ſtrenge Contumaz-Anſtalten einführen? Würde, wenn jene Einfuhr gänzlich aufhörte, Deutſchland im Stande ſeyn, ſo viel Schlachtvieh in ſeinen Ökonomieen aufzuziehen, um ſeinen Bedarf zu decken? Ich bin weit entfernt, wenn ich mich an die Beantwortung dieſer Fragen wage, andern Fähigeren vorgreifen zu wollen, oder mir gar einzubilden, daß ich die Sache beſſer einſehen und verſtehen wollte. Aber bey Fragen ſo ernſter Art und von ſolcher Wichtigkeit iſt es gut, wenn mehrere Meinungen abgegeben werden, weil am Ende aus allen zuſammengenommen ſich die genügendſte Antwort bilden läßt.

Wenn wir die alljährlich von Oſten her in die öſterreichiſchen Erbſtaaten eingeführte Zahl von Schlachtvieh mit der zuſammen ſtellen, welche in denſelben durch die Rinderpeſt an einheimiſchem Viehe weggerafft wird, ſo meinen Viele, es werde keine große Differenz ſtatt finden. Darüber herrſcht jedoch ein offenbarer Irrthum, der recht klar hervortritt, wenn man die einzige Thatſache aufſtellt, daß allein auf den Markt in Olmütz wöchentlich im Durchſchnitt gegen 500 Stück dergleichen Schlachtvieh aufgetrieben werden. Wenn nun auch durch die eingeſchleppte Rinderpeſt ſchon ſo manche tauſend Stück Vieh weggerafft worden ſind, ſo erreicht dieſe Zahl bey weitem jene nicht, auch wenn wir davon abſehen, daß hier unter den dahingerafften eine Menge kleines und junges Vieh iſt, wogegen dort lauter ſchwere Schlachtſtücke ſind. Wenn daher der Ausfall, welcher an Schlachtvieh entſtehen würde, ſobald gar kein Vieh mehr von dorther gebracht würde, durch die an der Peſt geſtorbenen gedeckt werden ſollte, ſo müßte ihre Anzahl ungleich

größer geweſen ſeyn, als ſie wirklich iſt, und es würde bey einer Erſchwerung oder gar bey einem Verbot jener Einfuhr eine höchſt fühlbare Lücke entſtehen, und das Fleiſch würde alsbald in gleichem Grade theurer werden, als es ſchlechter würde. Fände jedoch die Einfuhr des fraglichen Schlachtviehes aus Provinzen ſtatt, die dem öſterreichiſchen Staate fremd wären, ſo ließe ſich eine Erſchwerung oder gänzliche Aufhebung ſolcher Einfuhr noch damit rechtfertigen, daß man die inländiſche landwirthſchaftliche Induſtrie damit aufmuntern wollte. Da ſie aber aus Provinzen kommt, die zum eigenen Staate gehören, ſo befolgt die Regierung, indem ſie dieſelbe aufrecht erhält, eine Pflicht gegen dieſe, indem ſie ihnen einen Abſatzweg für ihre Landeserzeugniſſe offen erhält. Sie würde ſich demnach einer offenbaren Härte ſchuldig machen, wenn ſie hier hindernd und verbietend einſchreiten wollte. Für andere Regierungen, wie z. B. für die preußiſche, iſt aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, der Fall ſchon ein ganz anderer, und es erſcheinen von ihrer Seite alle die Maßregeln, welche ſie gegen die Einführung fremden Schlachtviehes genommen, vollkommen gerechtfertigt.

Das Verbot in Bezug auf die Einfuhr von Schlachtvieh aus den öſtlichen Provinzen des öſterreichiſchen Staates in die weſtlichen, ſchließt nicht gleichermaaßen auch polizeyliche Vorſichtsmaaßregeln gegen die Einſchleppung der Rinderpeſt in ſich, die meiſtentheils durch allzugroße Sorgloſigkeit bey ihrer erſten Erſcheinung auf eine höchſt nachtheilige Weiſe um ſich greift. Wenn man ſieht, wie man auch nicht im entfernteſten es zu verhüten ſucht, daß nicht das einheimiſche Rindvieh mit dem eingebrachten in genaue Berührung kommt, und wie man dieſes ohne alles Bedenken in Ställe und auf Hutweiden bringt, wo jenes ſeinen Stand hat, ſo darf man ſich wahrlich nicht wundern, wenn Verheerungen einreißen, wie ſie im letzten Jahrzehend vorgekommen ſind. Sobald nun aber die Seuche ſich irgendwo zeigt, verheimlicht man ſie im Anfange, um dem Zwange und Nachtheile, die man fürchtet, zu entgehen, und ſie hat alsdann gewöhnlich ſchon ſehr überhand genommen, wenn von Seiten der Obrigkeit die erſten Abſperrungen verfügt werden. — Strenge Stra-

sen auf das Verheimlichen des Übels würden diesem Übelstande vorbeugen, was auch vor allem eine größere und strengere Absonderung des fremden Viehes vom einheimischen bewirken würde. Daß darin die wirksamste Maaßregel gegen die Überhandnahme der Seuche liege, ist klar genug dadurch bewiesen, daß alle diejenigen Ökonomieen, die sie bis jetzt streng durchgeführt haben, von derselben verschont geblieben sind. Das ist auch auf den Karviner Gütern der Fall gewesen, und sie sind noch nie von ihr betroffen worden, obgleich sie schon einige Male bey den kleinen Leuten ausgebrochen war.

Wenn dem nun aber auch so ist, so würden einige Vorkehrungen an der Gränze der deutschen Provinzen wohl nicht ganz als überflüssig zu betrachten seyn. Und diese wären eine Beaufsichtigung und Untersuchung des Viehes vor dem Eintritte in dieselben. Ein Thierarzt und ein Gränzbeamter würden dazu ausreichen, und es könnte alles verdächtige Vieh in Contumaz gegeben werden, wozu die Anstalt leicht zu treffen wäre. Freylich würde dies eine Schmuggeley veranlassen, der aber durch geeignete Maaßregeln leicht abzuhelfen wäre, und gegen welche sich wohl alle Gemeinden, wegen ihres eigenen gefährdeten Interesses, verbinden würden. Jedenfalls würde damit das Übel theilweise, wenn auch nicht ganz verhütet. Der Reiz zur befürchteten Schmuggeley wäre übrigens hier nicht gerade groß, da es sich nicht um eine Abgabe, sondern im schlimmsten Falle nur um einige Tage Zeitverlust handelt.

Ich muß mich kurz fassen, und gehe zur zweyten Frage über, und die ist: Kann Deutschland der Einfuhr fremden Schlachtviehes entbehren, und seinen vollen Bedarf selbst erzeugen?

Es ist dies für den Staatshaushalt eine wichtige Frage, und sie ist schon mehr als einmal aufgeworfen und auf verschiedene Weise beantwortet worden. Ich will dieselbe vorzüglich vom Standpuncte des Landwirthes aus beantworten.

Die Erzeugung von animalischen Producten ist allemal für den Landbau vortheilhafter, als die von Cerealien, weil bey jenen der

Acker nicht allein in Kraft und Reichthum erhalten wird, ſondern noch zunimmt; bey dieſen aber, wenn man nicht mit beſonderer Kenntniß und Umſicht verfährt, allmählig immer mehr entkräftet wird. Dieſe Wahrheit halten die meiſten Landwirthe viel zu wenig feſt, wenn ſie ſich die Erzeugungskoſten der thieriſchen Producte berechnen, weshalb denn auch deren Preis ſich höher ſtellt, als er, mit Berückſichtigung des hier aufgeſtellten Satzes, in der That iſt. Gegentheils rechnen ſie wiederum den Cerealien die Entkräftung des Bodens nicht zur Laſt und es kommt daher für dieſelben ein niedrigerer Preis heraus, als er in Wirklichkeit ſich ſtellen ſollte. Aus dieſem Grunde glaubt man auch bis jetzt immer noch nicht Schlachtvieh für den beſtehenden currenten Preis liefern zu können. Alsdann kommt aber auch noch ein anderer Umſtand hinzu, und das iſt der: daß man in der Aufzucht von Schlachtvieh noch zu wenig Übung und Erfahrung hat, um großen Gewinn damit zu machen. Ich habe ſchon von den Schafen geſagt, daß ſie nur dem einen reellen Vortheil bringen, der in der Züchtung derſelben geübt iſt, und der auch ſolche Stämme aufzuſtellen und zu züchten weiß, die durch den hohen Werth ihrer Wolle einen reinen Gewinn abwerfen. Ähnliches läßt ſich auch auf das zum Verkauf an den Schlächter aufgeſtellte Rindvieh anwenden. Wer dabey wirklichen und lohnenden Gewinn haben will, der muß vor allen Dingen eine Art zu ziehen ſuchen, die groß wird und beſonders maſtfähig iſt. Wer mit den einheimiſchen verzwergten Thieren, wie man ſie in ſo vielen Gegenden Deutſchlands antrifft, ſeinen Maſtſtall füllt, der wird Mühe haben, ſeine Futterkoſten heraus zu bringen, und die Luſt wird ihm vergehen, einen zweyten Verſuch zu machen. Wäre er alsdann noch dazu auch nicht geübt in der Haltung und Fütterung, ſo wird er ſolches Vieh kaum einmal ſo weit bringen, daß es eine Waare für den Fleiſchhauer wird. Wenn er alſo die Maſtung für das Undankbarſte hält, was ein Landwirth anfangen kann, ſo iſt dies ganz in der Ordnung. Sehen wir uns ein wenig in unſern Ökonomieen um, ſo finden wir, daß dies eine der vorzüglichſten Urſachen iſt, weshalb in Deutſchland ſo wenig Schlachtvieh erzeugt wird. Dadurch

nun wird fortwährend die Meinung erhalten, unsere ökonomischen Verhältnisse gestatteten uns nicht, dasselbe aufzuziehen. Das Schlimmste bey der Sache ist noch, daß die Schlächter solches Vieh kaum brauchen können, und wenn sie es am Ende auch nothgedrungen kaufen, dafür nur einen Preis zu zahlen vermögen, welcher die Auslagen des Landwirthes nicht deckt.

Daß es aber anders seyn könne, das beweisen die westlichen Provinzen unsers Vaterlandes. Baden und Würtemberg z. B. erziehen Schlachtvieh zur Ausfuhr, und zwar unter landwirthschaftlichen Verhältnissen, die dem Anscheine nach einer solchen Aufzucht bey weitem ungünstiger sind, als die unsrigen, d. h. die in den östlichen Provinzen Deutschlands. Jene beobachten, was ich so eben gesagt habe, d. h. sie stellen nur großes und mastfähiges Vieh auf, und ihre dabey erlangte Übung in Fütterung und Wartung desselben kommt ihnen gleichmäßig zu statten. Wenn sie alsdann freylich, bey der Nähe von Frankreich, einen gesicherten Absatz zu guten Preisen haben, so liegt darin noch eine besondere Aufmunterung für sie. Stellen wir jedoch den höhern Preis aller erzeugten Producte, wornach auch der Grundwerth höher ist, dagegen auf, der bey uns in jeder Art niedriger steht, so gleicht sich die Sache wieder aus, und es folgt daraus der Satz: daß wir bey gleichem Verfahren auch mit gleichem Gewinn Schlachtvieh aufziehen würden, wie jene westlichen Provinzen. Im preußischen Staate ist man dazu auf dem besten Wege, indem hier das Bedürfniß so scharf hervortritt, daß die Landwirthe zur Aufzucht von Schlachtvieh aufgemuntert werden. Für Österreich scheint die Zeit, wo ein Gleiches statt finden wird, noch fern zu liegen.

Mit gutem Grunde kann man wohl annehmen, daß die veredelte Schafzucht ein Haupthinderniß für die Erzeugung von Schlachtvieh zeither gewesen ist. Denn da jene eine so hohe Rente gewährt, so läßt man diese liegen. Wäre das nicht der Fall, so würde man längst derselben mehr Aufmerksamkeit gewidmet, und darin es in seiner Art wohl eben so weit gebracht haben, wie mit der veredelten Schafzucht. Das Resumé von dem Ganzen ist: daß Deutschland

ohne Weiteres ſein Schlachtvieh ſelbſt erzeugen kann, und daß es dazu weiter nichts, als äußerer drängender und anregender Urſachen bedarf. Nur veredeln und mit mehr Fleiß und Aufmerkſamkeit züchten müßte es ſeine Rindviehſtämme, und mit dem erſten Beyſpiele vorausgehen müſſen die größern Ökonomieen. In Karvin ſind die beſten und tauglichſten Elemente dazu vorhanden, auch bieten die mit der Ökonomie verbundenen techniſchen Gewerbe — Brandweinbrennereyen und Zuckerfabriken — die Mittel zur Maſtung. Wenn ich im folgenden Kapitel von dieſen insbeſondere ſprechen werde, da wird ſich mir Gelegenheit bieten, den Gegenſtand noch einmal zu berühren.

III. Die Pferdezucht.

Mit dieſer hat es in großen Ökonomieen faſt gleiche Bewandtniß, wie mit der Rindviehzucht, d. h. man befaßt ſich meiſtentheils nur nothgedrungen mit ihr, indem man der Meinung iſt, man habe die Pferde wohlfeiler, wenn man ſie kauft, als wenn man ſie ſelbſt aufzieht. Dieſer Anſicht aber pflichtet man auf den gräflich Larifch'ſchen Gütern nicht bey, und man zieht es vor, die Pferde ſelbſt aufzuziehen. Bey der Menge von Robot, welche auf Tafel C. nachgewieſen iſt, würden Manche glauben, es ſey eine Art von Verſchwendung, noch ſo viel eigenes Zugvieh zu halten, wie wir auf Tafel A. finden, wenn ich nicht ſchon den Grund davon angegeben hätte, welcher kein anderer als die zu leiſtende beſſere Arbeit, dabey aber auch das wirkliche Bedürfniß iſt. Denn, wie ich ebenfalls ſchon geſagt habe, ſo verwendet man die Spannrobot faſt nur zu Fuhren aller Art, deren eine Unzahl vorkommen, und wozu dieſe noch lange nicht ausreicht, ſo daß man noch viele mit eigenem Geſpann vollziehen muß.

Iſt man nun aber überzeugt, es ſey beſſer, ſich die benöthigten Pferde ſelber aufzuziehen, als ſie zu kaufen, ſo kommt es vor allen Dingen darauf an, dieſelben auf die wohlfeilſte Art und dem vorhandenen Zwecke am meiſten entſprechend zu züchten. Die hieſige Localität erheiſcht, da ſie viele Hügel und Berge hat, einen Pferde-

ſchlag, welcher darauf eingerichtet iſt, und man hat daher den, welchen man an Ort und Stelle vorgefunden, beybehalten. Er iſt nur von mittlerer Größe, und eher klein als groß zu nennen, dabey aber gedrungen und ausdauernd. Man hält viel mehr Stuten als Wallachen, um dieſelben für die Nachzucht zu gebrauchen. Die Hengſte, deren man ſich bedient, ſind von veredelter Art; bey ihrer Auswahl aber wird auf eine gewiſſe Homogenität mit den Stuten geſehen. Da man die Pferde ſtets in gutem Futterzuſtande erhält, ſo nehmen ſie auch immer bald auf, und es fehlt ſonach keineswegs an der benöthigten Zuzucht, ſo zwar, daß der ganze Beſtand von nahe an 800 Stück ſich in ſechs Jahren faſt immer regenerirt. Die Füllen ſpannt man erſt nach dem vollendeten dritten Jahre an, und läßt ſie das erſte Jahr ihrer Arbeit nur ſpielen, damit ſie in demſelben ihre Geſtalt und ihre Kräfte vollends ausbilden können. So hat man ſich einen Stamm von Zugpferden gebildet, der nach Maaßgabe ſeiner Größe ſehr ſtark iſt, und insbeſondere auch eine vorzügliche Ausdauer zeigt. An Arbeit fehlt es denſelben nicht, und außer den Sonn- und Feyertagen haben ſie das ganze Jahr wenig Ruhe. Ihre meiſte Nahrung beſteht aus Grünfutter, im Safte und getrocknet, und Hafer wird ihnen im Verhältniſſe nur in geringen Portionen gereicht.

Da man nun die Stuten fortwährend arbeiten läßt, und auch den Füllen gar keine beſondere koſtſpielige Verpflegung anthut, ſo zieht man die Pferde ſehr wohlfeil auf und ſie koſten ungleich weniger, als wenn man ſie kaufen wollte, gar nicht einmal zu gedenken, daß man ſich auf ſie ungleich mehr verlaſſen kann, als auf zugekaufte.

Durch die Anwendung veredelter Hengſte ſchreitet man auch nebenbey mit der Veredlung des ganzen Pferdeſtammes vorwärts, und es bekommt jede folgende Generation einen höhern Werth als die vorhergehende. Überhaupt läßt ſich an der ganzen beobachteten Verfahrungsweiſe nichts ausſetzen, auch beweiſt die Nachrechnung, daß man auf keine andere Art wohlfeiler und beſſer zum vorgeſteckten Ziele gelangen könnte. Hiermit aber entſpricht man dem Ganzen, in

welchem man überall mit den gewählten Mitteln am ſicherſten zum einträglichen Zwecke gelangt, und ſelbſt auch da, wo eine ſcheinbare Luxurioſität ſtatt findet, ſind dennoch alle Koſten gedeckt, und der Gewinn ſtellt ſich größer heraus, als anderwärts, wo man ungleich mehr zu ſparen ſcheint.

Ich muß hier noch ein Paar Worte über Aufzucht der Pferde und deren Veredlung überhaupt beyfügen, da man in neuerer Zeit dieſer Viehzucht mehr die gebührende Aufmerkſamkeit ſchenkt, als einſt.

An die Spitze ſtelle ich den, früher ſchon ausgeſprochenen Satz: daß veredelte Thiere aller Art, deren die Landwirthſchaft bedarf, allemal für das Ganze einträglicher ſind, als unveredelte. Gehen wir auf den Begriff der Thierveredlung zurück, ſo liegt die Beſtättigung des ausgeſprochenen Satzes ſchon darin. Denn wir nennen diejenigen Hausthiere veredelt, deren gelieferte Producte die beſtehenden Bedürfniſſe der Menſchen am leichteſten und am meiſten befriedigen, und es iſt bey deren Veredlung die Hauptaufgabe, dieſe Bedürfniſſe genau zu kennen und richtig aufzufaſſen, und die zu erzeugenden Producte darnach zu beſtimmen. Alſo auch veredelte Pferde tragen mehr ein, als unveredelte. Es hat aber die Veredlung derſelben mehr als einen Geſichtspunct aufzufaſſen und feſtzuhalten, weil es mehr als einen Zweck gibt, zu welchem man Pferde verwenden kann. Wenn man z. B. in Karvin auf ausgezeichnete Größe und Schönheit bey den aufzuziehenden Pferden weniger ſieht, als auf Gedrungenheit und Ausdauer, ſo veredelt man, wenn man bey den Zuchtthieren vornehmlich auf letztere Eigenſchaften ſieht, in der That ſeine Pferde auf eine verſtändigere und zweckmäßigere Art, als wenn man den erſten beyden Eigenſchaften nachjagen wollte. Eine ſolche Veredlung aber kann man eine relative nennen, weil ſie bey den hervorzubringenden Eigenſchaften nur eine beſondere für einzelne Fälle anwendbare Rückſicht nimmt. Fragen kann man aber, ob es nicht auch eine abſolute Veredlung, d. h. eine ſolche gebe, wo in den Pferden alle nur möglichen guten Eigenſchaften vereinigt wären, ſo daß z. B. ſolche abſolut veredelte Thiere ſich zu Laſt- und Zugpferden eben ſo

gut verwenden ließen, wie zu Wettrennern? Schon in der Aufstellung dieſer Extreme liegt eine verneinende Antwort, weil in den Eigenſchaften, welche ein Thier der erſten Art bedarf, wenn auch nicht gerade ein directer Widerſpruch, ſo doch eine Unvereinbarkeit mit denen der zweyten liegt. Es bleiben daher immer verſchiedene Wege der Veredlung offen, wovon ein Jeder den zu betreten hat, der Thiere hervorbringt, die zu ſeinen Zwecken die geeignetſten ſind. Ein günſtiges Prognoſticon liegt übrigens für die Landwirthſchaft in der immer mehr zunehmenden Liebe zur Veredlung der Pferde, weil darin eine Bürgſchaft liegt, daß man auch diejenigen guten Eigenſchaften, welche für die Ökonomie beſtimmte Pferde haben müſſen, immer mehr hervorheben und ausbilden, und dieſe ſonach die brauchbarſten Thiere erhalten werde.

Ich ſollte nun bey den landwirthſchaftlichen Vieharten auch von den Schweinen ſprechen. Auf den gräflich Lariſch'ſchen Gütern werden jedoch gar keine gehalten, und deshalb will ich den Gegenſtand nur mit einigen wenigen Worten abfertigen.

Wo man mit dieſer Viehart recht zu verfahren verſteht', und wo man vor allen Dingen auch auf veredelte Arten hält, da bringt ſie zuweilen mehr ein, als jede andere Viehgattung. Die Veredlung bey ihr erſtreckt ſich hauptſächlich auf Größe und gute Qualität des Fleiſches und Speckes. Ein Muſter ſolcher Veredlung iſt auf der Herrſchaft Kiſch-Jenä in Niederungarn, Sr. k. k. Hoheit dem Reichspalatin gehörig, aufgeſtellt. Dort werden die Thiere, ähnlich wie die Schafe, claſſificirt, und nach ihren individuellen Eigenſchaften wird die Paarung geleitet. Man hat es dadurch zu einer Vollkommenheit gebracht, über die man erſtaunt, und man züchtet Thiere, die im ausgemäſteten Zuſtande 5—6 Ct. wiegen. Sie ſind in guten, vornehmlich in reinen Ställen untergebracht; denn trotz dem, daß dieſes Thier ein Sinnbild des Schmutzes iſt, ſo liebt es nichts deſto weniger einen reinen und trockenen Stall und gedeiht nur da, wo es dieſen hat, vorzüglich. Dieſe Viehzucht kommt bey der Aufgabe, daß das Land ſich ſein Schlachtvieh ſelbſt erziehen ſolle, gar ſehr in Betrachtung. Vielleicht findet man es dereinſt auch auf den

Karviner Gütern, und wenn dies der Fall ſeyn ſollte, ſo kann man ganz ſicher annehmen, daß man es dort in einer Vollkommenheit treffen werde, die wenig hinter dem von Kiſch-Jenä zurückſteht.

Sechſtes Kapitel.

Die mit der Oekonomie verbundenen techniſchen Gewerbe.

Nicht mit Unrecht ſagt man, der Landwirth ſoll nicht zugleich Kaufmann ſeyn wollen. Ob man dies auch ſo weit ausdehnen darf, daß man ſagt, er ſoll nicht Fabrikant ſeyn? Wollte man dies, ſo würde man es ohne Überlegung thun, denn es gibt einige techniſche Gewerbe, deren Betrieb mit der Landwirthſchaft verbunden, dieſe heben und tragen hilft. Es ſind die Brandweinbrennereyen und Bierbrauereyen; die Zuckerfabrication aus Runkelrüben und die Ölſchlägerey. Für alle drey liefert die Ökonomie den Rohſtoff und von allen dreyen erhält ſie die Abfälle zur Verwendung und Wiedererzeugung zurück. Ihre Anlage gehört daher nothwendig überall zum rationellen Betriebe, wo die Größe der Ökonomie ſie nur immer geſtattet. Bekannt iſt es freylich, daß dieſe Anlage nicht unbedeutende Capitalien erfordert; indeß tragen dieſe doch, wo man nicht Mißgriffe begeht, immer noch ihre guten Zinſen, und der daraus für die Ökonomie hervorgehende mittelbare Gewinn bleibt, mit wenigen Ausnahmen, immer noch eine ſehr werthvolle Zugabe. Bey der Großartigkeit der Ökonomieen, deren Beſchreibung ich als Leitfaden zu dieſem Werke gewählt habe, ſetzt man von ſelbſt voraus, daß dieſer induſtrielle Zweig nicht überſehen worden ſeyn wird. In der That werden die genannten techniſchen Gewerbe mit einer Energie und in einer Ausdehnung betrieben, wodurch ſie auch in dieſem Zweige als ein großartiges Beyſpiel und Muſter aufgeſtellt werden können. Würde man vor einem halben Jahrhundert prophe-

zeyt haben, daß es dereinſt Ökonomieen geben würde, in denen man die Brandweinbrennerey in einem ſolchen Maaßſtabe betreiben würde, wie gegenwärtig in den gräflich Lariſch'ſchen, ſo würde man als ein Träumer verſpottet worden ſeyn. Und noch mehr wäre dies ſicher der Fall geweſen, wenn man ſolches von der Bereitung von Zucker aus Runkelrüben vorausgeſagt hätte, von dieſem Zweige, der zu jener Zeit noch nicht gekannt war und nicht geahnt wurde. Auf dem Diſtricte von Suchau iſt der Centralpunct dieſes techniſchen Betriebes und wie eine große und reiche Colonie ſteht der Hof desſelben mit allen ſeinen Gebäuden da. Die Brandweinbrennereyen ſind zwar auf mehreren Diſtricten zerſtreut, und es weiſt die Tafel D. dieſelben nach. Aber die, durch eine Dampfmaſchine getriebene Ölſchlägerey iſt neben der Zuckerfabrik hier angelegt. Ein halber Tag genügt kaum für dieſen Hof allein, um alles Sehenswerthe in Augenſchein zu nehmen. — Wir wollen jedes der genannten drey techniſchen Gewerbe einzeln vornehmen und überall die geeigneten Bemerkungen einſtreuen.

I. Die Brandweinbrennereyen und die Bierbrauerey.

Ich füge letztere deshalb als Anhängſel an erſtere, weil ſie vorzüglich um dieſer Willen, um ihnen die erforderliche Bärme (Hefe) zu liefern, betrieben wird, und weil ihr Umfang, da nur eine einzige — auf dem Karviner Diſtricte — vorhanden, im Vergleich zu den großen und ausgedehnten Ökonomieen von ſo geringer Bedeutung iſt, daß von einem ſehr bemerkbaren Einfluß auf dieſelben keine Rede ſeyn kann. Anders aber iſt es mit den Brandweinbrennereyen, deren Betrieb ſo ausgedehnt iſt, daß ſie jährlich 25 — 30,000 Eimer Quitt (Spiritus zu 30 — 34 Gr. Beaumé = 75 — 80 Gr. Tralles) liefern und ſämtliche, eine ungeheure Quantität gewährenden, auf den Gütern erzeugten Kartoffeln verarbeiten. Sie bedienen ſich noch des alten Apparates von Piſtorius, an welchem ſie jedoch ſchon manche ſehr zweckmäßige eigene Verbeſſerung angebracht haben, und womit ſie zufrieden ſind, indem ſie, nach gemachten Vergleichen mit andern nach Dorn und Gall con-

ſtruirten Apparaten, finden, daß ſie an Menge und Güte des Productes nicht zurückſtehen. Der Capitalsumſatz iſt ungeheuer, und es beträgt allein die jährliche Maiſchſteuer weit über 100,000 fl. C. M., zehntauſend Reichsthaler, welche von der Brennerey in Sackrau an preußiſcher Maiſchſteuer gezahlt werden, nicht mit eingeſchloſſen. Graf Lariſch iſt auch ohne Frage derjenige Magnat des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, der die höchſte derartige Steuer zahlt. So wichtig dies jedoch auch ſeyn mag, ſo ſteht es nach meiner Anſicht immer noch bey weitem nicht gleich mit der Wichtigkeit, welche ſeine Güter für den Staat durch die Art ihrer Adminiſtration haben, und ich ſage gewiß weder eine Schmeicheley noch zu viel, wenn ich behaupte, daß, wenn auch in jedem Kreiſe des Kaiſerſtaates ein ſolcher Magnat wirkte, der ganze Staat davon einen ſichtbaren Gewinn haben müßte. —

Eine gute Unterſtützung hat die aus den Brandweinbrennereyen fließende Rente an den auf den Gütern in der Nähe von Karvin gewonnenen Steinkohlen, deren reiche Lager noch auf Jahrhunderte hinaus ausreichen werden. Sie haben überhaupt einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Ökonomie, indem man ſich ihrer auch, wie ich in dem Kapitel vom Ackerbaue geſagt habe, zum Brennen des vielen, als Dünger angewandten Kalkes bedient.

Die Demoraliſation des Volkes, welche der zu viele Genuß des Brandweins veranlaßt, hat bereits mehrere Staatsregierungen zu einer ſehr hohen Beſteuerung desſelben veranlaßt; ja es haben ſchon manche Philanthropen erklärt, ſie wollen ſofort ihre Brandweinbrennereyen ſtill ſtehen laſſen, oder auch niederreißen, wenn Andere desgleichen thun, um dem immer weiter um ſich greifenden Übel Einhalt zu thun. Alle bis jetzt getroffene Maaßregeln haben weder die Brennereyen beſchränkt, noch haben ſie dem Laſter der Trunkenheit Einhalt gethan. Die hohe Beſteuerung hat ſogar den entgegengeſetzten Erfolg gehabt, und ſie hat den Brandwein nur wohlfeiler gemacht, anſtatt ſeinen Preis zu erhöhen und damit ſeinen Verbrauch zu vermindern: denn ſie trug dazu bey, die Brennereyen immer mehr zu vervollkommnen, wodurch man denn immer

wohlfeiler producirt, und die hohe Steuer zahlen kann, ohne das Product theurer verkaufen zu müſſen. Man hat, weil alles ohne Wirkung blieb, ſogar ſchon die Frage aufgeworfen, ob der Staat die Brandweinbrennereyen nicht in der Art beſchränken ſollte, daß er ihnen nur ein gewiſſes Quantum zu fabriciren erlaubte, und beym Verkaufe desſelben eine beſtimmte Taxe feſtſetzte. Wäre eine derartige Maaßregel durchzuſetzen, ſo könnte ſie wohl am geeignetſten ſeyn, das Übel zu beſchränken. Durch die nicht zu niedrige Taxe würden alsdann auch die, ſo bisher Brennereyen betrieben, für den daraus gezogenen Gewinn entſchädigt, und es könnte von ihrer Seite keine Klage erhoben werden. Leicht wäre auch der Spiritus von den Gewerben, die ſie bedürfen, nach einer ſolchen Taxe zu bezahlen, da man ſeinen höhern Preis auf die Waaren ſchlagen würde. Die Brennereyen würden alsdann ein Gegenſtand einer Art von Privilegien, ähnlich den Apotheken. Das Quantum, was ihnen nur zu liefern geſtattet wäre, könnte eben ſo leicht überwacht werden, wie das, was ſie jetzt gewähren. Wir wollen den Gegenſtand dem Ermeſſen der Staatswirthe überlaſſen und darauf übergehen, welchen Einfluß die Brandweinbrennereyen auf die Ökonomie haben, der, wie wir bald ſehen werden, nicht unbedeutend iſt.

Der ausgedehnte Kartoffelbau in den großen Ökonomieen iſt meiſtentheils eine Folge derſelben. Denn wenn man ſie auch viel zu Viehfutter anbaut, ſo thut man ſolches doch da, wo man keine Brennerey hat, bey weitem nicht in der Ausdehnung, als wo man ſie für dieſe bedarf. Nun frägt es ſich, ob dieſer Anbau dem Landbaue im Allgemeinen erſprießlich ſey? Darauf kann man für alle Fälle nur bejahend antworten. Denn welche Bodenart auch immer ein Landgut haben mag, für alle Arten iſt der Kartoffelbau wohlthätig. Iſt es Sandboden, ſo iſt dieſe Frucht das einzige Mittel, viel Nahrungsſtoff für Menſchen und Vieh zu gewinnen, damit zugleich auch viel Dünger zu erzeugen, und die Ertragsfähigkeit des Bodens zu vermehren. Iſt es ein zum Verunkrauten geneigter Boden, ſo reinigt ihn keine Cultur beſſer, als der Anbau der Kartoffeln. Iſt er ſehr ſtreng und gebunden, dieſe Cultur löſt ihn und

ſchließt ihn auf. Und ſo mögen wir gehen ſo weit wir wollen, immer ſtoßen wir auf dieſelbe günſtige Löſung.

Bey der Brandweinbrennerey haben wir jedoch noch eine Frage zu beantworten, und das iſt die: Gibt die verfütterte Schlempe durch den dadurch erzeugten Dünger dem Acker auch ſo viel an Geile, oder an Pflanzen-Nahrungsſtoff zurück, als ihm die Kartoffeln entzogen haben? Dieſe Frage können wir erſt alsdann befriedigend beantworten, wenn wir uns über eine andere ſtrenge Rechenſchaft gegeben haben, und das iſt die: Wie ſtark iſt die Ausſaugung der Kartoffeln überhaupt? Ganz ins Klare werden wir, auch bey aller Mühe und Aufmerkſamkeit im Beobachten und Erforſchen, im Allgemeinen über die Ausſaugung keiner einzigen Frucht kommen, und alle Forſchungen und Beobachtungen können uns nur Annäherungen gewähren. Um die Wahrheit dieſes Satzes ins klare Licht zu ſtellen, darf man nur den einzigen Umſtand anführen, daß die Frucht, die vom Anfange, d. h. von ihrem Aufgange an bis zur Reife von der Witterung begünſtigt wird, notoriſch dem Boden, verhältnißmäßig zu ihrer erzeugten Maſſe, weniger entzieht, als eine unbegünſtigte und verkümmerte, weil ſie, wie ich im Kapitel vom Landbaue weitläufiger gezeigt habe, ſich vermöge ihrer geſündern und größern Blattorgane ungleich mehr Nahrungsſtoff aus der Atmoſphäre aneignet, als die verkümmerten. In dieſer Aneignung liegt ja auch die Erklärung für die bekannte geringere Ausſaugung aller ſogenannten Blattfrüchte. Wenden wir nun dies auf die Kartoffeln an, ſo kann die Ausſaugungskraft derſelben ſchon deßwegen nicht ungewöhnlich groß ſeyn, weil ihr Kraut viel Blätter und alſo auch viel Einſaugungsfähigkeit hat, und dasſelbe einen Theil deſſen, was die Knollen dem Boden entziehen, zurückgibt. Werden die letztern nun verfüttert, ſo kommen ſie in dem gewonnenen Viehdünger dem Acker wieder zu Gute, und er muß, vermöge des gleichfalls als Düngung zurückbleibenden Krautes, an Geile zunehmen, anſtatt ausgeſogen zu werden. Wo jedoch die Knollen zu Brandwein verwendet werden, da wird ihnen ein Theil ihres Nahrungsſtoffes entzogen, und es kann

in dieſem Falle, auch wenn er ſich aufs Günſtigſte ſtellt, der Acker wohl in ſeiner Kraft und in ſeinem Reichthume nicht zunehmen. — Bey einem ſtreng gebundenen Boden kommt jedoch noch eine andere Rückſicht ins Spiel. Wir haben in dem Kapitel vom Landbaue des Weiteren geſehen, wie die Ertragsfähigkeit des Bodens auf den Karviner Gütern durch die Cultur ungemein zunimmt, indem er meiſtentheils ſtreng gebunden iſt. Denn es wird den Pflanzen durch erhöhte Cultur erleichtert, ſich ihren Nahrungſtoff aus demſelben zu holen; dadurch vegetiren freudiger dieſelben, ihre Abſorptionsfähigkeit vermehrt ſich, und es tritt für ſie der eben aus einander geſetzte günſtige Fall der Aneignung aus der Atmoſphäre ein. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet hat der ſo ungemein ſtarke Anbau von behackten Früchten auf den Karviner Gütern eine beſondere Bedeutung, und es ſind daher für dieſelben auch die Brandweinbrennereyen von hohem Intereſſe. — Aber aus ganz gleichem Grunde ſind es auch nicht minder:

II. Die Zuckerfabriken.

Je mehr ein Land ſich mit ſeinen Bedürfniſſen unabhängig vom Auslande macht, um ſo glücklicher iſt es zu preiſen. Dieſer Satz iſt mit ganz wenigen Ausnahmen eine goldene Wahrheit. Daß Europa ſich dereinſt ſeinen Zucker werde ſelbſt erzeugen, gehörte noch vor einem halben Jahrhunderte ins Reich der Fabeln. Indeß iſt ja in dieſem Zeitraume ſchon ſo manches geſchehen, was man damals für ein Wunder gehalten haben würde. Ein Streben darnach, ſich den für jede Haushaltung faſt unentbehrlichen und ſo koſtbaren Zucker zu erſetzen, iſt ſchon lange nicht zu verkennen geweſen, und man hat Verſuche aller Art gemacht, um ihn herzuſtellen. Trauben und Obſt, auch manche Rübenarten hat man zu dem Ende verkocht, aber immer nur ein ſchlechtes Surrogat gewonnen. Der Runkelrübe (Betarübe, im Franzöſiſchen Betterave genannt) war es vorbehalten, endlich ein Product zu liefern, das dem aus Zuckerrohre vollkommen gleich iſt. Aber wie lange hat es auch mit dieſer gedauert! Welch' eine Menge Lehrgeld iſt gezahlt worden! Wie viele

Verſuche ſind verunglückt! Und welche Vorurtheile haben erſt müſſen beſiegt werden, ehe dieſes Product ſiegend auftrat und jeden Wettkampf mit dem Rohrzucker eingehen konnte! Zwey Umſtände haben den Eifer belebt und unterhalten, ſo daß man unermüdet bis ans Ziel vordringen konnte. Es war die Continentalſperre unter Napoleons Herrſchaft, und der Abſcheu vor der Negerſclaverey, an welche man unwillkührlich denken muß, wenn man indiſchen Zucker genießt. Aber auch der in Ausſicht ſtehende Gewinn ſpornte an, und er iſt am Ende die Haupttriebfeder geworden und geblieben.

Wir müſſen hier auf die Bekanntwerdung der Runkelrübe in Deutſchland, ſowie auf die erſten Verſuche, Zucker aus ihr zu gewinnen, zurückgehen.

Zuverläßigen Nachrichten zufolge wurde man in Niederſchleſien, auf den Gütern des Fürſten von Hatzfeld zuerſt, und zwar in den 70r Jahren des vorigen Jahrhunderts aufmerkſam auf ſie, und man rühmte ſie ſchon damals als eine, wegen ihres Zuckergehaltes, ſehr gute Futterpflanze. Als Abart der rothen Rübe baute man ſie auf gleiche Weiſe, wie dieſe, und da man ſie häufig mit ihr vermiſchte, ſo verbaſtardirte ſie und ſpielte in allen Farben Erſt in neuerer Zeit hat man die weiße Zuckerrübe abgeſondert angebaut und ſucht ſie möglichſt rein zu erhalten. Indeß tritt ihre damalige Vermiſchung immer noch hervor und es koſtet Mühe, ſie ohne alle Spielarten zu erbauen. Mit der Zeit wird ſie ſich jedoch immer mehr conſolidiren. — Achard war der Erſte, der Zucker aus ihr zu gewinnen ſuchte. Seine erſten Verſuche machte er bey Wohlau in Niederſchleſien. Bald darauf verband er ſich mit dem Freyherrn von Koppy auf Krain bey Strehlen in Schleſien. Indeß gelangte man zu keinen befriedigenden Reſultaten, denn das Product, welches man gewann, war nicht empfehlend und in Farbe und Geſchmack noch ſo wenig rein, daß man es nur als Seltenheit bewunderte, keinesweges aber für den allgemeinen Verbrauch geeignet hielt. Indeß fand die Sache ganz beſondern Anklang in Frankreich und es wurden dort faſt in allen Departementen Verſuche gemacht, wozu man von der Regierung aufgemuntert wurde. Dies

war im erſten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts. Einen nicht unbedeutenden Gewinn machten zur damaligen Zeit einige ſchleſiſche Landwirthe mit der Erzeugung von Runkelrüben-Saamen, wozu ſie Achard aufmunterte. Nach Frankreich wurden große Parthieen dieſes Saamens verlangt und mit guten Preiſen bezahlt. — Bald ſchien die Sache wieder ins Stocken kommen zu wollen, als plötzlich mehrere Rübenzucker-Fabriken in Frankreich auftauchten. Herrn von Domballe in Roville bey Nancy gebührt dabey ein vorzügliches Verdienſt. Jetzt fing die Sache an, Feld zu gewinnen, und es griff die Überzeugung Platz, daß man aus Runkelrüben einen Zucker gewinnen könne, welcher an Güte dem Rohrzucker völlig gleich iſt. Dies war im dritten Jahrzehend unſers Jahrhunderts. Zu uns zurück kam die in Schleſien zuerſt begonnene Fabrication, aber ſie kam in ſehr verbeſſerter Form zurück. Welchen Umfang ſie bereits gewonnen, das iſt bekannt, aber welch' theures Lehrgeld viele, die ſich auf dieſe Fabrication verlegten, gezahlt haben, das wiſſen ſie ſelbſt am beſten. Gegenwärtig hat ſie ſich faſt über den ganzen Continent von Europa verbreitet, und iſt noch immer fort im Zunehmen, ſo zwar, daß, wenn nicht etwa Bedrückungen durch allzuhohe Beſteuerung ſie niederhalten und hemmen ſollten, die Ausſicht vorhanden iſt, daß wir im Bedarf von Zucker völlig unabhängig von den indiſchen Colonieen werden können.

Auch in Suchau auf der Herrſchaft Karvin hat man ſchweres Lehrgeld gezahlt, bevor man auf den gegenwärtigen Standpunct gelangt iſt. Im Anfange laborirte man aufs Gerathewohl, las Schriften über Rübenzucker-Fabrication und verfuhr darnach, holte den Rath von Leuten ein, die in der Sache noch ſelbſt wenig Kenntniß und Übung hatten und arbeitete dann darauf los. Den Erfolg erräth ein Jeder, der mit der Sache nur ein wenig bekannt iſt. Berechnet man das Anlagecapital, ſowie die aus den erſten mißlungenen Verſuchen hervorgehenden Verluſte, ſo ſind bedeutende Summen zu verzinſen, was nur durch einen fortgeſetzten glücklichen weiteren Betrieb bewerkſtelligt werden kann. Hätte man alle die zu überwindenden Schwierigkeiten im Voraus gekannt, ſo wäre man wahrſcheinlich

vor dem Unternehmen zurück geſchreckt, und hätte einem Andern die Ehre gelaſſen, hierin in den Reihen der Erſten zu kämpfen. Doch iſt Graf Larisch nicht der Mann, der ſich von großartigen Unternehmungen durch die damit verbundenen Schwierigkeiten abhalten läßt. Seine Willenskraft ſucht vielmehr darin einen Sporn, mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln einzuſchreiten und dem Ziele unermüdet nachzuringen. Die Beweiſe hiervon liegen überall in ſeinen Ökonomieen, vorzugsweiſe aber in den beyden Rübenzucker-Fabriken in Suchau und Sackrau zu Tage. Gegenwärtig befinden ſich beyde im ſchwunghafteſten Betriebe, und insbeſondere kann man Suchau in den Rang der erſten Rübenzucker-Fabriken von Europa ſtellen. Ein neues, ſo eben aufgebautes Trockenhaus, ſowie ein Gebäude zur Erzeugung und Wiederbelebung des Spodiums nach Schutzenbach'ſcher Theorie vermehren die Ausdehnung dieſes Etabliſſements und machen es zugleich für Jeden, der es beſucht, in hohem Grade lehrreich. Mit welch einer Energie man hier alles durchführt, was man einmal als einträglich oder zur Vervollkommnung der ganzen Ökonomie als dienlich erachtet, davon gibt die Errichtung der geeigneten beyden Gebäude ein thatſächliches Zeugniß. Erſt im Frühjahre wurde über ihre Erbauung berathſchlagt und die verzögerte Ankunft eines von Herrn Schutzenbach geſandten Mechanikers zog die Sache ſo in die Länge, daß man wohl an jedem andern Orte den Bau bis aufs nächſte Jahr verſchoben haben würde. Das that man aber hier nicht; ſondern ging, ſobald nur der Plan entworfen war, alsbald an deſſen Ausführung. Sogleich wurde ans Forſtamt die Ordre zur Schlagung des benöthigten Bauholzes geſtellt; es wurden Ziegelbrenner angeworben, Maurer und Zimmerleute in Contract genommen, und ſofort entfaltete ſich ein Leben und eine Thätigkeit, die man nicht genug bewundern konnte. Trotz dem ungünſtigen Wetter währte es dennoch nicht lange, ſo dampften zwey Ziegelöfen, eine Maſſe von Menſchen grub den Grund und hinter ihnen her legten ihn die Maurer ſchon. In Zeit von 2½ Monate ſtand das Trockenhaus unter Dach, ein Gebäude von mehr als dreyßig Klafter Länge und vier Klafter Tiefe. —

Wo die bewegende Kraft des Geldes angelegt werden kann, da geht freylich alles raſch, aber wie hier möchte man es dennoch an wenig Orten finden, wo faſt Wunder geleiſtet werden. Das Haus iſt von der Ausdehnung, daß der Mechaniker verſichert, in einem Tage tauſend Centner Rüben abtrocknen zu können. Man würde alſo, wenn man auch ſämtliche auf den Diſtricten, deren Centrum Karvin iſt, erbauten Rüben in demſelben abtrocknen müßte, keine vier Monate Zeit bedürfen, da das Quantum ohngefähr 100,000 Ct. und in der Folge vielleicht 120,000 Ct. betragen dürfte. Es ſoll jedoch, wenn der Erfolg bey dieſem der Erwartung entſpricht, noch ein zweytes in Deutſch-Leuten, und ſodann auch eines in Sackrau erbaut werden, und man würde daher in zwey Monaten alle erbauten Rüben eines Jahrgangs abtrocknen können. Die Direction baut jedoch auf dieſe Trockenhäuſer noch eine andere Hoffnung, und das iſt die, in denſelben nebenbey auch die ungeheure Menge der Blätter von den Rüben abtrocknen und ſodann als Futter benutzen zu können. Wenn man ſieht, daß dieſelben, die doch ein ſo koſtbares Futter ſind, völlig unbenutzt bleiben und als Dünger untergepflügt werden, ſo kann man den darin liegenden Verluſt nicht genug bedauern und es würden die Zinſen des zwar ſehr beträchtlichen Capitals, das die Trockenhäuſer koſten, durch das gewonnene Futter zum Theil gedeckt werden.

Wie beträchtlich die Maſſe dieſes Futters ſey, ergibt ſich alsbald, wenn wir die mit Rüben bebauten Flächen in Rechnung nehmen. — Sie betragen nach Tafel A. 426 Joch, ſollen aber noch vermehrt werden. Bleiben wir jedoch einſtweilen bey dieſer Zahl ſtehen, und rechnen wir vom Joch nur 20 Ct. abgetrocknete Blätter, was bey dem gewöhnlichen Stande der Rüben ein ſehr mäßiges Quantum iſt, ſo gewänne man alsdann 8520 Ct. vortreffliches Futter. Die zur Abtrocknung verbrauchten Steinkohlen können, da man nur die geringern Sorten zum eigenen Gebrauch verwendet, nicht hoch in Anſchlag kommen, und würden mit dem zehnten Theile des Werthes des gewonnenen Futters ausgeglichen ſeyn, ſo daß immer noch achte halb tauſend Centner als Gewinn zu betrachten wären,

welcher, gering angeſchlagen, wenigſtens den Werth von 4000 fl. C. M. hat.

Durch das Trocknen der Rüben und das nachherige Mahlen zu Mehle wird man in Stand geſetzt ſeyn, das ganze Jahr hindurch ununterbrochen zu arbeiten; auch hofft man durch dieſe Methode an Menge des Zuckers zu gewinnen, indem man erwartet, allen in der Rübe befindlichen kryſtalliſirbaren Zucker bey dieſer Methode ausſcheiden zu können. Es iſt ſonach Ausſicht vorhanden, daß die beyden Zuckerfabriken in Suchau und Sackrau jährlich 6 — 8000 Ct. raffinirten Zucker liefern werden. Nehmen wir den Centner nur zu 45 fl. C. M. an, ſo wird in dieſem einzigen techniſchen Zweige ein Capital von 270,000 — 360,000 fl. C. M. in Umlauf geſetzt. Schlägt man dazu das in den Brandweinbrennereyen curſirende hinzu, welches bey 25000 Eimer Spiritus à 10 fl. C. M. 250,000 fl. C. M. beträgt; ſo erſtaunt man über die Größe der Summen, und bekommt die immer höher ſteigende Meinung von den hieſigen Ökonomieen und ihrem Betriebe. Bey dem Aufbaue eines zweyten Trockenhauſes in dem der Suchauer Zuckerfabrik zugewieſenen Diſtricte waltet außer der Abſicht, mit dem Trocknen der Rüben ſchneller zu Stande zu kommen, auch die ob, daß der Transport zur Fabrik dadurch erleichtert werden ſoll. Frägt man nach der Einträglichkeit dieſer Fabriken, ſo iſt eine beſtimmte und völlig genügende Antwort darauf um ſo weniger zu ertheilen, als dieſelben noch, ſo zu ſagen, in der Anlage, und wenn auch dies nicht gerade, doch erſt in ihrem erſten Aufſchwunge ſind, wo es von ſelbſt einleuchtet, daß die bisherigen Erfolge noch denen nicht gleich ſeyn konnten, wie man ſich mit vollem Grunde von der Zukunft verſprechen darf. Überdies greifen ſie in ſo viele andere Zweige der Ökonomie ein, daß bey einer Berechnung des Reinertrages darauf auch ganz beſonders Rückſicht genommen werden muß. Vor allen Dingen ſollen ſie einen Erſatz gewähren für den immer mehr ſchwindenden Ertrag der Brandweinbrennereyen, und der Anbau der Rüben greift aufs wohlthätigſte in die Agricultur ein. Wer alle dieſe Nebenrückſichten außer Acht laſſen und nur ſtreng nach Einnahme und Aus-

gabe bey den Zuckerfabriken fragen wollte, der würde freylich nicht befriedigt seyn, und sie für keinen einträglichen Zweig der Ökonomie halten wollen.

Was die Abfälle bey diesen Fabriken betrifft, so sind sie geringer, als bey den Brandweinbrennereyen; es gewinnt daher bey ihnen der Acker an Dünger noch weniger, als bey diesen. Wenn man jedoch die Blätter der Rüben als gutes Futter benutzen könnte, wozu, wie eben angegeben, Aussicht vorhanden, so stellte sich die Sache für die Ökonomie schon wieder günstiger. Den Hauptgewinn aber macht sie, wie schon bemerkt, in der guten Ackerbestellung und in den darauf folgenden Früchten, deren Gerathen ziemlich gesichert ist.

Man baut die Rüben nicht überall in frisch gedüngtes Land, und wo man Äcker hat, die besonders reich an Humus sind, da läßt man sie mehrere Jahre hinter einander sich folgen und düngt immer erst im andern Jahre. Als einigen Ersatz wendet man mitunter in dem Zwischenjahre das Rübenmark, welches bey der Maceration zurück bleibt, an. Es gewährt dies aber nur einen Schatten von Düngung und seine Wirkung ist äußerst gering. Daß der Zuckergehalt bey verschiedener Düngungsart sehr variire, davon hat man hier keine überzeugenden Beweise finden können.

Wie ich schon in dem Kapitel vom Ackerbaue mitgetheilt habe, so werden die Rüben gedrillt, folglich an dem Standorte gelassen, wohin der Saame gesteckt worden. Nur im äußersten Nothfalle verpflanzt man sie, wie unter andern im laufenden Jahre 1840, wo großes Wasser mehrere Rübenfelder überschwemmt, und die Rüben vernichtet hatte, wo man also durch Nachpflanzen helfen mußte. Niemals werden die verpflanzten Rüben so gut, wie die, welche man auf ihrem ersten Standorte läßt. Denn während diese glatt und kernig, wie ein regelmäßig geschnitzter Keil werden, bekommen jene eine Menge von Wurzeln und Schwänzen, die dem Kerne der Rübe den Saft entziehen, und sie weniger zuckerreich werden lassen. Überdies erfordern diese erst eine Menge Arbeit, weil man sie beputzen und beschneiden muß. Vergleicht man alsdann, wenn sie ge-

putzt ſind, das gegebene Quantum dem Gewichte nach, ſo ergibt ſich, daß jene unverpflanzten bey weitem mehr gewähren.

Man hat die Frage öffentlich aufgeworfen, ob Runkelrüben mehrere Jahre nach einander auf demſelben Acker gebaut werden können, und welcher Aufwand von Bodenkraft dazu erforderlich ſey? — Obgleich ich es gar nicht in Zweifel ſtellen will, daß man, bey beſonderer Sorgfalt, ſtarker Düngung und guter Cultur, mehrere Jahre hinter einander von demſelben Felde recht gute und ſogar auch viele Rüben gewinnen kann; ſo erkläre ich mich doch, als ſtrenger Anhänger des Fruchtwechſels, geradezu dagegen, und würde dieſe Verfahrungsart überall nur da gelten laſſen, wo man keinen andern Ausweg hat, das für die vorhandene Fabrik erforderliche Quantum an Rüben aufzubringen. Was ich oben im Kapitel vom Ackerbaue geſagt habe, und was ſich auf genaue Beobachtungen ſcharfſinniger Phyſiologen gründet: daß nämlich jedes Gewächs und jede Pflanze gewiſſe Ausſchwitzungen aus ſeinen Wurzelfaſern abſondert, welche andern Pflanzen als Nahrungsſtoff, ihnen ſelbſt aber eher zur Verhinderung der Vegetation dienen, das bringe ich hier aufs neue zur Anwendung. Baue ich nun eine Frucht mehrere Jahre nach einander auf einen und denſelben Acker, ſo häufen ſich dieſe Ausſchwitzungen dermaßen in ihm an, daß ſie zuletzt zum Krankheitsſtoffe für ſie werden, und ſie, trotz Cultur und Düngung, verkümmern laſſen. Die Erfahrung beſtättigt auch dieſe Theorie vollkommen, wie unter andern die Thatſache beweiſt, daß man auf abgetriebenen Waldſtrecken, wo ſeit Jahrhunderten immer einerley Holzart geſtanden hat, dieſelbe, wenn man ſie aufs neue anpflanzt, mit aller Mühe nicht fortbringt. — Man wird mir in Beziehung auf die Runkelrüben und wohl auch auf manche andere Früchte den Einwand machen, es ſey ja erwieſen, daß man dieſelben zuweilen eine Reihe von Jahren ununterbrochen auf demſelben Acker wachſen und gut gedeihen ſehe. Ich kenne ſelbſt dergleichen Beyſpiele, ändere deshalb aber meine Meinung nicht um ein Jota. Die gedachten Fälle ſind nur Ausnahmen von der Regel, ſtoßen alſo dieſe nicht um. Aber auch für dieſe Ausnahmen gibt es eine Erklärung. Wenn in einer Bo-

denart ein Übermaß von Pflanzennahrungsſtoff vorhanden iſt, und ſich dieſer in einer Miſchung von andern Potenzen befindet, wie ſie gerade der einen Pflanze ganz beſonders zuſagt, ſo wird dieſe Pflanze wiederholt auf derſelben gedeihen, und man wird ihr die ſchädlichen Einflüſſe ihrer eigenen Ausſchwitzung deshalb weniger anſehen: weil ſie einmal, vermöge ihres guten, durch obige Vorausſetzung bedingten Gedeihens, ſich in voller Kraft befindet, das ihr Schädliche abzuſtoßen oder in der Maſſe der in ihr circulirenden guten Säfte unſchädlich zu machen; zum zweyten aber auch: weil in dem Übermaaße von gutem, für ſie ganz beſonders geeignetem Nahrungsſtoffe, jene Ausſchwitzungen ſich verlieren und gar nicht ſehr auf die betreffende Pflanze einwirken können. Hiebey darf man nur auf die thieriſchen Körper hinweiſen, denen ja, wenn ſie bey beſonderer Kraft und normal genährt ſind, auch alle nachtheiligen Einflüſſe viel weniger anhaben, als denen, welche dürftig genährt und ſchwächlich ſind.

Dieſe Theorie als richtig angenommen, kann die oben geſtellte Frage nur ſo beantwortet werden: daß man wohl Rüben mehrere Male hinter einander auf einen und denſelben Acker bringen könne, daß man aber nur alsdann auf ihr Gerathen hoffen darf, wenn man dieſen Acker in vorzügliche Kraft und übergroßen Reichthum verſetzt. Der Ausſpruch aber, daß man ſolches nur da thun ſolle, wo kein anderer Ausweg übrig iſt, bleibt dennoch feſt, und wird auch hier dadurch gerechtfertigt, daß man eine gewiſſe Verſchwendung des Düngerſtoffes anwenden muß, um von dem fraglichen Verfahren einen ſichern Erfolg zu haben.

Daß auf ſämtlichen Diſtricten der gräflich Lariſch'ſchen Güter man bey dem Rübenbaue zeither günſtige Reſultate gehabt, das habe ich bereits weiter vorn ſchon angegeben. Indeß baut man nicht auf allen dieſelben, wie auf Tafel A. erſichtlich, und das aus dem Grunde, weil von vielen die Entfernung der Zuckerfabrik zu groß iſt, mithin die Abfuhr der Rüben dahin zu ſchwierig wäre. So z. B. haben bis jetzt die drey großen Diſtricte von Deutſch-Leuten, Reichwaldau und Nerad noch keine erzeugt. Wenn aber

an erſterem Orte ein Trockenhaus erbaut ſeyn wird, ſo ſoll alsbald der Rübenbau auf allen dreyen im Verhältniß zu ihren Flächen eingeführt werden, und ſie können deren leicht ſo viel produciren, wie z. B. gegenwärtig die Herrſchaft Sackrau für ſeine Zuckerfabrik gewinnt. Die vier Diſtricte Kuntſchitz, Schönſtein, Svietlau und Bluſchzau ſind von dieſem Anbaue auch lediglich deshalb ausgeſchloſſen, und dürften es wohl auch für die Folge bleiben, weil ſie ebenfalls zu entfernt von den Zuckerfabriken liegen, und weil der Aufwand doch allzugroß werden würde, wenn überall Trockenhäuſer erbaut werden ſollten. Denn was die Fähigkeit ihres Bodens für die Rüben betrifft, ſo beſitzen beſonders Kuntſchitz und Schönſtein ſie in einem ſo hohen Grade, wie nur irgend einer der Diſtricte, wo man ſie jetzt anbaut.

Ich komme nunmehr auf einen ſehr wichtigen Gegenſtand, und das iſt die Beſteuerung des Rübenzuckers. Es iſt bekannt, welche Aufregung dieſelbe in Frankreich hervorbrachte, als ſie zur Sprache kam. Betrachtet man die Sache für ſich allein, ſo erſcheint die Beſteuerung jedes ländlichen Induſtriezweiges hart, ſobald derſelbe geeignet iſt, auf den ganzen Landbau wohlthätig einzuwirken, und nur ſehr wichtige Gründe können eine ſolche rechtfertigen. In Frankreich hatte man bey der Beſteuerung des Rübenzuckers ſeine Colonieen im Auge, und man wollte dieſe, die dem Staate und der Nation vieles eintragen, nicht verkürzen, wenn man ihnen einen Induſtriezweig, wie die Zuckererzeugung iſt, entzöge. Aber ſelbſt da hätte man die Sache, wie jedes Fabrik- und Commerz-Geſchäft, der Concurrenz und dem gegenſeitigen Überbieten überlaſſen können, wobey erfahrungsmäßig das große Publicum immer gewinnt. Wenn jedoch die franzöſiſche Regierung eine Beſteuerung des Rübenzuckers zu Gunſten ſeiner Colonieen als gut und ſtaatsklug fand, ſo findet derſelbe Fall doch für keine deutſche Regierung ſtatt, indem keine derſelben Colonieen beſitzt, zu deren Gunſten ſie eine Beſteuerung des Rübenzuckers für gut und weiſe finden könnte. Geſchieht aber ſolches dennoch, ſo müſſen Gründe obwalten, die dem Uneingeweihten verborgen ſind. Preußen hat bereits den Anfang mit einer

derartigen Beſteuerung gemacht. Einzelne Gründe dafür ſind zwar ſchon von Feuilletoniſten veröffentlicht worden, und einer der triftigſten davon ſcheint der befürchtete Ausfall in der Staatseinnahme zu ſeyn, wenn in der Folge ein großer Theil des vom Auslande eingehenden und hoch beſteuerten Zuckers in den eigenen Fabriken erzeugt werden ſollte. Wir unſrerſeits halten dieſe Furcht für vorzeitig, ſind auch vielmehr geneigt, die fragliche Beſteuerung mehr für eine gegen Holland geübte Gunſt zu betrachten, um dasſelbe an dem großen deutſchen Zollverbande feſt zu halten. In Öſterreich verlautet von einer ſolchen Beſteuerung noch nichts, und es iſt wohl ziemlich ſicher anzunehmen, daß dieſer Staat, welcher die Ackerbau-Intereſſen von jeher als die erſten betrachtet und wahrgenommen hat, es noch lange anſtehen laſſen wird, ehe er dieſelbe einführt.

Vorläufig iſt die fragliche Beſteuerung freylich noch gering, man fürchtet jedoch da, wo nur erſt ein Anfang gemacht worden, auch in Kurzem einen Fortgang. Iſt die Furcht gegründet, ſo iſt nur zu wünſchen, es möge mit den Zuckerfabriken, wie mit den Brandweinbrennereyen gehen, d. h. es möge die Beſteuerung ſie zu immer weiterer Vervollkommnung treiben und ſie dadurch, trotz einer hohen Abgabe, dennoch einträglich erhalten.

III. Die Ölſchlägerey.

Wie ausgedehnt man auf den beſchriebenen Gütern den Repsbau betreibe, das habe ich ſchon angeführt, iſt auch auf Tafel A. in Zahlen dargelegt. Wie die Kartoffeln und die Rüben, ſo iſt auch der Reps bey den hieſigen Verhältniſſen und bey der Art und Weiſe, wie man ihn cultivirt, als eine Culturfrucht, d. h. als eine ſolche zu betrachten, vermittelſt deren man den widerſpenſtigen Boden bändigt und die Unkräuter vertilgt. Inſofern muß man ihm auch eben ſo gut, wie jenen behackten Früchten, für die durch ihn bewirkte Cultur etwas zu Gute ſchreiben. Er geräth jedoch gewöhnlich ſo gut, daß er ſich ſchon durch ſich ſelbſt auszahlt und eines Gutſchreibens gar nicht einmal bedarf. Zeither hat das Öl immer einen ſo lohnenden Preis gehabt, daß auch der Reps gut bezahlt wurde. Da man

nun immer einen ziemlich hohen Ertrag hat, ſo wirft er eine gute Bodenernte ab.

Es iſt aber die Frage, ob ſich dieſe Frucht in ihrem Reinertrage höher ſtelle, wenn man ſie durch Anlage einer Ölſchlägerey ſelbſt verarbeitet, oder ob man mehr gewinne, wenn man ſie verkauft? Es gibt Leute, die unbedingt für Letzteres ſind, und ſie würden nicht Unrecht haben, zumal ſie mit Zahlen beweiſen, daß man beym Verkaufe der Frucht eben ſo hoch, ja faſt noch höher herauskommt, als bey der Verarbeitung zu Öle, wenn nicht jede Sache zwey Seiten hätte, und wenn man nicht die mit der Ökonomie verbundenen techniſchen Gewerbe immer, wenn man conſequent urtheilen will, in ihren Rückwirkungen auf die Ökonomie betrachten müßte. Denn unterläßt man dies, ſo werfen die wenigſten eine lohnende Rente ab, ja ſie ſtehen zuweilen ſogar im Nachtheile. Auch bey der Ölſchlägerey müſſen wir auf das ſehen, was ſie der Ökonomie zurück gibt. Die Repskuchen ſind es, die nicht allein ein nahrhaftes, ſondern auch ein ſehr geſundes Futter für alle Viehgattungen ſind. Zunächſt wird ein großer Theil derſelben den Schafen verabreicht. Man macht dieſer Fütterung die Ausſtellung, daß bey ihr ſich die Wolle allzuſehr mit Fette belade, ſo daß ſie z. B. bey Schafen mit klebrigem Fette bey der Wäſche kaum rein zu bringen ſey. Die Sache iſt allerdings nicht ohne Grund, aber die Beſorgniß tritt nur dann ein, wenn man die Ölkuchen im Übermaaße füttert. In kleinen Gaben und mit anderm Futter — Spreu und Häckſel — vermiſcht, hat man eine ſolche Fettüberladung nicht zu fürchten. Indeß wäſcht ſich die Wolle, auch wenn eine ſolche ſtatt findet, dennoch blütenweiß, wenn man nur das zur Wäſche zu verwendende Waſſer erwärmt, was bekanntlich auf den Karviner Gütern geſchieht. Daß aber die Ölkuchen ein ſehr geſundes Futter für die Schafe ſind, das würde man ſchon in der Theorie annehmen, wenn es auch die Erfahrung nicht ſo augenſcheinlich beſtätigte. Selbſt ſchon ein wenig faul gehütete, bey denen die Kacherie bereits in der Entwickelung iſt, kann man damit curiren, und es bekommt dieſes Futter dadurch noch einen relativen Werth. Daß die

Wolle aber durch sie, wenn auch mit Fette überladen, doch keineswegs verschlechtert wird, darüber hat ebenfalls Theorie und Erfahrung schon den Ausspruch gethan. Die Haut der Thiere wird durch die Ölkuchen geschmeidig erhalten, und bekanntlich macht alles, was dieses bewirkt, auch die Wolle sanft, und erhält sie in gutem und gleichmäßigem Wachsthume.

Aber auch für das Rindvieh sind die Ölkuchen ein gedeihliches und sehr nahrhaftes Futter, und es ist insbesondere auch für Mastvieh anzuwenden. Nur macht man ihm in diesem letzten Falle die Ausstellung, daß das Fleisch desselben davon einen thranigen Geschmack annehme. Diesen Übelstand aber kann man dadurch verhüten, daß man dieses Futter einen Monat vor dem Schlachten aussetzt, und in dieser Zeit ein anderes reicht. Alsdann verliert sich der Thrangeschmack gänzlich, und man kann bis zu dieser Zeit die Ölkuchen unbedenklich füttern.

Man verarbeitet in der Ölschlägerey zu Suchau täglich 60 Wiener Metzen (= 64 preuß. Scheffel) Reps, und gewinnt davon nahe an zehn Centner Öl. Eine Dampfmaschine von achtzehn Pferdekraft setzt sie in Bewegung und gegen dreyßig Menschen sind dabey beschäftigt. Da nun neben dem Gebäude, worin sie betrieben wird, auch die Zuckerfabrik ist, in welcher noch mehr Leute angestellt sind, so kann man sich denken, welch' ein Menschengewühl hier statt findet. Alle aber haben hinlänglichen Erwerb, so daß sie, bey einiger Sparsamkeit, etwas zurück legen können. Mit einem Worte, wohin nur immer die hiesige großartige Ökonomie mit ihren vielen und langen Armen reicht, da ist auch für die Subsistenz der Menschen, die sie berühren, gesorgt.

Auf Tafel A. ist der für die Ölschlägerey zu Suchau erforderliche Reps mit 18,000 Metzen angegeben, welches Quantum sie auf 300 Tage, d. i. aufs ganze Jahr versorgt, wenn wir die Sonn- und Feyertage abrechnen. Davon werden, nach dem angegebenen Satze, ohngefähr 3000 Ct. Öl gewonnen, die, zum Preise von 40 fl. C. M. angenommen, wiederum ein Capital von 120,000 fl. C. M. in Umlauf setzen. Man mag also hinblicken und nachrechnen,

wo man will, überall ſtößt man auf ein Leben und einen Umſchwung, die ſtaunen machen, überall gewinnt man die Überzeugung, daß die hieſige Ökonomie als ein großartiges Muſter für die deutſche Landwirthſchaft mit vollem Rechte aufgeſtellt werden darf.

Andere, als die hier genannten techniſchen Gewerbe, werden auf den hieſigen Ökonomieen nicht betrieben; auch ſind es dieſe vorzüglich, welche in den Betrieb derſelben eingreifen. Man kann allenfalls die Ziegelbrennereyen noch nennen, die man aber hier nur zum eigenen Bedarf ausübt. Inſofern greifen ſie freylich günſtig in die Ökonomie ein, als ſie das Baumaterial, deſſen man hier ſoviel bedarf, wohlfeil liefern, wozu noch die auf den Gütern gewonnenen Steinkohlen das Ihrige beytragen.

Wir werden im nächſtfolgenden Kapitel Gelegenheit haben, zu beurtheilen, ob es zweckmäßig ſey, die genannten techniſchen Gewerbe ſo ausgedehnt und mit ſolcher Energie zu betreiben. Inwiefern ſie aber die darin angelegten Capitale verzinſen und ihren Betrieb lohnen, davon ſind ſchon einzelne Data angegeben. Nur eine oberflächliche Überſicht will ich hier noch in wenigen Worten und Zahlen geben.

Nach einem der Wirklichkeit ziemlich nahe kommenden Pauſchquantum dürfte in den Gebäuden und ſämtlichen zum Betriebe der gedachten Gewerbe erforderlichen Utenſilien die Summe von ohngefähr 800,000 fl. C. M. ſtecken. Die Zinſen, wozu wir die Abnützung der Gegenſtände zu ſchlagen haben, müſſen wir mit 8 pCt. berechnen, was jährlich 64,000 fl. C. M. austrägt. In den gedachten Gewerben werden, nach den gemachten Angaben, gegen 700,000 fl. C. M. jährlich umgetrieben, wornach denn auf Arbeit und auf die von der Ökonomie gelieferten Producte eine Summe von mehr als 600,000 fl. C. M. übrig bleibt. — Ich ſtelle dieſe Zahlen hier blos auf, um darauf hinzuweiſen, welchen Umſchwung der Umſatz ſolcher Summen dem Verkehre der ganzen Gegend geben muß. Wen es intereſſirt, ſich hierüber des mehreren zu unterrichten, dem wird die liberale Direction gewiß mit aller Zuvorkommenheit die Mittel dazu gewähren.

Siebentes Kapitel.

Von der Verwerthung der Erzeugniſſe.

Es iſt für jedes Gewerbe, folglich auch für die Landwirthſchaft, eine Hauptaufgabe, das, was es erzeugt, auch ſicher und gut zu verwerthen, denn davon allein hängt die Einträglichkeit desſelben ab. Was würde es nützen, immerfort zu erzeugen, wenn man für das Erzeugte keinen Abſatz hätte? Wornach Begehr iſt, darnach muß ſich das Gewerbe richten, und es ſtellt ſich ihm, wenn es denſelben kennt, nur die Aufgabe, auch den Preis halten zu können, wofür das Erzeugniß begehrt und von andern Seiten angeboten wird. Märkte ſind ein Vehikel zum Abſatze, und jemehr ſie von Begehrenden beſucht werden, deſto lebhafter ſind dieſelben. In vielen Gegenden und Ländern fehlt es für die Erzeugniſſe der Landwirthſchaft an Abſatz — wir dürfen nur an Ungarn denken — und man muß ſich mit ihnen ſo einrichten, daß man ſie entweder in veränderter Form zu Markte bringt, oder nur ſolche hervorbringt, nach denen Begehr iſt. Die veränderte Form geben ihnen die techniſchen Gewerbe, und mit der Veränderung der Form wird auch zugleich ihr Volumen und Gewicht verändert und resp. vermindert, was ihren Transport erleichtert und das Aufſuchen entfernterer Märkte möglich macht. Auch durch die Verwandlung vegetabiliſcher Producte in animaliſche erreicht man vielfach denſelben Zweck, und Sache der Einſicht und Überlegung des Landwirthes bleibt es, zu wählen und zu beſtimmen, auf welche Art er eine ſolche Umwandlung vornehmen wolle. Es gehört alſo dieſer Gegenſtand vor allen andern in die rationelle Landwirthſchaft.

In den Karviner Ökonomieen erbaut man, wie Tafel A. nachweiſt, ein ſehr bedeutendes Quantum von Getreide. Jederzeit ſteht dasſelbe an der Spitze der erzeugten Producte und man muß dafür, wenn die Ökonomie anders rentiren ſoll, allezeit einen Markt haben, um es ſo verwerthen zu können, daß neben der Deckung

ſeiner Erzeugungskoſten auch noch ein Gewinn für den Landwirth übrig bleibe. Wo haben aber die fraglichen Ökonomieen ihren Markt? Teſchen würde einen bieten, wenn man ſein bedürfte. Für ſie iſt der beſte Markt bey ihren techniſchen Gewerben, wozu noch eine Menge Deputatiſten von allen Zweigen, welche auf den Gütern leben, treten. Denn nicht allein eine große Zahl in der Ökonomie angeſtellter Beamten und Arbeiter, ſondern auch eine Menge dergleichen Perſonale, welches bey den Kohlengruben, der Glashütte u. ſ. w., beſchäftigt iſt, erhält ſein Deputat von der Ökonomie. Die Brandweinbrennereyen ſamt der mit ihnen verbundenen Bierbrauerey conſumiren allen Roggen und Gerſte, ſo auch einen Theil des übrig bleibenden Weitzens und Hafers. An dieſe liefern die Diſtricte alles ab, was ſie von dieſen Kornarten über den eigenen Bedarf haben, und es werden ihnen dafür die Marktpreiſe von Teſchen berechnet. Daß ſie dies auch mit den Kartoffeln thun, davon war ſchon einmal die Rede. — Wir wollen nun die Frage aufwerfen, die ſich ein jeder Landwirth ſtellen muß: wie theuer kommt das erzeugte Getreide zu ſtehen, und kann es auch allezeit auf dem Markte für den Selbſtkoſtenpreis verwerthet werden? — Die Frage iſt ſchwerer zu beantworten, als man glaubt, weil eine Menge von Prämiſſen zu beſeitigen ſind, aus denen erſt ein Concluſum gezogen werden kann. Auf den gräflich Lariſch'ſchen Gütern iſt den Beamten ein Schema geſtellt, wornach ſie wenigſtens die Arbeitskoſten, die auf das erzeugte Getreide fallen, ausmitteln. Auf Tafel G. iſt ein Nachweis enthalten, wieviel Arbeit nach Geldwerthe auf ein Joch gethan iſt, und wieviel die Repartition auf die erbauten Früchte für einen Metzen ausweiſt, d. h. wie theuer ein jeder Metzen Frucht auf den verſchiedenen Diſtricten an Arbeitslohne zu ſtehen kommt. Daraus aber ergibt ſich, daß in vielen Fällen, bey einer ſehr hohen Summe von Arbeitslohne, dennoch die Frucht ungleich wohlfeiler kommt, als bey einer geringeren, daß alſo in der verwendeten größern Arbeitskraft anſtatt einer Verſchwendung vielmehr eine Sparſamkeit oder beſſer ein hoher Gewinn liegt. Es iſt freylich der aufgewendete Arbeitslohn nur ein Factor bey den auszumittelnden

Erzeugungskosten der Früchte, aber er ist ein sehr wichtiger und er belehrt den Landwirth recht augenscheinlich, wieviel auf gute Cultur ankomme, und daß man, je besser sie ist, auch desto wohlfeiler erzeuge.

Um die ganzen Erzeugungskosten auszumitteln, müssen die Zinsen vom Werthe des Bodens, worauf das Getreide wächst, ferner der auf denselben fallende Theil der Verwaltungskosten, der Grundsteuer und sonstigen Abgaben noch zu den Arbeitskosten zugeschlagen werden. Auf den Karviner Gütern würde sich bey der eingeführten Ordnung, nach welcher jeder Beamte von seinem Districte eine gewisse Quote aufzubringen hat, leicht der Kostenpreis der Früchte dadurch ergänzen lassen, daß man diese Quote auf die ganze Area repartirte, und ausmittelte, wieviel auf ein Joch kommt, was alsdann zum Arbeitspreise von demselben geschlagen und auf das Quantum der gewonnenen Früchte vertheilt würde. Außer Acht dürfte dabey freylich nicht gelassen werden, daß es dabey auch noch gar sehr sowohl auf die natürliche Güte eines jeden Ackers, als auf seinen Cultur- und Düngungszustand ankomme. Aus alle diesem sieht man, wie schwer es überhaupt sey, den Kostenpreis von jedem gewonnenen Producte genau auszumitteln, und daß man bey aller Mühe und Sorgfalt diese Ausmittelung immer nur annähernd zu Stande bringen könne. Und doch ist sie unumgänglich nothwendig, wenn man seine Ökonomie verständig führen und nicht wie im Finstern tappen und es dem Zufall überlassen will, ob man gerade die Erzeugnisse treffen werde, welche am einträglichsten sind.

Nach dem Getreide nenne ich den Reps. Auch diesen setzen die Ökonomieen der Districte an die technischen Gewerbe, und zwar an die Ölschlägerey von Suchau ab. Der currente Preis wird dabey zur Norm genommen und wird ihnen conferirt. Jedenfalls haben sie da einen sichern Abnehmer, und wenn selbst für die Districte, welche zuweilen anderwärts vielleicht einen etwas höhern Preis erreichen könnten, eine Art von nachtheiligem Zwange darin liegen sollte, daß sie den Reps nicht nach Belieben verkaufen dürfen, so müssen sie auch bey ungünstiger Conjunctur den Vortheil

dagegen rechnen, daß ſie einen geſicherten Abnehmer haben. Noch überbietet die Erzeugung den Verbrauch nicht, wie ich in dem Abſchnitte von der Ölſchlägerey nachgewieſen habe, und wenn die entfernteren Diſtricte ihr Product an Fremde verkaufen wollten, ſo würde ſich die Ölſchlägerey von anderwärts her verſorgen müſſen.

Bey einer genauen Berechnung der Erzeugungskoſten des Repſes kommt man gewöhnlich zu dem Reſultate, daß ſie ſo ziemlich gleich ſind mit denen des Weitzens. Indeß gibt es hievon auch Ausnahmen, wovon namentlich die fraglichen Güter eine machen. Wie ich ſchon mehrere Male erwähnt habe, iſt hier der Reps eine Culturfrucht und es kommt ihm daher für die durch ihn beförderte Agricultur etwas zu Gute, was man von ſeinem Koſtenpreiſe zurückſchlagen muß. Da ihm nun der hieſige Boden ganz beſonders günſtig iſt, was ſeinen Ertrag ſehr vermehrt, ſo kann man ihn, wenn man alles in Anſchlag bringt, nicht ſo theuer berechnen, wie man dies wohl an vielen andern Orten thun muß. Zu alle dem kommt noch, daß hier nach Reps jede andere Frucht ſo gut gedeiht, wie nach Brache. Nun wolle man ſich erinnern, daß man ihm keinesweges eine volle Brachbearbeitung gibt, ſondern anſtatt derſelben noch Miſchling vom Acker nimmt, welcher ein bedeutendes Quantum von Futter gewährt. Nach alle dieſem iſt vielleicht der Reps die Frucht, welche die wenigſten Erzeugungskoſten macht, und die alſo den Ökonomieen den höchſten Reinertrag gewährt.

Der Menge nach, wenn auch nicht nach der Ackerfläche, ſind die Kartoffeln die Hauptfrucht, die man erzeugt. Ihren Markt finden ſie, wie ſchon geſagt, in den Brandweinbrennereyen, worin ſie Jahr aus Jahr ein für den feſten Preis von 1 fl. W. W. der Metzen verrechnet werden, ohne Berückſichtigung deſſen, ob der Spiritus theurer oder wohlfeiler iſt. Sie ſind daher für jeden Diſtrictsbeamten ein ſicheres Einkommen, und es handelt ſich bey ihm nur darum, deren recht viele zu erzeugen. Freylich haben wiederum die Brennereyen ſichere Kunden an den Ökonomieen für ihre Schlempe, das zweckmäßige Ineinandergreifen ſpricht ſich hier, wie wohl auch in allen übrigen Zweigen, recht klar aus. Die Koſten bey der

Erzeugung der Kartoffeln laſſen ſich auf dieſelbe Art, wie für das Getreide ausmitteln. Was die Ausſaugung des Ackers anlangt, ſo habe ich mich darüber im vorigen Kapitel ausgeſprochen, worauf ich hier zurückweiſe. Aber noch mehr, wie beym Repſe, iſt bey ihnen auf die hohe Cultur Rückſicht zu nehmen, die ſie dem Acker gewähren, die bey den hieſigen Bodenarten von ganz beſonderem Werthe iſt. — Werfen wir die Frage auf, ob der feſtgeſetzte Preis von 1 fl. W. W. = 24 kr. C. M. für einen Metzen Kartoffeln als lohnend zu betrachten ſey, ſo müſſen wir ohne Bedenken darauf antworten, daß man ihn als einen hohen anſehen müſſe. Dies wird um ſo mehr anzunehmen ſeyn, als bey einem Überſchlage keine einzige Frucht bey Mittelpreiſen denſelben Ertrag von einem Acker liefert, wie die Kartoffeln bey dieſem Preiſe, wenn ſie auch nur mittelmäßig gerathen.

Bey der neuen Erweiterung der Zuckerfabriken ſind die Runkelrüben eine ſehr wichtige Frucht geworden. Daß man ihren Anbau noch vermehren werde, das habe ich ſchon geſagt. Wie die Kartoffeln, ſo ſind ſie ebenfalls das Mittel zu einer vorzüglichen Cultur des Ackers, weshalb auch ihnen bey der Berechnung ihrer Erzeugungskoſten hierauf ein nicht Unbeträchtliches zu Gute geſchrieben werden muß. Wird man es am Ende noch dahin bringen, ihr Kraut als Futter benutzen zu können, worauf ich im vorigen Kapitel hingedeutet habe, ſo wird ihr Anbau noch bey weitem einträglicher werden, und es wird ſodann, wenn, wie zu erwarten ſteht, bey der neuen Methode von getrockneten Rüben auch mehr und auf eine leichtere Art Zucker gewonnen werden wird, dieſer Zweig eine Bedeutung bekommen, wie ihn nur in der ganzen Ökonomie irgend einer haben kann. Schon jetzt ſind die Rüben für die Diſtricte, welche ſie anbauen, eine reiche Quelle des Einkommens, obgleich der Preis, wofür ſie abgenommen werden, wie er weiter oben angegeben war, nur 1 fl. W. W. für den Centner beträgt. So z. B. wird der kleine Diſtrict von Albersdorf, welcher heuer ſchon die für ihn äußerſt hohe Rente von 19,000 fl. W. W. zu gewähren hat, dieſelbe zum größten Theile aus ſeinen Rüben beſtreiten, in-

dem er gegen 16,000 Ct. gewinnen wird. Und noch iſt er mit dieſer Production bey weitem nicht auf ſeinen Culminationspunct gelangt, indem derſelbe noch viele Äcker hat, die erſt in Cultur genommen werden, und deren Ertragsfähigkeit, bey weiterer Bearbeitung, noch um vieles ſteigen kann. Thut man überhaupt einen Blick rückwärts, ſo muß man erſtaunen über die Zunahme der Production auf ſämtlichen Diſtricten, was recht factiſch in der ſteigenden Rente eines jeden derſelben dargethan iſt. Auf keine andere Art, ſelbſt mit der genaueſten Rechnungsführung nicht, könnte man ſo überſichtlich und leicht die ſteigende Rente des Ganzen wahrnehmen, als bey der hieſigen innern Einrichtung, wie ich ſie im dritten Kapitel beſchrieben habe.

Geſetzt nun aber, die Zuckerfabriken gewährten bis jetzt auch wirklich noch nicht gerade ſehr glänzende Reſultate, ſo verſchaffen ſie dennoch dem Ganzen eine hohe Rente in den Rüben, die ſie der Ökonomie abkaufen, und die man, will man ſie einmal anbauen, in die Fremde nicht abſetzen könnte. Wollte man aber keine bauen, und würde man auch den Kartoffelbau nicht weiter ausdehnen, als er dermalen betrieben wird, ſo entginge dem Acker eines der Hauptculturmittel, und ein mittelbarer empfindlicher Verluſt wäre die unausbleibliche Folge davon. Den Kartoffelbau aber noch weiter auszudehnen, wäre in keiner Art rathſam, und zwar einmal deshalb, weil die Brandweinbrennereyen gegenwärtig viel zu wenig rentiren, als daß man an einen noch ſtärkern Betrieb derſelben denken ſollte; zum zweyten aber, weil es nicht lohnen würde, eine noch größere Maſſe von Kartoffeln als Viehfutter anzubauen, indem man deſſen bereits ſo viel gewinnt, als zur Ernährung einer verhältnißmäßig übergroßen Anzahl von Vieh erforderlich iſt. Sonach darf man in den Zuckerfabriken nur grade ſo arbeiten, daß man das für die Rüben ausgelegte Geld ſamt den Zinſen für das Anlagecapital und den Gehalten und Löhnen aller dabey Angeſtellten heraus bekommt, und es entſteht dabey für das Ganze nicht nur kein Nachtheil, ſondern es zieht den Gewinn, den die Ökonomie in dem Anbaue der Rüben hat.

Für diejenigen, die es unterhält, bey dergleichen Industriezweigen den Unternehmern ein wenig nachzurechnen, will ich hier über die Zuckerfabriken einige Data angeben. Bey der Größe und innern Einrichtung, wie sie jetzt in Suchau und Sackrau da stehen, wird der Anschlag, was sie gekostet haben, wohl nicht zu niedrig seyn, wenn man ihn zu dreymal hundert tausend Gulden C. M. annimmt. Das Capital muß, wenn wir alles Risico mitrechnen wollen, mit 8 pCt. Verzinsung angenommen werden. Das dabey angestellte Beamtenpersonale samt den Arbeitern wird jährlich unter 30,000 fl. C. M. nicht abzulohnen seyn. Auf Spodium, Brennstoff u. s. w. wollen wir eine gleiche Summe annehmen. Von 100 Ct. Rüben werden 4 ½ Ct. raffinirter Zucker zu 48 fl. C. M. und ohngefähr 120,000 Ct. werden in diesem Jahre verarbeitet werden. Nun mag man sich alles dies zusammenstellen und das Facit selbst herausrechnen. Bemerken muß ich hiebey, daß dies keinesweges Notizen sind, die ich aus den Rechnungen gezogen habe, sondern nur, wie ich sie abstrahire, wenn ich alles, wie es eben steht und liegt, betrachte, und wie wohl ein Anderer, der die Rechnungen wede einsehen will, noch kann, rechnen würde. Wen es interessirt, dem würde übrigens auch der Zutritt zu den Rechnungen nicht versperrt seyn, da man in Karvin aus dem Ertrag der verschiedenen ökonomischen Zweige kein Geheimniß macht, indem man das Licht nicht zu scheuen braucht, und auch gerne Andern Mittheilungen macht, woraus sie Belehrungen und mitunter wohl auch Warnungen für diese und jene Unternehmung ziehen können.

Es ist wahrscheinlich, und im Fall des guten Fortganges mit den Trockenhäusern gewiß, daß man den Rübenanbau bis auf 200,000 Ct. jährlich ausdehnen wird, was auch gar keinen besondern Schwierigkeiten unterliegen kann, wenn man diejenigen Districte, welche bis jetzt noch keine erbaut haben, mit dazu zieht. Wenn alsdann die Gewinnnng des Zuckers auch noch auf leichterem Wege geschehen wird, dann kann man so ziemlich auf 10,000 Ctr raffinirten Zucker jährlich rechnen, und damit der Ökonomie ein Ca-

pital zuführen, welches wohlthätig auf ihre ſteigende Rente wirken wird.

Zeither war man noch immer in die Nothwendigkeit verſetzt, einen Theil des Saamens, welchen dieſer ausgedehnte Rübenbau erforderte, von Fremden zu beziehen, und dafür nicht unbedeutende Summen auszugeben. Der Eifer der Diſtrictsbeamten unter einander, ſowie das eigene Intereſſe ſpornten ſie an, auch dieſe Ausgabe zu erſparen, und ſie ſind bereits ſo weit gelangt, daß der Bedarf im Ganzen gedeckt iſt, und daß, wenn dem Einen etwas fehlt, er vom Andern kaufen kann. Betrachtet man die Sache obenhin, ſo überſieht man leicht, wie groß die Ausgabe ſeyn würde, wenn man ſämtlichen Saamen kaufen müßte. Rechnet man auf ein Joch auch nur zehn Pfund, und es werden 600 Joch, wie es im gegenwärtigen Plane iſt, angebaut, ſo bedarf man 60 Centner, die eine Summe von einigen tauſend Gulden C. M. ausmachen.

Wenn ich im Vorſtehenden nachgewieſen habe, wie die Ökonomie ihre Kartoffeln und ihre Rüben an die Brandweinbrennereyen und die Zuckerfabriken abſetzt, ſo muß ich nunmehr auch fragen, wie dieſe Gewerbe ihre Producte verwerthen.

Hier müſſen wir fürs erſte wiſſen, daß dieſe Verwerthung verſchieden iſt, ſchon darum, weil ein Theil derſelben auf kaiſerlich öſterreichiſchem, und ein anderer Theil auf königlich preußiſchem Gebiete liegt, wo auf beyden ein verſchiedenes Beſteuerungsſyſtem ſtatt findet, was auf die mehr oder weniger theure Erzeugung Einfluß hat; und daß auch in beyden Staaten verſchiedene Handelsconjuncturen vorkommen, nach denen ſich der leichtere oder ſchwerere, vortheilhafte oder ungünſtige Abſatz richtet. Daß, wegen dieſer verſchiedenen Landeshoheit, manche Störungen im zuſammengreifenden Betriebe der ſämtlichen Ökonomieen vorkommen, habe ich weiter vorn ſchon angedeutet, wo ich davon ſprach, wie gut es ſeyn würde, wenn die um Karvin her liegenden Diſtricte ihr Saatkorn von Bluſchzau nehmen könnten, weil dies beſonders rein iſt, daß dies aber, weil es die Landesgrenze paſſiren müßte und folglich einer Beſteueruug unterläge, ſchwer anginge. Durch eine Licenz von

den höchſten Landesſtellen ließe es ſich vielleicht erlangen, daß man wenigſtens einen Tauſch treffen könnte, und daß Graf Lariſch eben ſo viel von derſelben Getreideart, und zwar von den eigenen Gütern, ausführen dürfte, als er einführt. — Was den Spiritus betrifft, ſo iſt die Steuer auf ſeine Erzeugung in Öſterreich etwas niedriger als in Preußen, eben ſo laſtet dort noch gar keine auf dem Zucker, auf welchen hier ſchon eine, wenn auch bis jetzt nur noch niedrige, eingeführt iſt. Darnach nun ſchon ſtellt ſich die Erzeugung der gedachten beyden Producte in Preußen höher, als in Öſterreich. — Dagegen fällt bey Preußen der leichtere Abſatz der Producte, vor allem aber die beym Verkaufe alsbald geleiſtete Baarzahlung in die Waagſchale. Denn in Öſterreich muß auf die beyden fraglichen Producte faſt immer und noch dazu oft ein langer Credit gegeben werden, wodurch nicht allein in den ausbleibenden Zinſen nicht unbedeutende Summen verloren gehen, ſondern noch außerdem eine ſtete Gefahr wegen Verluſten obwaltet. Wenn wir bey alle dem den merkantiliſchen Cardinalſatz gelten laſſen: daß ein raſcher Umſatz und Baarzahlung jedes Geſchäft glänzender machen, als es ausſehen mag, ſo dürften die beyden in Rede ſtehenden Gewerbe in Preußen den Vorzug haben. Halten wir uns aber jetzt an den Zucker, ſo hat die Fabrik in Öſterreich ohne Frage den Vorzug vor der in Preußen. Denn außerdem, daß dort noch keine Steuer darauf liegt, ſo iſt auch der ausländiſche Zucker viel höher impoſtirt, als in Preußen, und das erhöht ſeinen Preis und macht eine Erzeugung vortheilhafter. Dazu kommt aber noch, daß man bey Zucker nicht, wie bey Spiritus, immer und faſt in allne Fällen Credit geben muß, ſondern viel öfter contante Zahlung erhält.

Für die Bauern auf den Gütern erwächſt durch die viele Vecturanz, welche ihnen die Producte der beyden fraglichen Gewerbe geben, ein nicht unbeträchtlicher Gewinn. Selbſt die Knochen zur Bereitung des Spodiums werden eine Erwerbsquelle, und bis weit aus Galizien her fährt man ſie zu, obgleich man für den Centner nur 2 fl. W. W. bekommt. Überhaupt tritt das Wohlthätige von derartigen Fabrikanlagen erſt dann recht klar vor die Augen, wenn

man ihren Einfluß aufſpürt, den ſie bis tief hinab auf die unterſten Volksclaſſen haben.

Die durch die Rübenzucker-Fabriken ſchon merklich herabgedrückten Preiſe des Zuckers haben auf deſſen größern Verbrauch einen entſchiedenen Einfluß, und da er in allen Haushaltungen ein ſo nothwendiges und ſogar heilſames Product iſt, ſo ſtellt ſich auch aus dieſem Geſichtspuncte ſeine Erzeugung als wohlthätig dar.

Ich gehe nun in der Verwerthung der Bodenerzeugniſſe weiter, und ſpreche von dem gewonnenen Viehfutter. Die wunderliche Behauptung, die ſchon zuweilen aufgeſtellt worden iſt: daß man dasſelbe durch Verkauf am höchſten verwerthen könne, wird wohl kein rationeller Landwirth unterſtützen wollen. Schon daß der Preis des Futters, wenn in einem beſtimmten Umkreiſe es Viele verkaufen wollten, alsbald zum Unwerthe herabſinken würde, widerlegt ſie, wenn es auch nicht der Umſtand noch mehr thäte, daß ein Landwirth, welcher Viehfutter verkauft, ſeine Ökonomie ſchwächt und zu Grunde richtet, weil er zuletzt ſeine Äcker nicht mehr düngen kann. An wen er aber dasſelbe verkaufen muß, und wo es ihm am meiſten Gewinn bringt, das iſt an ſeine Viehſtämme. Je wohlfeiler er es aber erzeugen und an dieſe abgeben kann, um ſo größer wird der Reinertrag, den er von dieſen bekommt.

Auf den Gütern, die mir hier als Leitfaden dienen, erzeugt man das Viehfutter in ſolcher Menge, daß ſchon darin eine Garantie liegt, daß die Koſten dabey nicht übertrieben hoch ſeyn können. Wie beym Getreide, würden ſie ſich leicht ausmitteln laſſen, wenn man alle darauf Bezug habenden Sätze zuſammenſtellte. Auf Tafel G. ſind, ſowie von den übrigen Producten, die Koſten nachgewieſen, auf welche ein Centner Heu an Arbeitslohne oder an Culturkoſten zu ſtehen kommt. Dazu käme dann die Bodenrente, Grundſteuer ꝛc., und zwar wäre dies in ganz gleicher Art wie beim Getreide zu berechnen.

Ehe ich zur Verwerthung des Viehfutters übergehe, will ich erſt noch einen kurzen Commentar zur Tafel G. geben. Die Culturkoſten, welche auf derſelben enthalten ſind, beſtehen in ſämtlicher

bey der Erzeugung der Früchte verwendeten Arbeit von Menſchen und Vieh, ſowie in den auf die Felder verwendeten Verbeſſerungsmitteln, als Kalk, Dünger u. dgl., auf welche man eine baare Auslage machen muß. Vom Erfolge der Arbeit und der Verbeſſerungsmittel hängt es ab, wieviel auf einem Joche Landes erzeugt wird, und je größer das Quantum iſt, deſto niedriger ſtellt ſich der Koſtenpreis für die Einheit der gewonnenen Frucht. Wenn nun manche derſelben auf dem oder jenem Diſtricte auffallend wohlfeil oder theuer zu ſtehen kommt, ſo geht daraus hervor, daß im erſten Falle der Erfolg glänzend, im andern aber ſchlecht geweſen iſt. Die vorkommenden Differenzen geben zu mancherley Betrachtungen Veranlaſſung. So z. B. finden wir, daß, wenn bey dem Diſtricte Nerad der Winterweitzen auf 1 fl. 29 kr. zu ſtehen kommt, er dem Diſtricte Marklowitz nur 29 kr., folglich kaum ein Drittheil ſo viel, koſtet. Der Grund davon liegt in dem widerſpenſtigen, und noch in der erſten Cultur befindlichen Teichboden des erſten, und in der völligen Geeignetheit des Ackers zu Weitzen bey dem andern Diſtricte. Dazu kommt dann noch, daß Nerad Kalk, und zwar weit her zu fahren hatte, den es zur Düngung bey ſeinem Weitzen anwenden mußte, während Marklowitz dies nicht benöthigte. Hieraus aber folgt, daß dieſe Art der Berechnung des Koſtenpreiſes nicht als völlig befriedigend erſcheinen kann, weil die ſchwierigere Cultur eine Vorbereitung für die folgenden Früchte iſt, und doch hier dem Weitzen allein zur Laſt geſchrieben wird. Auf dieſelbe Bemängelung ſtoßen wir vielfach. Denn wenn z. B. Peterswald den Metzen Reps für 5 fl. 34 kr. erbaut, ſo koſtet er Pohlniſch-Leuten nur 1 fl. 18 kr., d. i. nicht den vierten Theil ſo viel. Daraus würde denn folgen, daß man auf dem erſten Diſtricte gar keinen, dagegen auf dem andern vorzugsweiſe Reps erbauen ſollte. Das würde aber nicht gut ſeyn, auch iſt Peterswald keineswegs für dieſe Frucht ſo ungeeignet, und nur dieſelben Urſachen, die ich vorhin von dem Weitzen in Nerad anführte, haben ſie ſo vertheuert. Der gemachte große Aufwand kann aber nicht mit vollem Rechte dieſer Frucht zugemeſſen werden, indem er den nachfolgenden

eben so gut, ja fast noch besser zu statten kommt, wie dieser. — Daß bey diesen Culturkosten das Heu am wohlfeilsten ist, das liegt in der Natur der Sache, weil auf Wiesencultur kein großer Aufwand gemacht wird, und weil bey dem Kleeheu außer den Gewinnungskosten keine besondere Ausgaben vorkommen.

Noch etwas möchte auf der in Rede stehenden Tafel befremden, und das ist der durchschnittliche Culturkostenpreis der Gerste und des Hafers, die bey ersterer geringer sind, als bey letzterem, obgleich die natürliche Beschaffenheit der Äcker jener bey weitem weniger zusagt, als diesem. Die Sache läßt sich nur daraus erklären, daß man überhaupt wenig Gerste baut, und sie also nur auf die Plätze verweist, die ihr besonders zusagen. Jedenfalls würde man also einen Fehlschluß machen, wenn man aus ihrem Kostenpreise den Schluß ziehen wollte, daß es klug wäre, sie in weit ausgedehnterem Maße, wie zeither, anzubauen.

In so fern nun, als viele Früchte als besonders begünstigt, andere dagegen wiederum benachtheiligt erscheinen, kann man diese Tafel keineswegs als einen Nachweis der Erzeugungskosten, sondern lediglich als eine Notiz davon ansehen, wieviele Culturkosten bey mancher Frucht auflaufen, wenn durch sie gerade ein Acker in gute Cultur gebracht werden soll, wie gering dagegen dieselben seyn können, wenn er bereits im guten Gange der Cultur befindlich ist. Da man aber diesen Gesichtspunct besonders fest halten muß, so ergibt sich für die eigentlichen Culturfrüchte, Kartoffeln, Rüben und Reps, die freudige Erscheinung, daß, obgleich, aus dem angeführten Grunde, bey ihnen mehr Culturkosten auflaufen müssen, als bey jeder andern Frucht, sie dennoch nicht übermäßig hoch in denselben zu stehen kommen. Denn der Durchschnitt ergibt: für den Reps 2 fl. 39 kr., für die Kartoffeln 15½ kr. und für die Rüben 22 kr. Sämtliche Sätze sind in Wiener Währung und folglich überaus mäßig. Würde es also noch einer besondern Aufforderung zur Beybehaltung des starken Anbaues dieser Früchte bedürfen, so würde er hierin liegen.

Wie aber überhaupt die Sachen in den gräflich Larisch'schen Ökonomieen stehen, so geht aus allem die volle Gewißheit hervor, daß man das Viehfutter für einen niedrigen Preis gewinnt, und daß, wenn man es zur Erzeugung veredelter Producte der Viehzucht verwendet, ein bedeutender Gewinn für sie daraus hervorgehen müsse. Da stoßen wir nun zuerst auf die Schäfereyen, in welchen sich auch ein theures Futter auszahlen müßte, indem bey ihrer hohen Veredlung der Brutto-Ertrag von der Art seyn muß, daß, trotz aller Fütterungs-, Verpflegungs- und Verwaltungskosten, dennoch ein sehr lohnender Reinertrag übrig bleiben muß.

Wie aber verwerthet man die Producte der Schäferey? Die Wolle derselben steht in den ersten Reihen der deutschen. Wie ihr Preis zeither gewesen, davon werden aus Gründen, die schon oben angegeben worden, alle genaueren Angaben zurückgewiesen. Sie ist in den letzten Jahren auf Gefahr des Erzeugers sortirt und nach England versendet worden. Wenn durch eine solche Operation für den Eigenthümer kein directer Verlust, im Verhältnisse zu einem Verkaufe nach der Schur, entsteht, so liegt darin schon ein Zeugniß von einer ganz besondern Preiswürdigkeit der Waare. Denn ich brauche wohl weder Beyspiele zu citiren, noch denen, die Verlust erlitten, denselben ins schmerzhafte Andenken zurückzuführen, die sich jemals verleiten ließen, ihre erzeugte Wolle in Commission zu geben, anstatt sie für die ihnen gebotenen Preise hinzugeben. Hier dürfte jedoch die Sache eine andere seyn. Die Karviner Wollparthie ist so groß und von einer Ausgleichung und einem entschiedenen Werthe, nach welchem sich so leicht keine andere Parthie mit ihr gleich stellen kann. Sie liefert daher bey der Sortirung so große Massen in die ersten Sortimente, daß sie sich leicht verkaufen läßt, und hohe Preise erringt.

Ich will mich hier ein wenig über den Wollverkauf im allgemeinen auslassen, da er alle Jahre eine wichtige Episode im Leben der Landwirthe bildet. Selten sind dieselben damit zufrieden, und wenn sie hintennach gewöhnlich auch Zufriedenheit heucheln, so hat dies in der Regel einen Nebengrund. Entweder will man damit be-

weiſen, daß man, bey der Güte des erzeugten Productes, gar nicht anders als gut habe verkaufen können, oder man macht zu böſem Spiele gute Miene und will auch nicht gern hinter Andern zurück ſtehen. Für den, welcher auf den Verkauf von Zuchtſchafvieh rechnet, iſt es aber auch eine ſehr wichtige Sache, daß er die öffentliche Meinung für ſich behält, und dieſe durch die Verbreitung hoher Wollpreiſe immer wieder aufs neue belebt. Nun kommt dazu die eben nicht ſehr lobenswerthe Gewohnheit, daß man ſich in den Beutel zu lügen pflegt, d. h. daß man einen höhern Preis angibt, als den man wirklich erhalten hat. Würde man nun Unzufriedenheit mit dem gemachten Verkaufe zeigen, ſo würde man den Verdacht einer falſchen Preisangabe nur verſtärken. Alſo zeigt man ein freundliches Geſicht. Zudem verkleinert ſich ja jedes Übel, wenn es nur erſt überſtanden iſt. Für den Wahrheitliebenden iſt dies freilich ein ſchlimmer Gebrauch, und er wird allemal in Schatten geſtellt, wenn er ehrlich genug iſt, ſeinen erhaltenen Wollepreis anzugeben. Denn man wird ſeine Schäferey für geringer ſchätzen, als ſie in der That iſt. — Wir haben freylich ſchon einige Mal Conjuncturen erlebt, die ſo glänzend waren, daß man zu dergleichen Windbeuteleyen ſeine Zuflucht nicht zu nehmen brauchte. Obgleich es deſſen ungeachtet auch noch geſchah.

In den öſterreichiſchen Staaten iſt der Wollverkauf im Ganzen noch ſchwieriger, als im übrigen Deutſchland, weil es dort an ſtark beſuchten Wollmärkten fehlt. Denn es iſt, außer in Peſth, in der ganzen ausgedehnten Monarchie kein einziger von großer Bedeutung. Oft genug iſt der Gegenſtand ſchon zur Sprache gekommen, man hat von Seiten der höchſten Landesſtellen Gutachten eingeholt und alles aufgeboten, einen lebendigen Wollmarkt zu Stande zu bringen. Bis jetzt aber ſind alle Bemühungen verunglückt. Selbſt der Markt in Prag, der nunmehr ſchon dreyzehn Jahre beſteht, will ſich zu keinem eigentlichen Wollmarkte erheben, ob ihm gleich die zu einem ſolchen erforderlichen Elemente nicht fehlen. In Wien einen zu errichten, hat bis jetzt nicht gelingen wollen.

So ſind denn in dieſem Kaiſerſtaate die Wollproducenten darauf angewieſen, ſich die Käufer aufzuſuchen, was immer ſchon ein ſchlim-

mer Umſtand iſt. Man ſagt freylich, es ſuchen die Käufer die Waare am Orte der Erzeugung auf, was auch wirklich, wenn dieſe es nur verdient, der Fall iſt. Aber immer fehlt da die Concurrenz, die auf einem Markte ſtatt findet, und die man ganz beſonders bey ungünſtiger Conjunctur vermißt. Schuren, wie die Karviner, ſind freylich bekannt genug, um ſolide Käufer anzuziehen, dennoch aber müſſen ſich, bey dergleichen eintretenden Fällen, auch dieſe ganz nach ihnen bequemen. Graf Lariſch mochte dies, überzeugt von dem Werthe ſeines erzeugten Productes, nicht bis zum Exceß thun, und trat deshalb lieber ſelbſt in die Rolle des Wollekäufers, indem er die Wolle gleich den Wollhändlern behandeln läßt, und ſie alsdann in weitere Commiſſion gibt. Zu loben iſt ein ſo entſchiedenes Auftreten, auch bringt es dem Grafen ſicher keinen Schaden, und wird für die Folge die ſehr gute Wirkung haben, daß der verdiente Ruf ſeiner Schäfereyen unverfälſcht bis ins Ausland dringt, und ihnen entſchieden der Platz, der ihnen gebührt, eingeräumt wird. Denn ſolches erreichen die Schäfereyen, deren Wolle von Wollhändlern gekauft wird, nur ſchwer, weil dieſelbe nur allzu oft zur Decoration für andere benutzt und der Preis, der denſelben gebührt, ihnen nicht unverkürzt bleibt.

Schon oben berührte ich den Gegenſtand der Commiſſion. Verderblich genug iſt er ſchon ſo manchem Wollerzeuger geworden, und alle die ſchönen Hoffnungen und Vorſpiegelungen, welche ihm die Commiſſionärs machten, ſind zu Waſſer geworden. Ich möchte hierbey an eine derartige Commiſſion in Hamburg erinnern, bey deren Andenken manchem deutſchen Schafzüchter warm werden mag. Mancher, der ihr in die Hände fiel, mochte wohl ſein Schickſal verdient haben, weil er ſeine Forderung auf dem Markte überſpannte und ſich nicht klüglich in die herrſchende Conjunctur fügen wollte. Viele aber ſind ſehr unſchuldig dazu gekommen, wenn ſie den glänzenden Vorſpiegelungen ſolcher Commiſſionäre glaubten. — Die beſte Lehre, die man dem Wollproducenten geben kann, iſt allezeit die, einen ſoliden Käufer, beſonders wenn er das Product bereits mehrere Male gekauft hat, nicht um einer Kleinigkeit willen gehen zu laſſen.

Sie gilt bey guter und bey ſchlechter Conjunctur, und ihre Verachtung beſtraft ſich in der Regel recht empfindlich. Wie wenige von den deutſchen Wollproducenten ſind in der Lage, daß es ſie nicht in ihrem Wirkungskreiſe beengt, wenn ihnen die Wollgelder ein Jahr ausbleiben, und die nicht Vorſchuß zu hohen Zinſen entnehmen müſſen? Dazu kommt, daß die Wolle durch längeres Liegen in ihrem Anſehen verliert, weshalb auch die Fälle ungleich häufiger ſind, daß man in der Folge weniger als den frühern Anbot bekam, als die, wo das Gegentheil ſtatt fand. Nur die reine Unmöglichkeit, verkaufen zu können, oder die Nothwendigkeit, wenn man dies abſolut thun will, die Wolle weit unter ihrem Werthe hinzugeben, kann ein Legen aufs Lager rechtfertigen.

Dieſe Bemerkungen ſchob ich hier am geeigneten Orte ein, weil ich ſie für nützlich halte, und weil ſie Manchem, der zweifelhaft über ſeine zu nehmenden Maaßregeln iſt, eine Art Richtſchnur geben können. Wohl dem! der ſie gar nicht nöthig hat, und den das Glück ſo begünſtigt, daß er entweder jederzeit einen annehmbaren Käufer für ſein Product findet, oder daß es ihn gar nicht behindert, ob er es verkaufen kann, oder hinlegen muß. Solche Auserwählte gibt es aber überall nur wenige.

Ich komme zur gräflich Lariſch'ſchen Wolle zurück. Daß in einer einzigen Schur von ihr ein bedeutendes Capital ruhe, das kann man ſich aus der Anzahl von Schafen, ſowie aus der hohen Qualität des Productes, leicht berechnen. Sie iſt daher auch kein Gegenſtand des Begehrs für die inländiſchen Wollenmanufacturiſten, da die meiſten derſelben nur noch Waaren von mittlerer Qualität liefern. Nur einige große Fabriken in Iglau und Brünn würden ſie verarbeiten können, wenn dieſe es nicht mehr in ihrem Intereſſe fänden, ſich meiſtentheils nach Peſth für ihren Bedarf zu wenden. — Bevor Graf Lariſch den Weg einſchlug, auf welchem er nunmehr ſchon zum dritten Male geht, wurde ſeine Wolle gewöhnlich an die Wiener Großhandlungshäuſer abgeſetzt, die, wie es bey jedem Handel der Fall iſt, bald reichlichen Gewinn dabey machten, bald auch über Verluſt klagten. Letzteres ſoll insbeſondere vor zwey Jah-

ren der Fall geweſen ſeyn, und da die Sache eine gewiſſe Publicität erlangt hat, ſo zwar, daß ich ſie ſelbſt, bevor mir noch die Ehre der nähern Bekanntſchaft mit dem Grafen wurde, in Gaſthäuſern mit ungeheuern Übertreibungen erzählen gehört habe; ſo finde ich es angemeſſen hier einige nähere Details darüber zu geben, und ich hoffe, daß der edle Graf mir dies nicht für eine Indiscretion auslegen, ſondern die Sache aus dem Geſichtspunct betrachten wird, wie ich ſie nehme. Denn es handelt ſich hier darum, einen Schatten, welcher aus jenem Handel auf die Schäfereyen des Grafen fallen könnte, zu entfernen, indem man der Art, wie in jenem Jahre die Wolle gewachſen war, die Schuld einer geringeren Güte zuſchob, was bey unrichtiger Anſicht leicht den Verdacht erregen könnte, als habe die Wolle überhaupt nicht jene hohe Veredlung und jenen entſchiedenen Werth, der ihr ganz unbeſtritten zugeſprochen werden muß.

Wie bekannt, war in dem bezeichneten Jahre die Conjunctur für Wolle günſtig und die Kaufluſt ſchon lange vor den Frühjahrsmärkten groß. Eine Menge von deutſchen Handelshäuſern ſuchten ſich ſchon im Winter der entſchieden edlen Schuren zu vergewiſſern, und machten Abſchlüſſe auf Lieferung nach der Schur. Das betreffende Handelshaus that dasſelbe mit der Wolle des Grafen von Lariſch. Sie ward bey der Ablieferung als vollkommen contractmäßig befunden, und nur hinterher wollte das Haus eine gewiſſe Maſtigkeit, die ſich durch ungewöhnlich vieles Fett offenbaren ſollte, bemerken. Mochte nun etwas oder nichts an der Sache ſeyn, ſo wird dafür weder der Verkäufer verantwortlich, noch konnte es einen Tadel gegen dieſe Schäfereyen begründen, da, wie jedem Schafzüchter bekannt, die Jahrgänge ſich darin, wie die Wolle mehr oder weniger fett iſt, durchaus nicht gleich ſind, und dies lediglich von der ſtärkern oder geringeren Nahrhaftigkeit des gereichten Futters abhängt. Beweis genug dafür liegt darin, daß man oftmals die Schäfer klagen hört, daß ihre Schafe gar nicht ſchwarz werden wollen, wenn z. B. ein ungünſtiger Sommer für die Weide iſt. So war es denn wohl möglich, daß die Wolle von den Karviner Gütern durch kräftige Fütterung etwas mehr Fett, wie gewöhnlich,

haben konnte. Dazu kam, daß die Conjunctur im Laufe des Jahres fiel, durch welchen Umstand dem fraglichen Hause eigentlich der meiste Verlust erwuchs. Wie sehr aber derselbe übertrieben worden ist, darüber gab die eine Angabe, die ich selbst davon habe machen gehört, Zeugniß, nach welcher er mehr als die Hälfte des ganzen Wollewerthes ausmachen sollte. — Bey der nunmehr eingeführten warmen Wäsche kann der Tadel des zu vielen Fettes in der Wolle nicht mehr vorkommen, da es durch dieselbe entfernt wird. Ich würde es unpassend finden, hier den Gegenstand aufzunehmen, wenn er nicht zu einer großen Publicität fast im ganzen Kaiserstaate gekommen, und wenn er nicht geeignet wäre, der Meinung von den fraglichen hochedlen Schäfereyen zu schaden. Übrigens kommt Ähnliches oft genug auch bey andern hochberühmten Schäfereyen vor, wie es unter andern erst vor kurzem mit einer der renommirtesten in preußisch Schlesien der Fall gewesen ist. Wie ich schon bemerkt habe, so ist der Wollhandel ein Geschäft, bey welchem, wie es bey jedem andern großen Handelsgeschäfte auch der Fall ist, bald Gewinn bald Verlust gemacht wird. Daß jedoch zeither der erstere den letzteren noch immer bey weitem übertroffen habe, davon gibt das Reichwerden so vieler Wollhandlungshäuser Zeugniß, wogegen das Banquerottwerden bey weitem seltener vorkommt.

Wenn der Herr Graf von Larisch die Wolle seiner Schäfereyen so weiß gewaschen und bey der Schur mit solcher Art behandelt, wie sie es in diesem Jahre (1840) war, auf den Markt nach Breslau brächte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie nicht allein alsbald einen Käufer finden würde, der sie nach Werth bezahlte; sondern daß sie sich auch vor einer Menge der dort aufgebrachten selbst vorzüglichen Wollparthieen auszeichnen und großes Aufsehen machen würde. Vielleicht geschieht es schon zum nächsten Markte und wir wollen dann sehen, ob ich mich getäuscht habe.

Ich gehe nun zur Verwerthung des Zuchtviehes über. Zeither hat es für dasselbe an Käufern nicht gefehlt, und obgleich dessen in der Folge eine bedeutend größere Anzahl aufgestellt werden wird, was seinen Grund in der nunmehrigen Vollzähligkeit der ei-

genen Heerden hat, ſo iſt zu erwarten, daß es eben ſo gut ſeine Abnehmer finden wird, und dies um ſo mehr, als, aus dem angeführten Grunde, jetzt edlere Thiere zum Verkauf geſtellt werden können, wie zeither.

Der Verkauf von Zuchtſchafen und Widdern iſt bis jetzt in dieſen Heerden nicht gerade auf eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt geweſen, ſondern man hat faſt das ganze Jahr hindurch verkauft, ſo lange man nämlich verkäufliche Thiere hatte. Die Vollzähligkeit der Heerden, und die daraus hervorgehende viel größere Zahl von verkäuflichem Viehe wird es nunmehr aber nöthig machen, eine beſtimmte Verkaufszeit zu veröffentlichen, und es wird eine große Licitation ſowohl für den Verkäufer, als für die Käufer wohl unter allen die geeignetſte Maaßregel ſeyn. Dieſelbe wird aber einen freyen Verkauf vor und nach der Zeit nicht ausſchließen. Wie ich ſchon weiter oben im fünften Kapitel in dem Abſchnitte von der Schafzucht angeführt habe, ſo kann man aus den hieſigen Schäfereyen auch nach der Schur mit großer Ruhe und Sicherheit kaufen, weil jedes Stück in der Wolle claſſificirt und bey der Schur ſein Vließ ſortirt, und es genau nach dem Ergebniß beyder Operationen in ſeine Claſſe geſtellt wird. Es kann daher der Käufer genau erfahren, was an der Wolle der zu erkaufenden Thiere iſt. Wie ſie körperlich beſchaffen ſind, das liegt ihm ja vor Augen. Geſetzt nun aber auch, es genügte einem Käufer dies alles noch nicht, und er wollte nur ſeinen eigenen Augen trauen, wenn er das Vieh in der Wolle ſieht, ſo ſteht ihm ja auch dies vollkommen frey, da die zu verkaufenden Stücke ſchon beſtimmt werden, während ſie ihre Wolle noch auf ſich haben. Bey der genauen und ſtrengen Numerirung, wo, wie oben im gedachten Kapitel des mehreren geſagt iſt, eine Verwechſelung faſt gar nicht vorkommen kann, darf er ſich ſodann nur die gewählten Nummern merken, im Fall er die erkauften Thiere erſt nach der Schur abnehmen will.

Wie ich ſchon angegeben habe, hält man beym Verkaufe nicht auf übertriebene Preiſe, weil man es vorzieht, viele und ſichere Abnehmer zu haben. Wenn ich von dieſen Preiſen ſage, daß ſie

zeitgemäß ſind, ſo iſt dies keine Redensart; ſondern ſie ſind den beſtehenden Verhältniſſen wirklich ſo angemeſſen, daß man gegenwärtig für ſehr edles Vieh nicht mehr die Hälfte deſſen zahlt, was ehemals ſehr mittelmäßiges gekoſtet hat. Daß man bey dem Verkaufe auf contante Zahlung hält, das verſteht ſich von ſelbſt.

Es wird vielleicht gut ſeyn und Manchem zur Belehrung dienen, wenn ich hier ein Paar Worte über die mancherley Täuſchungen einſchiebe, denen man beym Ankaufe von Zuchtſchafen ausgeſetzt iſt. Dieſe können für den Käufer von günſtiger und ungünſtiger Art ſeyn, denn es können ſich die zu erkaufenden Schafe beſſer oder ſchlechter darſtellen, als ſie wirklich ſind. Geübte Schafzüchter kennen alle die erlaubten Vortheile, deren man ſich beym Verkaufe bedienen kann, um ſein überzähliges Vieh leicht und gut anzubringen. Ungeübte machen Mißgriffe, die ſie dadurch bezahlen müſſen, daß ihnen entweder ihr Vieh ſtehen bleibt, oder daß ſie es zu niedrigen Preiſen hingeben müſſen. Die Wartung und Pflege, vor allem aber das, was man Haltung nennt, thun hierbey unendlich viel. Wird das Vieh, wie es recht iſt, d. h. weder zu ſtark, noch zu ſchwach gefüttert, und hält man es dabey ſtets gleich, beobachtet insbeſondere dabey auch immer die richtige Temperatur, in welcher es ſteht, ſo gewinnt es in der Wolle ein ungleich günſtigeres Anſehen, als wenn man gegen dies alles verſtößt. In den Karviner Schäfereyen war man im Ganzen bisher wenig darauf bedacht, weil man ſich auf das edle Blut derſelben verließ. So kam es denn, daß mitunter Thiere von den Diſtricten, wo eine niedere Abſtufung ſteht, an Anſehen jene, wo die höhern Claſſen aufgeſtellt ſind, übertrafen, weil in jenen die Haltung muſterhaft, in dieſen nicht ganz, wie ſie ſeyn ſollte, war. Was aber die Sache noch wichtiger macht, das iſt die Thatſache, daß auch die Wolle bey fehlerhafter Haltung in ihrem Werthe verliert, mag auch das Thier in ſeinem Blute noch ſo edel ſeyn. Würde man den Käufern die Wahl frey geſtellt haben, ſo würden ſie ſicher, anſtatt in die edelſten, in jene Schäfereyen gegangen ſeyn, die ſich durch ihre Haltung empfahlen. Indeß erſtreckt ſich das Herabgehen der Wolle in

ihrem Werthe allemal nur auf das Jahr, wo man der Haltung Ausstellung machen kann, indem alsbald, sowie sie normal ist, der Fehler wieder verschwindet. Für den Schafzüchter, welcher auf Zuchtviehverkauf rechnet, liegt hierin ein bedeutungsvoller Wink. Die meisten kennen auch die Sache und thun darin viel eher zu viel als zu wenig. Denn sie halten die Schafe, so zu sagen, stets in großer Toilette, und diese empfehlen sich dadurch so sehr, daß man sie überschätzt und über ihren wahren Werth bezahlt. Ich habe mich hierüber an andern Orten schon ausgesprochen und habe also hier schon genug gesagt. In Karvin hat man dergleichen Täuschungen nicht zu fürchten, was eine große Empfehlung für das hier zum Verkaufe gestellte Zuchtvieh ist, da mit denselben auch noch ein anderer großer Nachtheil verknüpft ist, nämlich der, daß bey solcher Haltung das Vieh in der Regel verzärtelt ist, und sich bey der Verpflanzung auf einen andern Standort übel befindet und schlecht hält. Mit dem, was man in Karvin bisher gekauft hat, ist jeder Käufer sehr zufrieden gewesen, weil es sich vortrefflich hält, was so weit geht, daß mehrere derselben es öffentlich rühmen, daß sie von ganz alten Schafen, von denen sie bey ihrem Ankaufe nur noch ein Lamm zu ziehen gehofft hatten, deren bis drey, und zwar von vorzüglicher Qualität aufgebracht haben.

Hammel (Kappen) hat man zeither an den Fleischer nicht gerade sonderlich viel zu verkaufen gehabt, und zwar eines Theils deshalb, weil man bedeutend viele Widder absetzte, andern Theils auch, weil Schafzüchter dieselben, wenn sie noch jung waren, gern zum Wolletragen kauften. Überdies ließ man auch, Behufs der Vermehrung der Schäfereyen, viele in den eigenen Heerden gehen. Sie werden aber in der Folge, wenn sie auch nicht mehr als Wolleträger werden gekauft oder in den eigenen Heerden gelassen werden, ein guter Absatzartikel für die Fleischer werden, da ihre Figur nicht klein ist, und da es im Herbste nicht an Weide fehlt, um sie zu mästen.

Lämmer verkauft man nur in dem äußersten Falle, wenn etwa zuweilen ein buntes geboren wird, oder wenn einzelne Stücke ver-

zwergt ſind. Sonſt hat man den ſehr richtigen Grundſatz, daß man die Lämmer ſich erſt ausbilden laſſen muß, ehe man ein richtiges Urtheil über ſie abgeben kann. Eine Garantie für eine gute Ausbildung hat ja überdies ein jedes ſchon in ſeiner Abſtammung, die man, wie bereits bekannt, hier ſo genau nachweiſen, und mit Belegen documentiren kann.

So iſt denn die Verwerthung der Erzeugniſſe der Schäferey eine höchſt beachtenswerthe und ſie erreicht von nun an erſt ihre volle Wichtigkeit, nachdem ſie vollzählig geworden, und, da ſie jetzt einzig und allein auf immer höher ſteigende Qualität hinzuarbeiten hat, einen immer höhern Reinertrag liefern muß. Schäfereyen der Art haben aber nicht für ihre Eigenthümer allein, ſondern auch für das Land, in welchem ſie exiſtiren, eine hohe Bedeutung, weil ſie den Ruf der erzeugten Wolle aufrecht erhalten helfen, und ihn zu immer größerem Glanze bringen. Dadurch aber werden ſie mittelbar zu Wohlthätern für die Schafzucht des ganzen Landes, was ſie ohnedies ſchon durch die edlen Thiere, die ſie zum Verkaufe liefern, ſind. Es iſt dies ein Geſichtspunct, aus welchem auch der Staatswirth die Sache zu betrachten hat, und wo dies geſchieht, da kann dem Lande nur Gewinn erblühen.

Die Verwerthung der Producte des Rindviehes iſt ziemlich einfach. Was die Milch, die Butter und den Käſe anlangt, ſo wird faſt alles in den eigenen Ökonomieen verbraucht, zumal da, wie ich ſchon in dem Abſchnitte von der Rindviehzucht angegeben habe, ein großer Theil der Kühe den Deputatiſten gehören. Das zugezogene Vieh aber verwerthet man am beſten durch Abgabe in die Ökonomie, indem man mit ihm die Zugochſen ſtets vollzählig erhält, und in Stand geſetzt wird, von dieſen alle diejenigen, ſo entweder zu alt oder nicht ſtark genug ſind, um ferner beybehalten zu werden, auszumerzen und zu mäſten. Mittelbar erwächſt dadurch der Rindviehzucht eine bedeutende Nutzung. Daß man aber auch junge Thiere, nämlich Kalbinnen und Stiere verkauft, und welche Preiſe man dafür erhält, das habe ich auch ſchon angegeben. Berechnet man dabey genau Einnahme und Ausgabe, ſo ergibt ſich

immer ein nicht zu überſehender Reinertrag, und ich muß daher hier wiederholen, was ich ſchon weiter vorn von der Rindviehzucht behauptete, daß ſie nämlich gewöhnlich viel einträglicher iſt, als man ihr zugeſteht; daß es aber vor allem auf die Art und Weiſe ankomme, wie man ſie betreibt, wenn man einen erſprießlichen Nutzen davon haben will. Am Ende gilt dies ja von jedem andern ökonomiſchen Zweige eben ſo gut, und ein Landwirth bewährt ſich nur dadurch als einen wahrhaft rationellen, wenn er bey jedem ſo zu verfahren verſteht, daß er durch ihn den möglich größten Nutzen zieht.

Das wären denn die Gegenſtände alle, welche die ganze Rente bilden, deren Größe ſich je nach der hervorgebrachten Menge, auch zunächſt nach ihrer beſſern oder geringern Verwerthung richtet. Der verſtändige Landwirth beſtimmt das Maaß ihrer Erzeugung nach der leichtern — alſo auch wohlfeilern — Hervorbringung und nach der damit übereinſtimmenden leichtern — d. i. höhern — und ſichererm Verwerthung.

Es handelt ſich jedoch um die Hervorbringung der Producte, durch deren Verkauf man ſich eine Rente ſchafft, nicht allein, ſondern auch um ihre Sicherung vor der Gefahr des Unterganges. Feuer, Hagel und Viehſeuchen können kommen und ſchnell alles, was der verſtändige Landwirth mit Mühe und im Schweiße ſeines Angeſichts hervorgebracht hat, vernichten. Sich gegen ſolches Unglück zu verſichern, wozu es in unſerer Zeit an vielfacher Gelegenheit nicht fehlt, das gebietet die Klugheit. Indeß iſt nicht unter allen Umſtänden und Verhältniſſen der Rath, dies nur zu thun, der beſte. Wir werden den Beweis davon alsbald klar vor Augen haben.

Wollte Graf Lariſch ſich gegen alle die genannten Unfälle verſichern, ſo würde er, wenn er dies auf eine nur einigermaaßen genügende Art thun möchte, alljährlich ungeheure Summen auszugeben haben. Gegen Brand beträgt bey den Aſſecuranzen die Prämie bey ſehr feuergefährlichen Localitäten ein Procent, zuweilen auch darüber, des verſicherten Gegenſtandes; bey wenig gefährlichen $^1/_2$ Procent. Nehmen wir das Mittel mit $^3/_4$ Procent, ſo bezahlt

derjenige, welcher sich versichert, in 133 1/3 Jahren die Summe, welche er, wenn ihn das Unglück betrifft, gänzlich abzubrennen, von der Assecuranz erhält. Die Ausgabe ist scheinbar gering, wenn man nicht allzuviel zu versichern hat, und gesetzt auch, die Gegenstände betrügen 10,000 fl., so hätte man jährlich zwar 75 fl. Prämie zu zahlen, diese käme aber gar nicht in Betrachtung, wenn man sich denkt, daß man nun wirklich abbrennt, und dafür 10,000 fl. erhält. Gehen wir weiter, und bleiben bey der Thatsache stehen, daß mancher landwirthschaftliche Hof durch Blitz oder Unvorsichtigkeit oder vorsätzliche Brandstiftung in dem gedachten Zeitraume von 133 1/3 Jahren mehrere Male abbrennt, so erscheint die Unterlassung der Versicherung, wenn man Gelegenheit dazu hat, als eine höchst tadelnswerthe Gleichgültigkeit, und die Absicht, bey dieser Unterlassung sparsam seyn zu wollen, als eine große Thorheit. Für einzelne, oder auch nur wenige Höfe, welche ein Grundbesitzer hat, muß auch dieses Urtheil als vollkommen gültig erscheinen, und er hat, wenn er das ihm so nahe liegende Mittel der Versicherung nicht benutzt, sich ganz allein die Schuld beyzumessen, wenn ihn das Unglück des Brandes trifft, und er dadurch zu Grunde gerichtet wird. — Eine ganz andere Gestalt gewinnt aber die Sache, wenn ein Eigenthümer Besitzungen hat, welche, nach ihrer Zahl und Größe, eine Assecuranz unter einander bilden können, wie dies bey denen des Grafen Larisch der Fall ist. Tafel D. weist 76 einzelne größere und kleinere Höfe nach, und wenn nun gleich alle Jahre ein halber davon abbrennte, so wäre die Assecuranz dennoch bedeutend höher, als der erlittene Verlust. Um sich davon zu überzeugen, braucht man blos die Zahlen gegen einander zu stellen. Ein halber Hof von den sechs und siebenzigen ist der 152. Theil des Ganzen, und es gehörten also auch 152 Jahre dazu, ehe alle Höfe abgebrannt wären. In der Assecuranz aber würde sie der Graf in 133 1/3 Jahren sämtlich bezahlt haben. Gesetzt nun, es träfe ihn das Unglück, daß ihm alle zwey Jahre ein Hof abbrennte, so würde man ihn gewiß allgemein bedauern, und man würde es unbegreiflich finden, daß er in keine Assecuranz träte. Und dennoch hätte er auch in solchem Falle noch

Schaden, und müßte faſt ein Sechstheil mehr zahlen, als was ſeine erhaltene Brandhülfe betrüge. Nun aber iſt er bis jetzt ſo glücklich geweſen, daß ihm ſeit der langen Zeit ſeines Beſitzes, d. i. beynahe zwanzig Jahre, zuſammen genommen noch nicht einmal ein ganzer Hof abgebrannt iſt, daß er folglich noch nicht einmal den zwölften Theil durch Brandſchaden gelitten hat, was ihn die Aſſecuranz gekoſtet haben würde. Daher iſt für ihn, bey der Größe ſeiner Beſitzthümer, die eigene Verſicherung die beſte, und er gewinnt dadurch, gegen den Beytritt in eine andere, alljährlich ſehr bedeutende Summen.

Wenn dies aber auch wirklich in Beziehung auf Brandſchaden gilt, und wenn dem edlen Grafen dabey vielleicht die allgemeine Liebe und Verehrung ſeiner Unterthanen zu ſtatten kommt, die ihn vor Brandſtiftung bewahrt, ſo müſſen wir auch fragen, wie es mit den andern beyden Arten von Unglücksfällen, nämlich mit Viehſeuchen und Hagelſchaden ſtehe? Auch hier ergibt ſich uns, ohne lange Unterſuchung, dasſelbe Reſultat. Die große Zahl ſeiner Viehſtämme bildet gerade ſo gut eine Aſſecuranz unter ſich, wie die Zahl der Gebäude, und wenn wir hier noch insbeſondere darauf ſehen, daß bey der guten Unterbringung in den Ställen, bey der allezeit ſorgfältigen Wartung und Pflege die Sterblichkeit unter dieſen Viehſtämmen nicht groß iſt, und ſie auch vor dem Einreißen der Seuchen weitmehr bewahrt ſind, als wenn dies alles nicht ſo wäre; wenn wir noch dazu die Erfahrung rechnen, daß man ſich zeither unter andern gegen das Eindringen der Rinderpeſt durch ſtrenge Abſperrung, und andere geeignete Vorkehrungen ſchützte: ſo kommt dasſelbe Reſultat heraus, wie bey der Verſicherung gegen Brand, d. h. man gewinnt bedeutend, wenn man in keine Aſſecuranz tritt, und die ſämtlichen Viehſtämme als unter einander verſichert betrachtet. Und ſo iſt es auch mit dem Hagelſchaden, und es würde der Graf ohne alle Frage bey weitem mehr an die Aſſecuranz zu zahlen haben, als was er von derſelben erhalten würde, wenn ihn einmal das Unglück, zu verhageln, treffen ſollte. Zudem liegen ſeine Güter noch in ſo vielen Gegenden, daß eine Verhagelung immer

nur theilweiſe treffen und am Ende die Entſchädigung nicht viel mehr betragen könnte, als was er in einem Jahre an der zu zahlenden Prämie erſpart. Die Berechnung wird ſo ziemlich dasſelbe Reſultat liefern, wie bey der Verſicherung gegen Brand.

So ergibt ſich denn aus dieſer, durch Thatſachen als richtig erfundenen Anſicht, daß man falſch urtheilen würde, wenn man dem Grafen es als eine unkluge Sparſamkeit auslegen wollte, daß er ſich nicht mit allen Gebäuden, Viehbeſtänden und Früchten verſichert. Es iſt dies ein Beyſpiel, welches ſtatt mehrerer andern dienen mag, ſich die Lehre zu merken, daß, wenn man über die Zuſtände und die Verfahrungsart Anderer urtheilen will, man erſt genau alle Umſtände und Beweggründe aufſuchen und gegen einander ſtellen müſſe, um ſich nicht durch ein unreifes Urtheil eine Blöße zu geben.

Ich ſchließe hiermit dieſes Kapitel, und wenn vielleicht noch Einiges über den Gegenſtand, den es abhandelt, zu ſagen ſeyn ſollte, ſo mag man es in dem hiernächſt folgenden ſuchen.

Achtes Kapitel.

Das Rechnungsweſen und die Buchführung.

Welch' eine wichtige, aber auch zugleich ſchwierige Sache das Rechnungsweſen in einer Ökonomie ſey, das geht daraus am klarſten hervor, daß man ſchon ſo viele Anweiſungen und Schemata zu demſelben gegeben hat, und dennoch immer noch nicht ſo weit damit gekommen iſt, daß man eine Rechnungsmethode aufgefunden hätte, welche allen an ſie geſtellten Forderungen entſpräche. Und dennoch iſt ſie eine ſo nothwendige Sache, und es kann ohne ſie keine große Ökonomie weder beſtehen, noch eine wahrhaft rationelle genannt werden. Die Verſchiedenheit der Zweige und die Koſten und Ein-

träglichkeit eines jeden sind Ursache der Schwierigkeiten der Berechnung, und sie erfordern ein jeder für sich eine besondere Art und Weise der Zusammenstellung. Natural- und Geld-Rechnung sind die beyden Hauptzweige, in welche das ganze ökonomische Rechnungswesen zerfällt. Zu ersterer aber gehören alle die vielen und mannigfaltigen Gegenstände, welche auf die Erzeugung von Naturalien Bezug haben, und bey der zweyten handelt es sich nicht allein darum, sämtliche Einnahmen und Ausgaben aufzuzeichnen und gegen einander zu stellen, sondern man will dabey auch gern von jedem einzelnen Zweige ausmitteln, was er kostet und was er einträgt, und hat zur Erreichung dieses Zweckes in vielen Ökonomieen die doppelte italienische Buchhaltung eingeführt, wo ein jeder Zweig sein eigenes Conto hat, in welchem sein Haben und Sollend. h. das was er trägt und was er kostet, eingetragen wird. So genau sie nun aber auch geführt werden mag, so bleibt sie doch immer noch mangelhaft, weil es mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist, genau und erschöpfend auszumitteln, wie theuer jedes einzelne Product dem Landwirthe zu stehen kommt. Die am schwersten zu lösende Schwierigkeit liegt nämlich darin: daß von den Factoren der eine die Kraft und der Reichthum des Bodens ist, welches beydes die zu erzeugenden Producte in Anspruch nehmen. Da fehlt es denn aber noch an gründlichen und überall ausreichenden Bestimmungen, in welchem Grade und Maaße solches geschehe. Denn alle verdienstvollen Arbeiten und Nachweise, die wir auch noch über die Statik des Ackerbaues besitzen, reichen zu einer solchen Bestimmung nicht aus, wie die Erfahrung so vielfach lehrt. Da nun außerdem noch diese doppelte Buchhaltung sehr weitläufig wird und dies um so mehr, je zahlreicher und vermehrter in neuerer Zeit die verschiedenen Zweige durch die mit der Landwirthschaft verbundenen technischen Gewerbe geworden sind, so hat man vor derselben eine gewisse Abneigung und sie wird nicht allein in wenig Ökonomieen eingeführt, sondern man stellt sie mitunter, wo dies geschehen, wieder ab.

Wenn es nun gleich von Wichtigkeit iſt, daß der Landwirth durch eine genaue Rechnung ausmittele, was ihn jedes Product koſtet, und wenn er dabey vor allen Dingen auch darauf zu ſehen hat, wieviel bey deſſen Erzeugung vom Grundſtocke, d. i. vom Bodenreichthume aufgezehrt wird: ſo kann er dennoch der weitläufigen doppelten Buchhaltung entbehren, wenn er nur ſeine Rechnungsbücher ſo führt, daß ſie ihm über alle in Anſpruch genommenen Kräfte eine Auskunft geben, und daß er ſtets eine Überſicht vom pecuniären Stande des Ganzen hat. Was vom Grundſtocke aufgezehrt wird, d. h. was die Bodenerzeugniſſe ausſaugen, das ergibt ſich ihm, wenn er den Landbau nur mit Aufmerkſamkeit führt, aus der Erfahrung, und er wird gewiß ein Product, von welchem ihm dieſe ſagt, daß er es auf Koſten anderer erbaut, und daß es ihm dadurch mittelbar viel theurer kommt, als was ihm die Rechnung nachweiſt, ſchwerlich begünſtigen, ſondern es, wenn nicht genügende Gründe für ſeine Beybehaltung ſprechen, beſeitigen. — Aber die Ausſaugung kann auch nicht allemal einzig und allein entſcheiden, weil eine Frucht dieſelbe durch eine andere wohlthätige Einwirkung wieder erſetzen kann. Zum Beweiſe deſſen darf ich nur auf den Repsbau, wie er auf den Karviner Gütern betrieben wird, hinweiſen. Würde man hier dieſer Frucht die Ausſaugung des Bodens ganz zur Laſt ſchreiben, und ihr nicht dagegen ihren Einfluß auf eine verbeſſerte Agricultur zu Gute rechnen, ſo thäte man ihr offenbar unrecht. Sollte nun aber in der doppelten Buchhaltung beydes aufgenommen werden, ſo würden ſich die Schwierigkeiten nur noch vermehren.

Der eben aufgeſtellten Forderung, daß durch die Rechnungen der Landwirth eine gewiſſe Überſicht von allen zur Erzeugung von Producten angewandten Kräften und Capitalien gewinne, wird in Karvin vollkommen genügt. Bey der Menge der Gegenſtände, und bey dem großen Umfange ſämtlicher, in ein Rechnungsſyſtem gezogenen Ökonomieen bekommen aber, trotz dem, daß man keine doppelte Buchhaltung führt, dennoch die Rechnungsbücher eine Größe,

die den, welcher dergleichen nicht gewohnt ist, fast erschrecken macht. Ich werde nunmehr einzeln angeben, wie sie geführt werden, und einige beyliegende Tafeln enthalten die Schemata, wornach die Sache zur klareren Ansicht kommt. Überdies werde ich zu jeder den nöthigen Commentar geben, um etwaige Dunkelheiten aufzuklären.

Da ich von unten anfangen muß, um die ersten Elemente des ganzen Rechnungswesens aufzusuchen und nachzuweisen, so ist es nöthig, daß ich zuerst die Arbeit vornehme und zu dem Ende in Tafel L. zeige, wie ein jeder Districtsbeamter sein Journal zu führen hat, damit er aus demselben nachweisen kann, wieviel Arbeit er bey der Agricultur verbraucht und wozu er sie angewandt hat. Die vordersten beyden Columnen zeigen die Eintheilung des Feldes, so wie die Nummer des Schlages, die dritte benennt den Meierhof oder das Vorwerk; in der vierten finden wir den bey der Arbeit angestellt gewesenen Aufseher, nämlich den Schaffner oder Draben. Alsdann ist in der fünften Hauptspalte angegeben, wieviel die wöchentliche, auf dem fraglichen Districte vorhandene zu leistende Robot austrägt. Darunter ist nachgewiesen, wieviel davon verbraucht wurde, woraus denn hervorgeht, ob man welche im Rückstande behalten oder auch für die nächste Woche anticipirt habe. Das Übrige erklärt sich aus sich selbst. Wie ich jedoch weiter vorn schon angeführt habe, so reicht die Robot zur Feldarbeit nicht allein bey weitem nicht aus, sondern sie ist nur als Lückenbüßerin zu betrachten, indem die eigenen Bezüge und die Lohnarbeiten das meiste ausmachen. Bey dieser Tafel handelt es sich hauptsächlich darum, genaue Nachweise für die pünctliche Führung der Robotbücher zu haben. Für die Lohnarbeiten wird wiederum ein eigenes Blatt angelegt, was bey der wöchentlichen Conferenz zum Vortrage kommt. Daß der bey der Arbeit angestellte Aufseher besonders angeführt wird, das hat seine guten Gründe, weil, wenn nicht alles dabey gegangen ist, wie es soll, derselbe nicht allein vom Districtsbeamten, sondern auch von der Direction zur Verantwortung gezogen werden kann. Außer diesem haben die Beamten von den entfernten Districten in ihren wöchentlichen Berichten auch anzuführen, wie

L.

die Witterung jeden Tag war. Dies geſchieht darum, weil es früherhin vorgekommen, daß man ſich bey der Nichtvollziehung einer Arbeit gewöhnlich mit ſchlechter Witterung entſchuldigt hatte, was nun nicht mehr ſtatt finden kann.

M. Tafel M. geht einen Schritt weiter, und weiſet nach, was zu bearbeiten war, und wie weit die Arbeit bereits gediehen iſt. Sie iſt in ſich ſelbſt verſtändlich und bedarf keiner weitern Erläuterung.

N. Auf Tafel N. erſieht man, was bereits angebaut, und was
O. noch anzubauen iſt. Ihr gegenüber kommt Tafel O. zu ſtehen, weil man da ſehen kann, wieviel an Schocken in der Ernte von den angebauten Flächen entfallen iſt. Dieſe beyden Tafeln laſſen noch manche Bemerkungen zu. So z. B. würden ſie vollſtändiger erſcheinen, und die Überſicht erleichtern, wenn beym Anbau in Verticalcolumnen auch angezeigt wäre, welche Düngung und Bearbeitung das bebaute Feld erhalten habe, und wenn ſodann die Ernte auf derſelben Tafel in andern hintennach folgenden Spalten angezeigt wäre. Sie ſind jedoch hier blos als wöchentliche Nachweiſe aufgeſtellt, und es werden außerdem noch beſondere Saat- und Ernte-Regiſter in der Art, wie ich eben ausſtellte, geführt. Ta-
P. fel P. gibt eine ohngefähre Überſicht der Art. Alle drey aber dienen meiſtentheils nur dazu, um den Cultur-Koſtenpreis der Erzeugniſſe, wie er weiter vorn aufgeſtellt worden, auszumitteln.

Ich gehe zur Geldrechnung über. Jeder Diſtrictsbeamte gibt, wie ich ſchon angeführt habe, alle Wochen ſeine Einnahmen und Ausgaben zur Conferenz, und ſie werden dort in das dazu beſtimmte Buch eingetragen. Nur die entfernteren Diſtricte conferiren blos alle Monate, weil es nicht möglich ſeyn würde, daß die Beamten alle Wochen erſcheinen könnten. Zudem haben dieſelben ihre eigene ſelbſtſtändige Rechnung, und dies um ſo mehr, als ſie weniger mit den andern Diſtricten in gegenſeitige Abrechnung kommen, wie die nahe zuſammenliegenden. Im Conferenz-Buche ſind Horizontal- und Vertical-Spalten: in dieſen ſind die Diſtricte hinter einander genannt, in jenen werden alle die verſchiedenen Gegen-

stände, so sie zu conferiren haben, aufgeführt. Daß dabey für das Haben und Sollen ein eigenes Folio ist, das versteht sich von selbst. So stellt sich die Sache ganz einfach dar, und ein jeder Beamte kann augenblicklich sehen, wie er steht, und was er für einen Abschluß nach Ablauf des Jahres zu erwarten hat.

Ganz in gleicher Art wird das Hauptbuch geführt, in welchem sämtliche Districte hinter einander in den Verticalspalten aufgeführt sind, und wo in den horizontalen die Gegenstände, wofür die einzutragende Geldwehrung eingekommen ist, genannt sind. Dabey werden stets zwey Jahre in Parallele gestellt, um augenblicklich zu vergleichen, ob das heurige Jahr besser oder schlechter wie das vergangene in dem Gegenstande stehe. Es werden zu diesem Ende doppelte Verticalspalten gezogen, wovon die eine z. B. das Jahr 1839 und die andere das Jahr 1840 angibt. Daneben ist wiederum eine Spalte, worin bemerkt wird, ob Plus oder Minus sey, und die Ursachen angegeben werden, warum das Eine oder das Andere vorkomme. Da nun achtzehn Districte, und alle neben und hinter einander aufgestellt sind, so leuchtet ein, daß eine sehr lange Tafel entstehen muß. In der That hat diese auch die Länge von einigen Ellen, gewährt aber einen augenblicklichen Überblick über das Ganze und ist zugleich eine genaue Controlle für jeden einzelnen District. Das Schema dazu läßt sich nach der hier gegebenen genauen Beschreibung leicht anfertigen.

Die Cassenrechnung ist jedoch, wie man wohl bald einsieht, hiebey nicht mit eingeschlossen, und sie wird wieder separat, jedoch nach den einzelnen Zweigen der Ökonomie geführt. In ihr hat aber jeder District sein eigenes Conto, weil es ohne dieses eine nicht durchzuführende Arbeit für den Rendanten seyn würde, jedem seine Rechnung zu stellen.

Die übrige Buchführung ist, vermöge der vielen Zweige und der Ausdehnung der Güter, ziemlich weitläufig, wird aber so pünctlich vollzogen, daß über alles und jedes, was die ganze Verwaltung derselben betrifft, auf eine ganze Reihe von Jahren rückwärts die genauesten Nachweise und eine völlig genügende Auskunft gege-

ben werden kann. Was dies ſagen wolle, das wird man leicht ermeſſen, wenn man hört, daß gegen achtzig Rubriken ſind, und daß manche drey bis vier Fächer in der Regiſtratur einnimmt. Und zur Führung derſelben ſind nur zwey Schreiber angeſtellt, die aber unter der unmittelbaren Aufſicht der Direction ſtehen, die überall energiſch eingreift, und nur dadurch eine bewundernswerthe Ordnung erhält.

Von ſelbſt ſetzt man wohl voraus, daß in dieſer Regiſtratur nur alle die Actenſtücke aufbewahrt werden, welche zur Verwaltung der Ökonomie mit allen ihren Nebenzweigen und Verbindungen gehören, und daß alſo alle diejenigen, welche außer ihrem Bereich liegen, wie z. B. die Steinkohlengruben, die Gerichtspflege, Waiſenverwaltung u. dgl. ausgeſchloſſen ſind, obgleich ſie ſämtlich zum Reſſort der Direction gehören.

Vielleicht wird man ſagen, daß in der hier dargeſtellten Rechnung und Buchführung nichts Beſonderes nachgewieſen ſey, ja, daß man ſie mitunter anderwärts eben ſo vollſtändig und pünctlich, wo nicht noch muſterhafter ausgeführt finde. Ich will mich auf ein Beſtreiten dieſer Behauptung nicht einlaſſen, aber zu bedenken will ich geben, was es heiße, ein ſo vielfach gegliedertes und zuſammengeſetztes Weſen zu leiten und es in ſteter Ordnung zu halten, und daß, wenn dies zeither auf eine ſo exacte Weiſe geſchah, die dabey beobachtete Methode ſich wohl als brauchbar beweiſe.

So einfach aber auch das ganze Rechnungsweſen hier geführt wird, ſo erſcheint es doch, wegen der Größe, Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände ſo verwickelt, daß nur ein heller, mit arithmetiſchem Talent verſehener Kopf ſich ſchnell darin zurecht findet. Denn wem dieſer nicht zu Theil geworden, der wird faſt wirre, wenn er die Bücher einſieht, und er bedarf erſt einer Nachhülfe und Aufklärung, ehe er ſich darin zurecht findet.

Von der Bemerkung, die ich ſo eben einſchob, daß man wohl einwenden könne, es biete die hieſige Buch- und Rechnungsführung nichts Außerordentliches, nehme ich Veranlaſſung mich über Ausſtellungen, die wohl über ſo manches, was ich in dieſem Buche

mittheile, gemacht werden dürften, auszusprechen. Meine Absicht, die ich bey demselben habe, ist, das ökonomische Publicum mit einer großartigen, mit vielem Fleiße und Verstande geführten Landwirthschaft bekannt zu machen, und sie als Muster und Beweis aufzustellen, wie der intelligente Landwirth sein Gewerbe betreibt, daraus aber nicht allein eine Menge von Lehrsätzen der rationellen Landwirthschaft herzuleiten, sondern sie auch als ein Beyspiel aufzustellen, auf welchen Höhepunct die Landwirthschaft in Deutschland bereits gelangt sey. Daß ich dabey nicht im mindesten der Meinung bin, und daß das Publicum mich auch dieser beschränkten Ansich gar nicht einmal für fähig halten wird, als wolle ich die fragliche Ökonomie für das **non plus ultra** ausgeben, gegen welche keine andere aufkommen könne, darüber darf ich mich wohl nicht erst weitläufig auslassen. Wenn aber meine Beschreibung überall so günstig ausfällt, so kommt dies daher, daß ich hier so vieles fand, was mich ungemein ansprach, und was ich anderwärts nicht so vorzüglich gefunden habe, besonders wenn ich auf die Größe des Gegenstandes sehe. Meine Ansicht und meine volle Überzeugung spreche ich aus. Irren ist menschlich, und wenn es auch mir passirt ist, so mag man mich mit Gründen zurechtweisen. Wer weiß, ob nicht Eitelkeit und Eigenliebe gar manchen meiner Leser verleitet, mir vorzuwerfen, ich hätte da und dort zu sehr gelobt. Gar oft sind die Menschen geneigt, das Lob, welches Andern gespendet wird, für einen indirecten Tadel ihrer selbst zu halten. Mit solchen habe ich nicht zu streiten. Wie oft es aber vorkomme, das ist wohl einem Jeden bekannt. Außerdem kommt zuweilen noch der Brotneid ins Spiel, weil der, dessen Ökonomie in glänzenden Ruf gebracht wird, leicht den Vortheil gewinnt, daß seine Erzeugnisse mehr, wie früher, gesucht werden, er mithin zuweilen Andern die Kunden entzieht. Wem fällt nicht dabey sogleich vor allem Andern der Verkauf von Zuchtschafen ein? Dieser Brotneid wirft oft genug ein eben nicht günstiges Licht auf die, welche von ihm befallen sind. Wollte man auf seine Äußerungen achten, so gäbe es, außer dem Seinigen, nichts in der Ökonomie, was nur der Beachtung werth wäre. Wie jammervoll

stände es unter andern um die veredelten Schäfereyen Deutschlands, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr wäre, was z. B. mir bey meinen vielen Berührungen in allen Gegenden von guten Freunden und Nachbarn mitgetheilt worden ist! Doch das kommt ja überall vor, und ist von jeher nicht besser gewesen. Also möge es auch mein Buch treffen!

Wollte man der Karviner Buch- und Rechnungführung die Ausstellung machen, daß sie trotz ihres Umfanges den Gegenstand noch nicht genau und erschöpfend genug behandle; so wäre darauf wohl zu erwiedern, daß eine ins Übertriebene gehende Schreiberey und Zahlenkauerey gewöhnlich die üble Wirkung hat, daß man darüber das Wesentliche und Practische vergißt, und über dem vielen Tabuliren und Rechnen zuletzt in Gefahr kommt, nichts mehr zu berechnen zu haben. Das Zuviel und Zuwenig ist hier wie überall ein Ding. Denn wer ins Blaue hineinwirthschaften wollte, ohne sich nur Rechenschaft zu geben, ob ihm das Eine oder das Andere Gewinn oder Schaden bringe, und ob er in seinen Finanzen vor oder rückwärts komme, der würde in denselben Fehler verfallen, wie derjenige, welcher über dem Rechnungswesen die Praxis versäumte.

Übrigens gehört zur Buchführung auch die Rechnung über die Viehbestände, wovon die über die Schäferey einen sehr wichtigen Theil ausmacht. Mit welcher Genauigkeit dieselbe geführt werde, und wie bestimmt man in den desfallsigen Listen die Abstammung jedes einzelnen Thieres, sowie seine Mängel und Vollkommenheiten nachzuweisen im Stande sey, das habe ich in dem Kapitel von der Viehzucht ausführlich angegeben.

Eine nicht geringe Schwierigkeit würde es machen, wenn man den Capitalsstock ausmitteln sollte, welcher in der Unzahl von Gebäuden und in den mit großen Kosten seit so vielen Jahren verbesserten Grundstücken ruht. Freylich könnte dies die gräfliche Casse am besten nachweisen, wenn nicht von der eingekommenen Rente, noch ehe sie in jene Casse fließt, die Verbesserungen bestritten würden. Da die Rente jedoch immer noch einen so bedeutenden Überschuß

gewährt, daß man bey weitem mehr, als in früheren Zeiten abliefern kann, so geht daraus hervor, daß die Ökonomie viel eintragen müsse, indem die genannten Gegenstände (Gebäude und Verbesserung der Grundstücke), wenn man ihren Werth berechnet, in die Millionen gehen. Um dies richtig zu würdigen, braucht man gar nicht mit einer besondern Sehergabe ausgerüstet zu seyn. Man zähle nur einmal alle die neuen Ökonomiegebäude zusammen, und stelle daneben die Brandweinbrennereyen und Zuckerfabriken, so kommen, wenn man ihren Kostenpreis ausmittelt, viele hundert tausend Gulden zusammen. Dazu rechne man, daß die ganze Area von 14,000 Jochen so wesentlich und gründlich verbessert worden ist, daß man ganz gering geschätzt, auf die vermehrte Ertragsfähigkeit von einem Joche fünf Wiener Metzen Roggen jährlich rechnen muß. (In der Wirklichkeit beträgt dies factisch weit mehr.) Nun rechne man den Metzen zu 1 ½ fl. C. M., so kommen jährlich 105,000 fl. C. M. heraus, und diese als Capitalszinsen zu 6 pCt. berechnet, repräsentiren eine Summe von nahe an zwey Millionen Gulden.

Stellen wir aber auch die Frage auf: ob bey der gegenwärtigen Wirthschaftsführung diese Summe, sowie der ganze Grundwerth der Güter sich zu 6 pCt. verzinse? d. h. ob der Reinertrag derselben eine Summe betrage, welche diese 6 pCt. austrägt: so steht es mir zwar nicht zu, apodiktisch mit Ja zu antworten; aber Notizen darf ich geben, aus denen die Antwort zu entnehmen ist. Schon in der steigenden Rente, welche jedem Districte auferlegt ist, liegt die Garantie dafür. Statt aller übrigen, wollen wir nur einen der kleinsten annehmen. Z. B. Albersdorf hat gegenwärtig 19,000 fl. W. W. = 7,600 fl. C. M. an die Renten zu gewähren, nachdem es sämtliche bey der Bewirthschaftung seines Districtes auflaufenden Kosten und Ausgaben aller Art bestritten hat. Diese 7600 fl. sind folglich die Zinsen vom Grundcapitale, d. h. von dem, was auf diesem Districte der Grund und Boden mit seinen Gebäuden und Verbesserungen kostet. Der Umfang desselben beträgt 318 Joch, wie auf Tafel A. zu ersehen. Sonach kommen auf ein Joch jährlich 23 ¾ fl. C. M., und es wird folglich zu dem Werthe von 400 fl.

C. M. mit 6 pCt. verzinſet. So hoch kommt es aber mit Gebäuden, Verbeſſerungen u. ſ. w. noch lange nicht. Wenn nun gleich noch nicht alle Diſtricte bis zu dieſer Höhe geſtiegen, und einige noch weit darunter ſind; ſo ſtehen auch manche ſchon über derſelben, und die Zeit iſt, bey den ſteten großen und raſchen Fortſchritten, welche alle machen, gar nicht mehr fern, wo der Durchſchnitt von ſämtlichen dieſen Satz geben wird. Daraus aber rechnet ſich, das Capital zu 6 pCt. Zinſen angenommen, ein Werth für ſämtliche Güter von mehr als ſechstehalb Millionen Gulden C. M. heraus, indem die Rente von allen Diſtricten zuſammen ſich auf 334,591 fl. jährlich erhebt. Zu 10 pCt. berechnet, wie man es bey Landgütern in Berückſichtigung aller möglichen Unfälle gewöhnlich annimmt, würde jener Werth nahe an viertehalb Millionen Gulden betragen. — Bey alle dem iſt aber nicht außer Acht zu laſſen, daß die Rente noch immer im Steigen begriffen iſt, ferner, daß ſie bey den meiſten Diſtricten ſchon gegenwärtig den aufgegebenen Satz überſteigt und in der Zukunft ſich im Allgemeinen noch ſehr heben wird.

Ohne das hier eingeführte Syſtem würde es freylich eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſeyn, den Reinertrag der Güter ſo zu berechnen, daß keine Ausſtellungen dagegen zu machen wären, und die damit verbundene Arbeit würde ſo groß werden, daß mehrere Rendanten und Calculatoren erforderlich ſeyn würden, um ſie durchzuführen.

Alles, was ich hier von der Rente ſage, bezieht ſich lediglich und allein auf die Ökonomie, mit allem was zu ihr gehört, und es ſind die von derſelben getrennten Zweige des Forſtes und des Bergbaues darin nicht mit inbegriffen. Dieſe beyden beziehen aber eine Menge Einkünfte von der Ökonomie, und es iſt insbeſondere der Forſt, dem dieſelbe ſehr tributbar iſt. Denn die Steinkohlengruben geben, wie im Kapitel vom Ackerbaue ſchon geſagt, einen Theil ihres Productes unentgeltlich ab. Daß beyde aber für ſich einen bedeutenden Reinertrag liefern, das brauche ich nicht erſt beſonders hervorzuheben.

Neuntes Kapitel.

Verschiedene Verhältnisse.

Das erste, was ich hier zu nennen habe, ist A. das Klima und die Witterung, von welchen ich schon im ersten Kapitel einige Worte sagte. Der Regenfall ist in der Gegend bedeutend, weshalb denn auch nasse Jahrgänge der Ökonomie sehr lästig und verderblich werden, zumal der hiesige schwere Boden viel eher Trockenheit als Nässe verträgt. Der Niederschlag der Luft ist dazu noch bedeutend, theils wegen der Nähe des Gebirges, theils wegen der zwischen den Feldern durchziehenden Waldstreifen. Ich sprach in dem Kapitel vom Ackerbau schon davon, wie ersprießlich es für die hiesige Ökonomie sey, wenn die in die Felder einschneidenden Wald-Enclaven sämtlich geordnet würden. Da ich nun aber keineswegs zu denjenigen Landwirthen gezählt werden will, die da meinen, es müsse die Landwirthschaft stets in Opposition mit der Forstwirthschaft leben, und dieser möglichst viel Terrain abzugewinnen suchen, wenn sie in Stand gesetzt bleiben soll, immerfort die nöthigen Bedürfnisse für eine sich unaufhaltsam mehrende Bevölkerung aufzubringen, so will ich hier mein desfallsiges Glaubensbekenntniß ablegen, und über die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue, sowie über die günstigen und nachtheiligen Niederschläge der Luft einige Worte sagen.

Wenn auch das System des Forstraths von Cotta, den Waldbau streng mit dem Feldbau zu verbinden, in der Art, wie er es ausgeführt haben will, weder gänzlich durchzusetzen, noch, wenn es auch geschehen könnte, für das Ganze gerade besonders heilsam seyn würde, so ist doch die Grundidee, die darin liegt, eine völlig richtige. Wald und Feld bedingen gegenseitig ihr Gedeihen, aber sie müssen beyde ihr gewisses Maaß und ihre bestimmte Gränze haben. Sobald eins von beyden diese überschreitet, ist es für das andere nicht allein, sondern auch für dasselbe

ſelbſt nachtheilig. Cotta will für dieſes Maaß und zur Beſtimmung der Gränzen die Felder mit Waldſtreifen durchziehen, wodurch jenen Schutz und Luftniederſchlag, dieſen Gedeihen durch Freyheit in der Luft zu Theil werden ſoll. Wie ich ſchon ſagte, ſo iſt die Grundidee eine richtige, nur die Ausführung iſt in der Art, wie er ſie will, nicht zuläſſig. Wohl ſoll Wald und Feld wechſeln, aber die Gränzen laſſen ſich nicht, wie in einer Gartenanlage, abſtecken. Denn ein jedes hat ſeinen ihm von Natur zuſagenden Boden. Dem Felde gehört der beſſere, dem Walde der geringere, und wo das Land für jenes gar nicht mehr geeignet iſt, da gedeiht dieſer noch, wornach denn von ſelbſt folgt, daß bey der ſtricten Befolgung des Cotta'ſchen Syſtems mancher Mißgriff und daraus hervorgehender Nachtheil erſcheinen müßte. Wenn aber, wie dies in neuerer Zeit ſo oft vorgekommen iſt, und noch vorzukommen pflegt, die Landwirthe glauben, es ſey jeder Wald für ſie eine gute Beute, und es werde die Landfläche erſt zu ihrem wahren Werthe erhoben, wenn man den Wald von ihr wegnimmt, und ſie zu Ackerland umwandelt: ſo ſind ſie mitunter in großem Irrthume. Vorerſt gar noch nicht daran zu denken, wie ein ſolches Gebahren auf die Ausrottung und Zerſtörung aller Wälder hinarbeitet, und zuletzt das Holz zu einer Seltenheit machen würde, bey welcher ſein Preis zu einer Höhe ſteigen müßte, wo es faſt nicht mehr zu erkaufen wäre: ſo gibt es eine Menge Waldflächen, an denen die Landwirthſchaft nur einen Raub begehen kann, indem ſie dieſelben einige Jahre ausbeutet und ihnen den in langer Zeit geſammelten Humus entzieht, ſie ſodann aber als unbrauchbar liegen laſſen muß, weil die fernern Culturkoſten, wegen des geringen Bodengehaltes, nicht mehr herauskommen. Und leider ſind ſolche Plünderungen nicht ſelten, und ſie werden oftmals mehr darum vorgenommen, um den Werth des Holzes einzuziehen, als um die fraglichen Flächen in Ackerland umzuwandeln. Dieſes Verfahren iſt für Mit- und Nachwelt ein höchſt verderbliches, und es thut Noth, daß die Staatsverwaltungen ernſtlich dagegen einſchreiten. Ganz dieſem entgegengeſetzt iſt es, wenn man, wie in Karvin, Waldparcellen rodet, um den Feldern Luft

zu ſchaffen. Wo die Wälder noch, wie hier, über Verhältniß groß ſind, da gehört es gerade ſo gut zu einer zweckmäßigen Feld- und Forſt-Wirthſchaft, daß man ſie vermindere, als es dort, wo man ſie bereits über Verhältniß ausgerodet hat, dazu gehört, ihnen wieder mehr Terrain einzuräumen. Dadurch wird nicht allein dem Felde und dem Walde eine große Wohlthat zu Theil; ſondern es wird auch an dem einen Orte der Entwerthung und an dem andern der Übertheurung des Holzes vorgebeugt.

Ich muß in dieſen Gegenſtand noch etwas tiefer eingehen. Allgemein hört man gegenwärtig die Klage über Holzmangel und daraus hervorgehende hohe Holzpreiſe, und die Beſorgniß, wohin dies zuletzt noch führen werde, ſpricht ſich immer lauter aus. Wenn nun die Beſchränkung der Waldflächen durch Rodungen immer größer wird, dabey die Bevölkerung, und damit zugleich der Holzbedarf immer mehr zunimmt: ſo ſcheinen dieſe Beſorgniſſe nur allzugegründet zu ſeyn. Was die Sache aber noch verſchlimmern hilft, iſt der Umſtand, daß trotz der hohen Holzpreiſe die Waldfläche dennoch bey weitem das nicht an Reinertrag liefert, was ſie geben würde, wenn ſie zu Feld gemacht und zu Früchten benutzt würde, vorausgeſetzt, daß ſie ſich dazu eignet. Nur ein oberflächliches Beyſpiel wird den Beweis dafür liefern. Wenn der jährliche Zuwachs im Walde auf einen preußiſchen Morgen eine rheinländiſche Klafter betragen ſoll, ſo muß der Boden von vorzüglicher Beſchaffenheit ſeyn, und zwar ſo, daß er für den Ackerbau in die erſten Claſſen geſtellt werden könnte. Sein Werth würde folglich, nach einem ohngefähren Durchſchnitt, für Deutſchland 50 Rthlr. für den Morgen ſeyn. Rechnen wir nun zuerſt die Zinſen vom Grundcapitale mit 6 pCt. ab, ſo ſind dies 3 Rthlr., alsdann die Verwaltungskoſten, die beym Forſte freylich nicht übergroß ſind, mit $^1/_6$ Rthlr., das Schlagerlohn mit $^1/_3$ Rthlr., ſo ſind ſchon $3^1/_2$ Rthlr., ohne daß für den Waldbeſitzer nur ein Groſchen übrig bliebe. Stellen wir aber die Rechnung ſo, wie ich ſie weiter vorn für die Landwirthſchaft machte: daß nämlich das Grundcapital, wegen der vielen Zufälle und Gefahren, ſich mit 10 pCt. verzinſen müßte, ſo

kommen 5 Rthlr. auf den Morgen, und es koſtet eine Klafter Holz ſchon 5 ½ Rthlr. an Ort und Stelle. Und wohl zu merken, hier kann nur von weichem die Rede ſeyn, weil vom harten der jährliche Zuwachs geringer als eine Klafter iſt. — Wer wird aber wohl, wenn er ſich eine ſolche Rechnung macht, geneigt ſeyn, Wald anzulegen, noch dazu, da dieſe Rechnung, wenn ſie nach dem Gange der Dinge geſtellt wird, noch weit ſchlechter ausfällt. Denn man muß ja auf die Nutzung faſt ein Jahrhundert warten, und wenn wir da zum Grundwerthe noch das **Lucrum cessans** ſchlagen, ſo verfünffacht ſich die Summe, und man erſchrickt davor, was alsdann eine Klafter Holz koſtet. Weil wir die Wälder überall ſchon im Stande finden, ſo rechnen wir in der Regel nicht auf die hier geſtellte Art, und deshalb erſcheint uns auch der Holzpreis nicht ſo zum Erſchrecken hoch.

Aber auch rückwärts bekommen wir daſſelbe Facit. Wir nehmen bey dem gegebenen Beyſpiel einen achtzigjährigen Turnus an, und denken uns eine Waldfläche von achtzig Morgen, die von der Güte iſt, daß ſie, zu Ackerbau umgewandelt, den Werth von fünfzig Thaler für einen Morgen hat. Das vollwüchſige Holz, d. i. das, was auf dem einen Morgen, worauf es bereits achtzig Jahr erreicht hat, ſteht, beträgt achtzig Klafter, die Klafter im Werthe von 3 ½ Rthlr. Dies verwerthet gibt 280 Rthlr. Von den andern 79 Morgen rechnen wir den Werth in progreſſivem Abfalle von 1 Klafter weniger in jedem Jahre, und wir bekommen 3160 Klafter, deren Preis à 3 ½ Rthl. die Summe von 11,060 Rthlr. Dazu nun die obigen 280 Rthlr., ſo erhöht ſich der Holzwerth auf 11,340 Rthlr. und dazu der Grundwerth mit 50 Rthlr. für den Morgen = 4000 Rthl., ſo liegt in der ganzen gegebenen Waldfläche ein Werth von 15,340 Rthlr. Soll nun dieſes Capital auch nicht mit 10, ſondern nur mit 6 pCt. verzinſet werden, ſo muß die jährliche Nutzung 982 ⅓ Rthl. ſeyn. Dafür nun bekommt man 80 Klafter Holz, wornach die Klafter auf 12 ¼ Rthlr., und wenn wir die Schlage- und Verwaltungskoſten noch mit ½ Rthlr. zurechnen, auf 12 ¾ Rthlr. kommt.

Man erschrickt bey solcher Rechnung und möchte sie gern falsch finden, obgleich sie nur allzurichtig ist, und es stellt sich in dieser Art der Waldbau gegen den Feldbau in großen Nachtheil. Zugleich folgt aber auch die Lehre daraus, daß es in hohem Grade verschwenderisch seyn würde, derartige gute Ackerflächen in Waldanlagen umzuwandeln. Glücklicherweise hat die Natur hier die Sache gütig vermittelt, und es gedeiht der Wald auf Gebirgen und sterilen Flächen, die für den Landbau gar nicht oder doch nur mit Nachtheil zu benutzen sind. — Wie aber wird es da in manchen Gegenden, stehen, wo dergleichen Localitäten nicht zu treffen sind? Auf diese Frage wird die Antwort weiter unten folgen, wenn ich von den Niederschlägen der Luft sprechen werde.

Wie aber soll denn die traurige Aussicht, welche aus der theuren Holzerzeugung hervorgeht, aufgeklärt werden? Drey Wege eröffnen sich dazu, sie sind: die Stein- und Braunkohlen, sowie der Torf; Benutzung aller wohlfeilen Landstücke zum Anbaue von Holz; und Ersparungen bey allen Feuerungen. Von jedem nur einige Worte.

Stein- und Braunkohlen finden sich freylich nicht allenthalben, dennoch aber gibt es in Deutschland so viele und reiche Lager davon, daß sie wohl geeignet sind, die Besorgnisse wegen des immer rarer und immer theurer werdenden Brennstoffes zu zerstreuen. Nur ist freylich ihr Transport zu schwierig und zu theuer, um sie auf weite Entfernungen zu schaffen. Nur vermittelst der Eisenbahnen wird diese Schwierigkeit größtentheils behoben, und es ist daher auch in dieser Hinsicht die immer weitere Ausdehnung derselben eine höchst erfreuliche Erscheinung. Torf ist noch in Menge vorhanden, aber zu seiner Benützung entschließt man sich nur schwer, weil mit derselben eine Menge von Unbequemlichkeiten, und unter andern auch eine große Feuergefährlichkeit verbunden sind. Indeß greift man, nothgedrungen, jetzt schon überall zu dieser Aushülfe, und wird es im Laufe der Zeit noch immer mehr thun müssen.

Das zweyte, die Benützung aller wohlfeilen Landstücke zum Anbaue von Holz, ist bisher noch nicht mit der

Aufmerksamkeit aufgefaßt worden, wie es dies wohl verdient. Strecken, die für den Landbau gar nicht geeignet sind, Grabenränder und Feldraine sind diese wohlfeilen Landstücke, zu denen auch die verwüsteten und nicht wieder angebauten Waldstrecken gezählt werden müssen. Denn wie letztere bis jetzt behandelt und meist nur dem Zufall überlassen werden, ob durch diesen neuer Holzanflug entstehen werde, müssen sie vorläufig fast als ganz werthlos betrachtet werden. Der Gegenstand gehört freylich in eine verbesserte Forstcultur, die ich im Vorbeygehen nicht dringend genug empfehlen kann. Wo man Gräben und Feldraine mit den geeigneten Holzarten bepflanzt, wozu sich Weiden, Birken, Erlen und Akazien am meisten eignen, da hat man von seinen Feldern eine Nebennutzung, die besonders in holzarmen Gegenden von großer Bedeutung ist.

Das wichtigste von den drey Stücken ist aber die möglichste Ersparung von Brennstoff, die nur durch die Anlage zweckmäßigerer Feuerstätten und Heizungen bewirkt werden kann. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß bey den meisten Heizungen nicht die Hälfte der Wärme gewonnen wird, und die bey weitem größere Hälfte in den Schornstein verfliegt. Wäre es möglich, sie so einzurichten, daß z. B. nur der zehnte Theil verloren ginge, so würde man mit der Hälfte des Brennstoffes so viel ausrichten, wie gegenwärtig mit dem Ganzen. Wenn alsdann auch die Preise desselben doppelt so hoch wären, wie gegenwärtig, so würde man dennoch nicht mehr darauf auszugeben haben, wie jetzt. Daraus folgt dann weiter, daß die Hälfte der jetzigen Waldflächen das Bedürfniß, wie es sich dermalen herausstellt, decken könnte. Der Gegenstand ist von solcher Wichtigkeit, daß von Staatswegen die höchsten Prämien auf Heizungsapparate auszusetzen wären, die einer solchen Forderung entsprächen. Sicher zu erwarten ist aber, daß man auch damit zu Stande kommen werde, da ja bekanntlich die Noth die fruchtbare Mutter der Erfindungen ist. — Solche Ersparung des Brennstoffes und die in der neuesten Zeit sich so erfreulich emporschwingende Waldcultur sind Gründe des Trostes für die wahrlich nicht thörichte Besorgniß wegen des immer bedenklicher

werdenden Holzmangels, und sie allein sind auch die Mittel, um dem Landbaue noch hin und wieder Waldstrecken, die für ihn geeignet sind, zu überlassen, ohne daß man dabey fürchten darf, einen Frevel gegen die Forstcultur zu begehen.

Ich gehe nun zum zweyten über, nämlich zu den Niederschlägen der Luft. In Waldungen, sowie in der Nähe derselben sind diese Niederschläge stärker, als auf weiten kahlen Ebenen. Von Bergen gilt fast dasselbe, wie von Waldungen, woraus denn folgt, daß an bewaldeten Gebirgen die Niederschläge am stärksten sind. Bis zu einem gewissen Grade sind sie den Feldern nothwendig und heilsam, im Übermaaße aber werden sie ihnen nachtheilig. Ihre Entstehung ist aus der Physik bekannt, und es liegen die Ursachen derselben in der kühleren Luft, welche in Wäldern und auf Bergen im Vergleich zu den sie umgebenden Ebenen herrscht. Wenn also die emporsteigenden Dünste, welche mit der Luft, in die sie treten, einem steten Strömen ausgesetzt sind, über solche Districte, wo eine kühlere Temperatur herrscht, streichen, so werden sie in Dämpfe verwandelt, die sich immer mehr verdichten und als Thau niedergeschlagen, dem Auge sichtbar werden. Aber auch wo diese Operation nicht bis zu dem Grade geht, senkt sich, dem Auge unsichtbar, an solchen Orten Feuchtigkeit nieder. Indeß ist es der Thau nicht allein, in welchem Niederschläge sichtbar werden, sondern sie zeigen sich auch im Regen. Denn es erstreckt sich die durch Wälder und Gebirge bewirkte Abkühlung der Luft bis zu einer bedeutenden Höhe, und es werden sonach auch die in den obern Regionen schwebenden Dünste, wenn sie über die Wälder und Gebirge hinströmen, dort ebenfalls niedergeschlagen, und sie fallen, in Tropfen zusammen geronnen, herab. Darin eben hat der in Wald- und Gebirgsgegenden vorkommende stärkere Regenfall seinen Grund. — Gegentheils aber folgt auch hieraus von selbst, daß auf weiten kahlen Ebenen derselbe gering seyn müsse, eben weil dort die Ursache des Niederschlages fehlt. — Nun könnte man aber vielleicht einwenden, daß auf diese Art eigentlich gar kein Regenfall dort vorkommen könnte. Das hieße aber kurzsichtig urtheilen, auch widerlegt die Erfahrung

dieſes. Ja es iſt bekannt, daß, wenn einmal auf ſolchen weiten Ebenen Regen fällt, dies gewöhnlich in ſehr reichem Maaße geſchieht. Welche Urſachen können dies wohl veranlaſſen? — Sie liegen gar nicht fern. Über dieſen Ebenen befindet ſich allezeit in der Luft eine große Menge von Dünſten, die durch das Aufſteigen aus der Erde immerfort erſetzt und vermehrt werden. Kommt nun eine kühlere Luftſtrömung von außen her über ſie, und iſt dieſe ſtark genug, daß ſie nicht durch die vorherrſchende Wärme überwältigt wird, vielmehr über ſelbe die Oberhand gewinnt, ſo werden die ſämtlichen, wie eben angegeben, in großer Menge vorhandenen Dünſte niedergeſchlagen, woraus die Erſcheinung eines heftigen Regenfalls von ſelbſt erfolgt. — Über Bergen und Wäldern dagegen werden die Dünſte fortwährend niedergeſchlagen, deshalb ſind in ſolchen Gegenden die Extreme einer exceſſiven Dürre oder einer verderblichen Näſſe ſeltener, als auf den Ebenen. Nur alsdann, wenn bey großer Hitze die in Gebirgen und Wäldern herrſchende Kühle überwältigt wird, hören die Niederſchläge auf, was aber hier gewöhnlich nur auf kurze Zeit geſchieht. Kommt alsdann eine plötzliche Abkühlung, ſo ſchlagen die vielen, ſich geſammelten Dünſte gewaltſam nieder, und darum ſind hier Wolkenbrüche häufiger, als auf den Ebenen.

Die hier gemachte Einleitung wird genügen, um das, was ich weiter zu ſagen habe, faßlich zu machen.

Sind in gebirgigen Gegenden die anliegenden Landſtrecken viel bewaldet, ſo werden dieſe häufig an Näſſe leiden, weil die Niederſchläge der Luft auf doppelte Art befördert werden, und es wird daher für das Gedeihen des Landbaues nothwendig, die Gränzen des Waldes zu beſchränken. Außer dem Nachtheile, welchen der Landbau erleidet, iſt dafür noch ein anderer zureichender Grund vorhanden, und das iſt der: daß unter ſolchen Verhältniſſen das Holz wohlfeil iſt, man es ſich außerdem auch ohne große Schwierigkeit aus den benachbarten Bergforſten verſchaffen kann. Mithin trägt der Wald auch keine hohe Rente, und wenn man ihm dazu noch den Nachtheil, welchen er auf den Landbau ausübt, in ſein Sollen

ſchreibt — wie es durchaus recht und billig iſt — ſo wird ſein Reinertrag ſehr gering, und die Beſchränkungen ſeiner Gränzen ſind auf doppelte Art motivirt. Dieſer Fall paßt in Concreto völlig auf Karvin, d. h. auf die geſchloſſenen, den Centralort Karvin umgebenden Diſtricte, und es würde eine höchſt beſchränkte Anſicht verrathen, wenn man hier Anſtand nehmen wollte, alle diejenigen Parcellen des Waldes zu roden und zu lichten, welche dem freyen Luftzuge, ſowie der ungehinderten Entwickelung der für den Landbau ſo nöthigen Wärme hinderlich ſind. Was man hier dem Walde abnimmt, das bringt doppelten Gewinn, indem es einmal die für den Ackerbau gewonnene Fläche vermehren hilft, und zum zweyten für die bereits vorhandenen Äcker in hohem Grade wohlthätig wird, wie eben bewieſen worden.

Ein ganz Anderes und geradezu das Umgekehrte iſt es bey ausgedehnten kahlen Flächen. Wer auf dieſen die etwa noch vorhandenen Waldſtücke robet, der begeht einen doppelten Raub, denn einmal vermindert er das ohnehin ſo ſeltene Holz, zum zweyten vermehrt er die Sterilität dadurch, daß er das letzte Mittel zu befruchtenden Niederſchlägen der Luft vollends hinwegnimmt. Dieſer Fall iſt ganz vorzüglich auf die ungeheuern Ebenen in Niederungarn anzuwenden. Dort, wo man in vielen Richtungen auf meilenweite Entfernungen kaum einen Strauch antrifft, nimmt häufig die Dürre ſo überhand, daß alle Gräſer vertrocknen, und das Land mit ſeinem überreichen Boden wie eine weite Wüſte ausſieht. Wie lediglich der Mangel an Bäumen und Waldungen dieſe Erſcheinung hervorruft, das kann man dort oft genug ganz augenſcheinlich wahrnehmen, wo meiſtentheils die Strichregen ſich über den, mit Bäumen verſehenen Ortſchaften entladen und ſodann über die kahlen Ebenen hinziehen, ohne einen Tropfen fallen zu laſſen. Auf ſolchen Ebenen iſt jede Baumpflanzung eine überaus verdienſtliche und wohlthätige Handlung, und ein angelegter Wald bringt einen zweyfachen großen Nutzen, weil er zum erſten dem Holzmangel abhilft, und zum zweyten durch die Beförderung der Niederſchläge der Luft für die ganze Umgegend zur Wohlthat wird. Auf ſolchen Localitäten iſt der Raum, den man

dem Walde einräumt, nicht allein gar keine Verkürzung der Ackerflächen, sondern es gewinnen dabey die übrigen so viel, daß daraus ein doppelter Ersatz für die zum Walde verwendete herbeygeführt wird. In Ungarn kommt noch dazu, daß die Flächen, die man zur Anlage von Waldung benutzen könnte, bis jetzt nur zu einer dürftigen Weide dienen, die am Ende im Walde, wenn er erst empor gewachsen wäre, ausgiebiger seyn würde. — Aber vielleicht kommt kein Holz dort fort? Mit nichten! vielmehr wächst insbesondere die Akazie so freudig, daß sie in zwanzig Jahren schon Stämme gibt, und daß sie gleich in den ersten Jahren nach ihrer Anpflanzung den Boden schützt, und zur Zwischenpflanzung und zum Gedeihen anderer Holzarten geschickt macht.

Der hier mitgetheilte Fall ist freylich auf Deutschland glücklicherweise noch nicht völlig anwendbar, indeß fehlt es auch leider schon in diesem unserm Vaterlande nicht an Gegenden, wo man an den Waldungen einen wahren Raub begeht, und ihre Verwüstungen zum größten Nachtheile für den Ackerbau noch immer fortsetzt. Für solche kann man die Sache nicht eindringlich genug machen, und für solche sollte eine verbesserte und vermehrte Forstcultur wie ein Evangelium gepredigt werden.

Wie die Witterung, abhängig von terrestrischen Einflüssen, in Karvin gewöhnlich sey, das habe ich nunmehr gesagt und einige Ursachen, soweit etwa meine Kenntniß in der Meteorologie geht, angegeben. Aber auch das Klima nannte ich. Daß es nicht allzumild sey, das habe ich schon im ersten Kapitel angeführt, dort auch die Ursachen angegeben, warum es so ist. Unter dem 51sten Grade nördlicher Breite, und noch dazu in der Nähe eines hohen Gebirgszuges, und selbst auf Hügeln und Bergen gelegen, kann man für diese Güter kein anderes Klima erwarten. Die noch über Verhältniß stehenden Waldflächen helfen wahrlich auch seine Rauheit nicht zähmen. Unter solchen Umständen stößt der Landbau auf Schwierigkeiten, die man in einem milderen Klima nicht kennt. Eine der vorzüglichsten ist das Drängen aller Arbeiten, wo oftmals Ernte und Saat in eine und dieselbe Zeit fällt. Auch die vorherrschende Nässe

legt dem hier wirthschaftenden Landwirthe so manche Klippe in den Weg. Darauf ist bey der Beurtheilung der hiesigen Ökonomieen besonders Rücksicht zu nehmen, damit man nicht einen unbesonnenen und ungerechten Ausspruch über sie thue. — Daß ich nicht Schwierigkeiten suche, wo keine sind, das mag der sachkundige Leser selbst beurtheilen; daß deren aber hier viele zu finden sind, die man nicht überall trifft, davon dürfte unter andern auch der Beweis in den Bauernwirthschaften liegen. Wer dem hiesigen Landvolke den Vorwurf der Trägheit machen wollte, der würde ihm unrecht thun, und dennoch findet man die Früchte auf den gedachten Wirthschaften nicht überall gut, ja vielmehr man stößt auf sehr schlechte, und nur diejenigen, die sich die Dominial-Ländereyen mit ihrer Bestellung zum Muster nehmen, haben meistentheils gute Früchte aufzuweisen.

Der hiesige Boden würde, bey einem milden Klima, ein sehr dankbarer seyn, denn er enthält die zur Fruchtbarkeit nöthigen Stoffe in nicht geringer Menge, nur bedarf er, bey seiner Strenge und Gebundenheit, der auflösenden und zersetzenden Mittel. Ein mildes Klima ist eins der wirksamsten derselben, und wo dieses fehlt, da muß der Fleiß und die Intelligenz des Landwirthes nachhelfen. Er hat daher eine schwerere Aufgabe zu lösen, als der, welcher die Begünstigung eines milden Klima's genießt: denn wo dasselbe dort cultiviren hilft, da muß dieser hier mehr seine eigenen Kräfte anstrengen, um den Boden aufzuschließen und ihm seine fest innehaltenden Schätze abzunehmen. Wer ihm aber, unter solchen obwaltenden Verhältnissen, dieselben abzulocken versteht, der bekundet seinen Beruf zum tüchtigen und wahrhaft rationellen Landwirthe. Wiederholen aber muß ich, daß hier auch in Beziehung auf das Klima eine engere Begränzung der Waldstrecken zur intelligenten Bewirthschaftung gehört, und daß zu dem doppelten Gewinn, den ich weiter oben genauer angegeben habe, auch noch der eines verbesserten Klima's tritt, wenn man diesen Gesichtspunct fest hält und zur Ausübung bringt. Die angegebenen und, wie ich glaube, überzeugenden Gründe werden diesen meinen Ausspruch rechtfertigen, und mich vor dem Vorwurf befangener und beschränkter Ansicht bewahren.

B. Unterirdische Schätze.

Man wird wohl schon von selbst voraussetzen, daß ich bey diesen vor allen andern zuerst vom Kalk sprechen werde, weil er für die Ökonomie zum dringendsten Bedürfnisse geworden ist, und auf diese bereits so günstig gewirkt hat, daß der Ertrag von den Äckern durch ihn so namhaft gesteigert worden ist, daß man ihm einen guten Theil des höhern Reinertrages, den man jetzt gegen früher hat, zuschreiben muß. Wenn man ihn auch nicht auf dem eigenen Reviere fände, so würde er selbst da noch günstig auf den Reinertrag wirken, wenn man ihn auch kaufen und aus weiter Entfernung herholen müßte, wie dies ja bey den Districten bewiesen ist, die keinen haben, ihn von den andern kaufen und ziemlich weit fahren müssen. Der Kalk, welcher auf den beyden Districten von Tcerlitzko und Albersdorf bricht, ist grau, etwas ins Blaue spielend; Kern und Textur sind nicht allzufein, dabey aber ist er sehr fest. Gebrannt löst er sich nicht allzuleicht, und er hat, wenn dies geschehen ist, eine grauweiße Farbe. Da er alsdann einigen Sand behält, so wirkt er zugleich mechanisch auf den hiesigen strengen Boden. Die bereits sich zu Tage zeigenden Kalkfelsen haben einen nicht unbedeutenden Umfang, so daß man für den eigenen Bedarf noch auf ferne Zeiten hinaus gedeckt ist. Er ist ein kaum hoch genug anzuschlagender Schatz für die fraglichen Güter, und wenn seine Wirkungen sich immerfort so günstig zeigen, woran wohl wenig zu zweifeln ist, so ruht in ihm ein Capitalstock, dessen genaue Schätzung ein fast ins Lächerliche gehendes Resultat geben würde.

Nächst dem Kalke nenne ich die Steinkohlen, und wenn auch ihre Ausbeutung kein unmittelbarer Zweig der Ökonomie ist, so kann doch der Kalk seinen großen wohlthätigen Einfluß auf dieselbe nur in Verbindung mit ihnen ausüben. In so fern sind sie mittelbar zur Ökonomie zu zählen, und können bey deren Beschreibung nicht ausgelassen werden. Zur Begünstigung derselben liegen sie mitten inne zwischen den Districten, in der Nähe von Karvin, und es ist sonach die Abfuhr derselben für keinen allzubeschwerlich.

Ihr Betrieb datirt nur etwa ein halbes Jahrhundert zurück, und er war im Anfange eben so mangelhaft, wie dies auch anderwärts in gleicher Art der Fall zu seyn pflegte. Gegenwärtig aber ist die Förderung in der besten Ordnung, und zwey Dampfmaschinen, eine große und eine kleinere, heben die Wasser, damit der Betrieb nicht gehindert werden kann. Man muß fast erstaunen über den reißenden Absatz, welchen die Kohlen in einer Gegend haben, wo doch das Holz noch nicht übermäßig rar ist, und man würde sich die Sache kaum erklären können, wenn nicht der Schlüssel dazu in dem vielen Kalkbrennen der ganzen Gegend und in der unglaublichen Holzverwüstung läge, die hier noch überall im Gange ist. Was ich oben von der Verschwendung des Brennstoffes in den fehlerhaft construirten Feuerungen und Heizungen rügte, das findet man hier, sowie in allen gebirgigen und holzreichen Gegenden, im ausgedehntesten Grade. Wenn ich dort behauptete, daß bey den meisten Heizungen bey weitem die größte Hälfte der Wärme durch den Schornstein entweicht, so muß ich hier diese Verschwendung auf drey Viertheile stellen, was factisch darin bewiesen ist: daß man für eine Haushaltung im Gebirge fast das doppelte Holzquantum bedarf, wie im flachen Lande. Höhere Holzpreise treiben zur Sparsamkeit im Brennen, und reizen zu bessern Einrichtungen der Heizungen. — Die Steinkohlen, welche man hier gräbt, sind von guter Qualität und sie brechen in ziemlich großen Stücken. Von diesen bekommt aber die Ökonomie nichts, sondern sie muß sich zu ihrem Kalk- und Ziegelbrennen mit Staubkohlen begnügen, die denn auch dem Zwecke vollkommen entsprechen. Dem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul: dies Sprüchwort findet, da die Ökonomie zu dem gedachten Zwecke die Steinkohlen von der Grubenverwaltung unentgeltlich bezieht, hier seine Anwendung. — Diese Wohlthat wird jedoch nur den, um Karvin her liegenden Districten zu Theil. Die auswärtigen trifft sie nicht. Da nun bis jetzt meine Beschreibung überhaupt sich bey weitem mehr mit diesen, als mit jenen befaßt, so finde ich nöthig, hier zu bemerken, daß ich in einem besondern Kapitel noch eine Art von Revüe über sämtliche Districte halten, und von

jedem einzeln eine beſondere Beſchreibung geben werde. — Man würde das Graben der Steinkohlen noch ſtärker betreiben, da ſich ergibt, daß die hier vorhandenen Lager auf Jahrhunderte hinaus vorhalten, und in größerer Tiefe ſich noch mächtiger und von noch beſſerer Qualität zeigen werden: wenn man nicht durch Mangel an Grubenleuten in der Förderung beſchränkt würde. Indeß legt man deren doch allmählig immer mehr an, obgleich der ſteigende Abſatz deſſen ungeachtet keine Vorräthe aufkommen läßt.

Der dritte, ſich auf den Gütern des Grafen Larisch vorfindende unterirdiſche Schatz iſt der Gyps. Dieſen aber findet man nur an einem einzigen Orte auf dem Diſtricte von Bluſchzau, und auch dort iſt er weder von vorzüglicher Güte, noch in großer Menge. Er iſt viel mit Thonerde gemiſcht, und kann daher zum größten Theile nur als Gypsmergel betrachtet werden, obgleich zwiſchen durch ſich auch der reinſte Gyps (ſchwefelſaurer Kalk), als reines Marienglas vorfindet. Er liegt nur in einzelnen Neſtern an einer ſüdlichen Abdachung, und man hat ihn zeither gerade nicht ſtark ausgebeutet. Seine Wirkungen ſollen ſich nur auf wenigen Diſtricten, unter andern auf dem Kuntſchitzer, erproben. Daß und warum der Gyps nicht überall guten Erfolg habe, ja daß es Localitäten gibt, wo man gar keinen ſpürt, davon ſprach ich im Vorübergehen ſchon weiter oben. Zu überſehen iſt aber nicht, daß es dabey gar ſehr darauf ankommt, wie man dieſe Verſuche macht, welche Zeit man zum Aufſtreuen des Gypſes wählt, welches Maaß man anwendet und in welcher Kraft der Boden iſt, auf den man ihn bringt. Außer der Bodenbeſchaffenheit ſind es auch die Pflanzen und Gewächſe, auf deren einen der Gyps gute, auf den andern geringe oder gar keine Wirkung thut. Was das erſte, den Boden anlangt, ſo iſt es eine allbekannte Sache, daß, je milder und cultivirter derſelbe iſt, der Gyps auch in gleichem Grade beſſere Wirkung zeige. Vielleicht ſind es die auf ſolchem Boden mehr geöffneten Blattorgane der Pflanzen, die dieſe Einwirkung begünſtigen. Denn daß ſie wirklich mehr geöffnet und ihr Zellengewebe loſer ſey, das ließe ſich durch die Theorie leicht beweiſen, wenn es nicht auch die

Erfahrung bestättigte. Auf einem sehr milden, besonders gut cultivirten Boden lagert sich das Getreide viel eher als auf einem strengen und nur zur Noth cultivirten. Dies geschieht nicht, wie man meinen könnte, durch seinen üppigen Wuchs und Stand allein, sondern vornehmlich wegen seiner mehr geöffneten und also weicheren Blattorgane. Auf strengem und gebundenem Boden kann der Stand des Getreides eben so üppig und dicht, ja beydes in noch höherem Grade seyn, wie auf jenem, und es wird sich dennoch weit seltener und weniger lagern. — Gehen wir auf den Gyps zurück. Auf so offene Blattorgane kann er viel leichter einwirken, als auf feste und geschlossene, und es wird sich daher bey Gewächsen mit jenen seine Wirkung leichter und stärker offenbaren, als auf denen mit diesen. Seine Zersetzung und Vermischung mit dem Boden, sowie sein Übergang in alle Theile der Pflanzen muß übrigens auch auf mildem Boden leichter vor sich gehen.

Der Gyps von Bluschzau thut also keine sichtbare Wirkung auf den einen, wohl aber tritt dieselbe alsbald hervor auf einigen andern Districten. Kuntschitz hat einen milden Acker, den man einen Lehmboden nennen kann. Bluschzau selbst wendet ihn sehr wenig an, weil ein Theil seiner Felder hoch und sandig ist, auf denen die Blattorgane der Pflanzen gerade am wenigsten geöffnet sind, und weil der andere Theil den strengsten Thon, und recht eigentlichen Lettenboden hat. So wenig ausgedehnt indeß gegenwärtig auch noch seine Benutzung ist, so bleibt nur zu wünschen, daß man noch mehrere Nester finden, und daß insbesondere seine Lager in der Tiefe noch mächtiger seyn möchten. Die Zeit wird schon kommen, wo immer ein District nach dem andern nach ihm greifen würde, wenn er nur in Menge vorhanden wäre. Diese Zeit wird alsdann eintreten, wenn man die Cultur der Äcker auf einen immer höhern Grad gebracht, wenn man den Boden mit dem Mineur immer mehr vertieft, und durch die immer mehr zunehmende Düngergewinnung in einen Reichthum versetzt haben wird, wo er die guten Eigenschaften des milden Lehmbodens erlangt, und dabey nicht dessen Mängel angenommen haben wird.

Nur noch wenige Worte will ich von den bis jetzt noch nicht genügend erklärten Wirkungen des Gypſes beyfügen. Die Meinungen darüber ſind noch ſehr getheilt, und ſtehen mitunter einander geradezu entgegen. Viele glauben, es ſey allein der Reiz und die Belebung, welche die im Gypſe enthaltene Schwefelſäure auf den Organismus der Pflanzen ausübt, wodurch die auf vielen Localitäten faſt ins Wunderbare gehenden Wirkungen des Gypſes hervortreten. Daß ich mich zu dieſer Theorie bekenne, das geht aus dem hervor, was ich über die geöffneten Blattorgane, und die dadurch erzeugte Befähigung für die Einwirkung des Gypſes, geſagt habe. Der Verſuch, den man in Frankreich mit Schwefelſäure auf Schotengewächſe mit dem glücklichſten Erfolge gemacht hat, enthält eine Beſtättigung dieſer Theorie. Die Schwefelſäure wird nämlich tauſendfach durch Waſſer verdünnt, und ſodann auf die Pflanzen geſpritzt, und es erſetzt ein Liter drey Centner Gyps: ſie kommt als Düngung, oder vielmehr als Reizmittel folglich viel wohlfeiler, als der Gyps. Andere aber widerſprechen dieſer Theorie und meinen, es löſe ſich der Gyps in der Erde auf, und werde zur eigentlichen Düngung. Den Beweis dafür leiten ſie daraus ab, daß man die Folgen einer Gypsdüngung viele Jahre an den nachfolgenden Früchten bemerke, wofür Beyſpiele in Menge angeführt werden.

Dieſe meinen ferner, man müſſe den Gyps, der zu ſeiner Auflöſung, laut chemiſchen Verſuchen, nahe an 500mal ſo viel Waſſer bedürfe, als ſein eigenes Gewicht beträgt, im Herbſte ausſtreuen, damit ihm die ganze Winterfeuchtigkeit zu Theil werde, und damit er ſich völlig auflöſen könne. Gegen dieſe Theorie laſſen ſich jedoch folgende Bedenken aufſtellen. Was zuerſt die Nachwirkungen auf die folgenden Früchte betrifft, ſo kann man ſie wohl faſt mehr dem üppigen Stande der vorhergehenden Blattfrüchte, durch welchen der Acker in eine vorzügliche Gahre — wie es der Bauer nennt — gebracht wird, als dem an ſich ſo geringen Quantum des aufgeſtreuten Gypſes zuſchreiben. In Beziehung auf das Aufſtreuen, haben vergleichende Verſuche bewieſen, daß auf manchen Localitäten die Wirkungen allerdings nachdrücklicher waren, wenn es im Herbſte geſchah;

auf andern aber hat man theils keinen Unterſchied gefunden, theils waren ſie günſtiger, wenn der Gyps im Frühjahre und zwar auf die bereits mit Blättern verſehenen Pflanzen geſtreut wurde. Durch letzteres beſtättigt ſich denn ebenfalls die erſte Theorie. Aus dieſen Widerſprüchen aber folgt, daß es noch mancher chemiſchen, ſowie vieler practiſchen Verſuche bedürfen wird, ehe man den Gegenſtand als erledigt betrachten kann.

Auch des Mergels und Moders muß ich gedenken, obgleich beyde auf den in Rede ſtehenden Gütern nicht gerade viel vorkommen. Vielleicht iſt die Kalkdüngung Urſache, daß man noch nicht dringend nach Mergel geſucht hat, den man ſonſt wohl, wenn anders die Lage mehrerer Diſtricte nicht trügt, wohl finden würde. Ich will hier nicht zum Überfluſſe alle die Pflanzen und Kräuter nennen, deren Wachsthum das Daſeyn von Mergel anzeigt, da ſie ja bekannt genug ſind. Aber die hügliche Lage, und die in den Thälern nothwendig entſtehenden Anſchwemmungen laſſen mit ziemlicher Zuverſicht auf vorhandenen Mergel ſchließen. Nicht allein Lehm-, Sand- und Kalkmergel würde man vielleicht finden, ſondern auch Schiefermergel, deſſen Wirkungen nicht ſo raſch, aber deſto nachhaltiger ſind. Ich ſelbſt habe unter andern auf einem Meierhofe in Swietlau deſſen getroffen, der bey Grabung eines Brunnens herausgebracht worden war. Auch bey den Steinkohlengruben in Karvin ſieht man in den aufgeworfenen Halden Anzeigen davon. — Moder trifft man insbeſondere bey Sackrau auf den in der Nähe der Oder liegenden Wieſen. Auf den Karviner Diſtricten ſollte man ihn in vielen Teichen vermuthen, womit man ſich jedoch täuſchen würde. Das aus den Gebirgen herabſtrömende Waſſer, welches ſie wäſſert, bringt zwar Steine genug, aber nur äußerſt wenig Schlamm mit ſich, und es konnte ſich demnach kein Moder bilden, und dies um ſo weniger, als ſie, wie bereits erzählt worden, ſtets nach einem gewiſſen Umlaufe unter den Pflug und zum Anbaue genommen wurden.

Da ich von den Wirkungen des Gypſes meine Meinung abgegeben habe, ſo iſt es in der Ordnung, daß ich dies auch über den

Mergel thue, zumal über ihn die Meinungen und Ansichten nicht minder getheilt sind, wie über jenen.

Das Sprüchwort: „Der Mergel macht reiche Väter, aber arme Söhne," stützt sich sicher, wie alle Sprüchwörter, auf eine langjährige Erfahrung, und es liegt in ihm der Satz, daß der Mergel nicht eigentlich dünge, sondern nur, ähnlich wie der Gyps, ein Reizmittel sey, nur mit dem Unterschiede, daß der Mergel nicht, wie der Gyps, seinen Reiz unmittelbar auf die Pflanzen, sondern auf den Boden ausübt. Man hat zwar in neuerer Zeit den Begriff von Düngung mehr fest zu stellen gesucht, als er früher gestanden, aber dennoch erlaube ich mir, hier noch ein Schärflein zu dieser Feststellung beyzutragen.

Vor allen Dingen müssen wir uns die Frage stellen: warum wir überhaupt düngen? und darnach wird es auch leichter werden, zu sagen, was Düngung sey. Legen wir dem Bauer diese Frage vor, warum er dünge, so wird er uns ganz kurz antworten: damit es besser wachse. In dieser Antwort liegt der Satz: daß alles das Düngung sey, was das Wachsthum der Pflanzen befördert. Folglich gibt nach dieser allgemeinen Bestimmung auch der Gyps und Mergel eine Düngung, auch wenn wir beydes nur als Reizmittel gelten lassen. Indeß wird dies der Bauer nicht völlig zugeben wollen, und er wird, wenn wir ihm eine weitere Erklärung ablocken, den Begriff von Düngung dahin definiren, daß durch sie die Fähigkeit des Bodens, den ihm anvertrauten Pflanzen Nahrung zu geben, vermehrt und auch für einige Dauer erhalten werden soll. Ein Reizmittel aber vermehrt diese Fähigkeit nicht, sondern es bringt sie nur zur Erscheinung; folglich kann es auch, nach dem stricten Begriffe, nicht als Düngung gelten. Man könnte die Sache durch ein Bild anschaulich machen, und sagen: Der Dünger ist die Niederlegung einer Summe in den Capitalstock und die Reizmittel sind der Disconto, welcher die Capitalien in fruchtbaren Umlauf bringt. — Ist nun der Begriff auf diese Art festgestellt: so knüpfen wir daran für den vorliegenden Fall die Frage: kann man demselben zu Folge den Mer-

gel als Dünger oder blos als Reizmittel betrachten? In dem an die Spitze gestellten Sprüchworte liegt die Entscheidung für das letztere. — Wenn nun aber dessenungeachtet viele tüchtige und denkende Landwirthe behaupten, und ihre Behauptung mit Sätzen der Erfahrung unterstützen: daß der Mergel nicht blos Reizmittel, sondern wirklicher Dünger sey, so dünkt mich, liegt die Ursache davon darin, daß der Begriff von Mergel noch überhaupt nicht genug fest gestellt ist. Die unzählig vielen Arten von Erden, die man mit dem Namen von Mergel bezeichnet, sind von der Art, daß ihre natürliche Beschaffenheit eine unendliche Verschiedenheit in ihren Wirkungen bey der Anwendung bedingt. Kalk in allen seinen Nüancirungen, d. h. von allen bekannten Säuren, mit denen er Verbindungen eingeht, ist freylich das erste Unterscheidungs- und Kennzeichen für den Mergel; aber die andern Beymischungen sind von so mannigfaltiger Art, daß es die Wirkung des Kalkes ja keinesweges allein ist, die sich bey der Anwendung des Mergels offenbart. Sie wird vielmehr durch die andern Substanzen modificirt und potenzirt, und zwar oftmals in dem Grade, daß sie selbst nur zur secundären wird. — Fangen wir z. B. mit dem reichen Muschelmergel an, welcher außer den in Kalk verwandelten Muscheln fast aus lauter angehäuftem Schlamme besteht, folglich ein reiches Maaß von Humus enthält. Dieser ist Düngung und Reizmittel zugleich, und indem er auf den Boden gebracht wird, begeilt er denselben gleichzeitig, indem er ihm auch das Mittel zur erhöhten Thätigkeit für sich und die auf ihm wachsenden Pflanzen zuführt. Ein solcher muß allerdings bewundernswerthe Wirkung thun, und auf ihn ist das oben ausgesprochene Sprüchwort nicht anzuwenden. Setzen wir diesem den Sandmergel entgegen, der außer dem Reizmittel des Kalkes dem Boden keine Geile bringt. Er ist nur der, den Disconto leitende Sensal, und vermehrt das Capital nur, indem er es umsetzt. Würde man aber das zum Umsatz aus der Casse genommene Capital nicht wieder in dieselbe zurück fließen lassen, so würde sich diese am Ende erschöpfen, und den Discontanten herabbringen. Und dies ist der Sinn des Sprüchworts. Wer aber das

Capital und den Gewinn des Disconto's in die Casse zurück fließen läßt, in der Anwendung: wer die durch die vermehrte Bodenthätigkeit gewonnenen Ernten dem Boden in allem, was die Düngererzeugung gleichzeitig vermehrt, wieder zu Gute kommen läßt, der wird das Sprüchwort sicher Lügen strafen. Ferner nenne ich den Lehmmergel, dessen Wirkungen auf Sandboden so überschwenglich sind. In seiner Zusammensetzung finden wir, außer dem Reizmittel des Kalkes, auch den Lehm — die Thonerde, durch welche der Sandboden mechanisch verbessert wird. Bleiben wir bey dem gebrauchten Gleichnisse, so kann man sagen, solcher Mergel bewirke nicht allein einen Disconto des in der Casse befindlichen Capitals, sondern er reparire zugleich die gleichsam schadhafte Casse, damit sie die Capitalien besser inne halten könne, so daß keine ungenützt herausschlüpfen. Ähnliche Wirkungen können wir dem Schiefermergel zuschreiben, welcher den Boden ebenfalls mechanisch verbessert, obgleich er es auf eine andere, fast noch vorzüglichere Weise thut, wie der vorige. Denn indem er sich, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, nur allmählig auflöst, und bey dieser Auflösung eine fortwährende Thätigkeit zeigt und eine stete Umwandlung erfährt, trägt sich beydes auf den Acker über, was wohlthätig auf ihn einwirkt und seine Fruchtbarkeit vermehrt.

Von Kreidemergel und andern Arten, die für den Ackerbau fast gar keinen, oder doch nur einen höchst relativen Werth haben, spreche ich nicht erst; so wie ich überhaupt glaube, einstweilen genug über diesen Gegenstand gesagt zu haben.

Über den Moder habe ich nur weniges zu erinnern. Da er aus einer Anschwemmung humoser und fruchtbarer Erdarten besteht, so folgt daraus schon von selbst, daß seine Anwendung von großem Nutzen für den Ackerbau seyn müsse. Dies sehen alle klugen Landwirthe ein, und darum gibt es in unserer Zeit nur noch wenige, die diesen Schatz, wenn er auf ihrem Besitzthume oder auch in dessen Nähe zu finden ist, nicht aufsuchen und fleißig anwenden. Nur ist er nicht überall in dem Zustande, daß er ohne weiteres als Düngung zu brauchen ist, indem er zuweilen durch Säuren dermaaßen

gebunden — verkohlt — ist, daß er nur alsdann brauchbar wird, wenn diese Bedingung gelöst worden. Das Aussetzen an die freye Luft, sowie auch die Vermischung mit Kalk oder Asche ist am besten geeignet, dies zu bewerkstelligen; zuweilen muß man sich dazu auch des Feuers bedienen. Es bedarf keiner großen chemischen Kenntnisse, um zu beurtheilen, ob der Moder, sowie er gegraben wird, schon als Düngung tauglich sey, oder ob er erst jener Hülfsmittel bedürfe. Der, den man in Sackrau findet, bedarf nur der Aussetzung an die freye Luft.

C. Einige andere Begünstigungen.

An die Spitze aller Begünstigungen stelle ich, und mit mir wohl jeder Ökonom, die pecuniären Mittel, denn wo sie fehlen, da scheitert gewöhnlich alle Kunst und alles bessere Wissen. Was kann es dem Unbemittelten helfen, wenn er auch eine Sache aufs beste einsieht, und es fehlen ihm die Mittel dazu, sie so auszuführen, wie es ihm seine Einsicht angibt? — Was hilft es ihm, wenn er auch weiß, daß er einen Mißgriff begeht und einen großen Vortheil verliert, wenn er heute ein Product verkauft, für welches er in einiger Zeit weit mehr bekommen kann; wenn die gebieterische Nothwendigkeit, die aus dem Geldbedürfniß hervorgeht, ihm befiehlt, jetzt zu verkaufen? Es liegt ein wahrer Fluch darin, wenn Einer aus Geldnoth seiner bessern Einsicht und Überzeugung geradezu entgegenhandeln und sich nicht allein den größten Nachtheil zuziehen, sondern sich auch einer falschen Beurtheilung aussetzen muß. Dem Armen zum Troste, und dem Reichen zur Warnung, daß sie jenen nicht unbillig und zu hart beurtheilen, muß ich hier meine Stimme erheben. — Jener weiß z. B. sehr wohl, daß es sich doppelt auszahlen würde, wenn er zur Zeit einer schwierigen Einsaat mehr Zugvieh anschaffte, um sie schneller zu beenden, indem er jede günstige Stunde mit aller Kraft benützte. Aber seine Casse ist diese Auslage zu machen nicht im Stande. Der Reiche macht sie ohne alle Unbequemlichkeit, und kann nebenbey noch einen außergewöhnlichen Aufwand auf Arbeit, Düngung u. dgl. verwenden. Der Erfolg ist

eine reiche Ernte, welche die gehabten Auslagen mehr als doppelt ersetzt. Während nun seine Felder im Überflusse prangen, stehen die des Armen dürftig, er erntet wenig, kommt dadurch nur in noch größere Bedrängniß und die Welt sagt: es fehlt ihm an Kenntniß und an Energie in seiner Ökonomie. Gebt ihm aber nur einmal das Geld des Reichen, und seht, wie er es treiben und was für Erfolge er hervorrufen wird, und alsdann erst fället ein Urtheil über ihn. — Aber man kann am Ende sagen: Wem die Mittel fehlen, der soll gar keine Ökonomie übernehmen. — Die Eigensucht, die in solchem Ausspruche liegt, will ich mich enthalten zu rügen. Warum sagt man nicht lieber bald: der Arme soll gar nicht erst leben! — Aber der Credit kann ihm ja aufhelfen. Das thut er wohl auch, nur reicht er nicht allemal aus. Mit einiger Beschränkung ist es freylich wahr, daß ein Landwirth sich nicht über seine Kräfte einlassen soll. Wenn er aber die pecuniären durch seine geistigen Kräfte zu ersetzen hofft, und wenn Familienverhältnisse ihn gebieterisch zwingen, ein Unternehmen zu wagen, wodurch er für sich und die Seinen den Lebensunterhalt zu gewinnen hofft, dann ist er weder vermessen noch unbesonnen zu schelten. Und wie steht es denn um denjenigen, welchen Unglücksfälle arm gemacht haben? Soll der alsbald mit philosophischer Resignation das Seine verlassen, und es dem Reichen übergeben, weil dem mehr Mittel zur zweckmäßigen Führung zu Gebote stehen, als ihm? — Wer in einem solchen Ansinnen keine Härte finden wollte, dem wäre wohl zu gönnen, daß er, wenn auch nur auf eine Zeitlang, in die Lage des Armen versetzt würde! — Doch ich glaube genug gesagt zu haben, um liebloſe und anmaaßende Urtheile niederzuschlagen.

Es ist aber auch die andere Seite der Sache zu betrachten. Es gibt auch unbemittelte Landwirthe, welche alles das, was ein Wohlhabender thut und treibt, ohne Prüfung tadeln und verwerfen, weil sie meinen, das könne weder als zweckmäßig noch als nachahmungswerth erscheinen, da man hiezu allzuviel Geld bedürfe, und weil nur ein eben so Reicher auch eben so luxuriös wirthschaften könne. Solche gehen auf der andern Seite zu weit. Denn kann auch

der Unbemittelte nicht alles in der Art und Ausdehnung nachahmen, wie er es an dem Beyspiele des Reichen sieht, so kann ihm dieses doch nichts destoweniger zum Vorbilde und zur Richtschnur dienen: nur muß ihm sein Verstand und seine Überlegung zur Seite stehen, damit er die Nachahmung nicht über die ihm zu Gebote stehenden Mittel ausdehne. Überdies kann ihm das Lehrgeld, was oft genug der Reiche bey Versuchen, und neuen Verfahrungsarten und Einrichtungen zahlt, zu Gute kommen, wenn er nämlich aufmerksam genug ist, die Mißgriffe, welche jener beging, und die ihm Schaden brachten, zu vermeiden.

Wenn ich nach dieser Einschaltung wieder zu meiner Beschreibung zurückkehre, und nun die Frage aufstelle: wie es um die pecuniären Mittel in Karvin stehe; so brauche ich die Antwort hier nicht erst niederzuschreiben, da sie aus allem bisher Gesagten schon von selbst folgt. Aber es handelt sich beym Landwirthe nicht um die vorhandenen pecuniären Mittel allein, sondern auch darum, daß er sie erhalte und vermehre. Was nützt eine volle Casse, wenn man sie in einem unbesonnenen und nutzlosen Streben erschöpft, und nicht wieder zu füllen versteht. Wie es in dieser Art in Karvin stehe, das beantwortet sich in dem bereits Mitgetheilten ebenfalls von selbst. Wo es hier gilt, einen Gegenstand, von welchem man sich einen reellen Gewinn verspricht, in Gang zu bringen, da werden die zu Gebote stehenden Geldmittel nicht gespart. Wo es dagegen augenscheinlich oder durch die Erfahrung gelehrt ist, daß der zu hoffende Gewinn dem Aufwande nicht entsprechen werde, da ist man sparsam und behält das Geld lieber in der Casse. Aber auch nur bey einem solchen Verfahren werden die pecuniären Kräfte Erfolge hervorrufen, welche die gemachten Auslagen verdoppelt zurückbringen.

Bey dem Besitze dieser Kräfte sind aber auch Consequenz und Ausdauer Erfordernisse, ohne welche man sie leicht verschleudert und zu keinem lohnenden Resultate gelangt. Insbesondere verfallen junge neu angehende Landwirthe leicht in den Fehler, alsbald, wenn sich ihnen bey einem Unternehmen nicht gleich anfangs günstige Erfolge zeigen, von demselben abzustehen und zu einem neuen überzugehen.

Damit verſplittern ſie große Capitalien und ſie kommen auf dieſe Art faſt niemals zu einem günſtigen Reſultate. Die Ausdauer muß ſo weit gehen, daß, wenn man auch bey einem Unternehmen wirklich noch neue Opfer zu bringen in Ausſicht hat, man dennoch beharrlich bleiben muß, vorausgeſetzt, daß man die Überzeugung behält, und dieſe auf guten Gründen ruht, daß man am Ende ans Ziel gelangen müſſe, und die zuvor gemachten Auslagen wieder vergütigt bekommen werde. Für eine ſolche Ausdauer findet man auf den Gütern des Grafen von Lariſch die aufmunterndſten Beyſpiele, an denen man aber auch zugleich ſieht, daß nur auf dieſe Art früher gebrachte Opfer vergütigt werden. Iſt die ganze Ökonomie auf dieſen Gütern ſchon höchſt lehrreich, ſo iſt ſie es insbeſondere in dieſer Art. Man wird aber auf denſelben nicht blos aufmunternde, ſondern auch warnende Beyſpiele finden, und die Direction macht aus den einen ſo wenig ein Geheimniß, wie aus den andern. Unter den warnenden verſtehe ich diejenigen, wo bey Unternehmungen die erſten Verſuche mißglückten, und wo man nur durch bedeutende Geldkräfte den erfahrnen Nachtheil ausgleichen und vermittelſt derſelben die empfangene theure Lehre anwenden und jenen wieder vergütigt bekommen konnte. Dieſen Nachtheilen aber kann der, welcher ſich hier ein Muſter und Beyſpiel holt, entgehen, weil ſie ihm nicht verheimlicht werden. Das iſt eben die Anwendung, die ich dem weniger Bemittelten weiter oben empfahl.

Eine zweyte ſehr weſentliche und beſonders hoch anzuſchlagende Begünſtigung bey dem Betriebe ſo großartiger Ökonomieen iſt: ein tüchtiges Verwaltungsperſonale, und dieſe Begünſtigung genießen die gräflich Lariſch'ſchen Güter ganz beſonders. Mache man immerhin die verſtändigſten und zweckmäßigſten Entwürfe und Anordnungen; habe man auch zu deren Ausführung ausreichende Geldmittel; laſſe man alle äußere Verhältniſſe, als: Boden, Klima, Arbeiter u. ſ. w. von der beſten Art ſeyn, und man habe kein gutes Verwaltungsperſonale: ſo wird alles vergebens ſeyn und die Ökonomieen werden den Krebsgang gehen. Die Begünſtigung, das große Glück, tüchtige Beamte zu haben, genießt der Herr Graf von Lariſch in einer ſeltenen Art. Es iſt wahrlich nichts Kleines, eine

ſolche Anzahl, wie ſein Beamtenperſonale zählt, als lauter gute Subjecte bezeichnen zu können. Indeß wäre dies, nach den gegenwärtigen allgemeinen landwirthſchaftlichen Verhältniſſen, geradezu unmöglich, und wer ſich deſſen rühmen wollte, der würde in den Verdacht der Eigenliebe verfallen. Auch hier wird man nicht alle exemplariſch nennen wollen, aber dennoch glaube ich, nach dem, was ich geſehen und beobachtet habe, nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß diejenigen, welche unter den hieſigen Beamten als mittelmäßig gelten, an vielen andern Orten als tüchtig gerühmt werden würden. Gründlich ſchlechte können, bey dem Syſteme, wie ich es im dritten Kapitel genauer aufgeſtellt habe, weder aufkommen, noch ſich halten. In jenem Syſteme aber liegt der Weg zur vorzüglichen Ausbildung. Daß man dies ringsum in der Nachbarſchaft anerkenne, beweiſt man damit, daß man ſich nach Subjecten aus dieſer Schule drängt, und ſelbſt mit ſolchen zufrieden iſt, die man hier, als nicht brauchbar, ausmerzt. — Dem edlen Grafen gebührt das große Verdienſt, daß er mit bewundernswürdigem Tacte zu wählen verſteht. Einen ganz beſondern Beweis davon legte derſelbe bey der Beſtallung des gegenwärtigen Dirigenten, ſeines General-Secretärs Staniek, ab; von ihm, als fungirendem Amtsvorſteher, hätte man wohl nicht ſollen erwarten können, daß er, dem die praktiſchen Kenntniſſe mangelten, ein tüchtiger Dirigent des Ganzen ſeyn würde. Dazu ward ihm dieſes Amt noch völlig unvorbereitet übergeben, und er gleich anfangs ſich ſelbſt überlaſſen, indem der Graf auf längere Zeit verreiſte. Hätte derſelbe ſeinen Mann nicht durchſchaut und völlig richtig beurtheilt, ſo wäre dieſe Beſtallung ein Wageſtück geweſen, was ungeheure Verwirrung und kaum zu berechnende Verluſte hätte herbeyführen können. Aber wie gewiß der Graf ſeiner Sache geweſen iſt, das hat der Erfolg bewieſen. Schmeicheley iſt mir fremd, auch würde ſie hier nicht am rechten Orte angebracht ſeyn, und ich ſpreche nur meine innigſte Überzeugung aus, wenn ich behaupte, daß wenigen gegeben ſeyn dürfte, einen ſolchen Complexus von Gütern und Ökonomieen mit dieſer Energie und mit dieſer Sorgfalt zu leiten. Denn es handelt ſich hier

darum überall so einzugreifen, daß die Ordnung und das Zusammenwirken zu einem Ganzen nicht im mindesten gestört werde, weil jeder einzelne Mißgriff und jede Saumseligkeit ihre Wirkungen auf das Ganze ausdehnen, und nur schwer wieder gut zu machen seyn würden. — Aber nur in der Beobachtung des erwähnten Systems und darin, in dem Wetteifer sämtlicher Beamten unter einander die Garantie zu haben, daß ein jeder nach allen seinen Kräften stets und überall seine Schuldigkeit thue, liegt die Möglichkeit, das Ganze auf diese Art zusammenzuhalten. Sehr müßte ich mich irren, wenn ich nicht voraussetzen sollte, daß viele Landwirthe, insbesondere aber die Besitzer großer Güter, dasselbe annehmen und mir dafür Dank wissen werden, daß ich es veröffentlicht habe.

Auch die Dienstboten muß ich hier anführen. Von den Schäfern sprach ich schon oben, als ich von der Schafzucht handelte. Die allgemeine Klage über schlechtes Gesinde beweist, daß es mit demselben nicht rühmenswerth stehe, auch wenn man zugeben muß, daß mitunter die Dienstgeber einen Theil der Schuld tragen, wenn dasselbe noch so viel zu wünschen übrig läßt. Das große Interesse, welches der Beamte eines jeden Districtes an dem guten Fortgange seiner Ökonomie hat, macht schon, daß er sich mit gutem Gesinde zu versorgen sucht, und daß er es auch unter strenger Aufsicht hält. Dazu kommt noch, daß man in der Wahl der Draben (Schaffner oder Vögte) sorgfältig ist, und durch ihre Unterstützung das Gesinde streng zu seiner Schuldigkeit anhalten kann. So greift denn in diesem Puncte alles günstig in einander, und dies trägt so wesentlich zum guten Fortgange des Ganzen bey, daß er darauf fast noch mehr, als auf den zu Gebote stehenden Geldmitteln, beruht.

D. Feudalverhältnisse.

Von der Robot habe ich schon einige Male gesprochen, auch dabey angegeben, in welcher Art sie geleistet wird. Sämtliche unterthänige Grundstücke sind damit belastet. Obgleich die Güter in einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen, und alle in Deutschland liegen, so trifft es sich doch, daß auf allen slavische Einwoh-

ner ſind, welche ein corrumpirtes Pohlniſch ſprechen, das in Sviet-lau ins Böhmiſche übergeht und ſich dem in den Karpathen geſprochenen ſlowakiſchen Dialecte nähert. Diejenigen Bauern, ſo Sinn für das Beſſere haben, nehmen bey der Ableiſtung der Robot Gelegenheit, ſich vieles genau anzuſehen, und in ihrer eigenen Ökonomie, ſo weit es angeht, nachzuahmen. Bereits ſieht man davon die erfreulichſten Früchte, und insbeſondere kann man dieſelben auf mehreren Grundſtücken der kleinern Beſitzer — der Häusler — wahrnehmen. Auffallend iſt es, daß die Bauern, deren Beſitzthum von zwanzig bis auf hundert Joch ſich ausdehnt, doch alle gleich viel Robot, nämlich auf die Woche zwey Spanntage haben, während ſich die Handrobot der Häusler nach der Größe ihres Beſitzes richtet, bey keinem aber unter einem Tage auf die Woche beträgt. Erwägt man, daß dieſe alle, wenn ſie nur irgend daran Theil zu nehmen wünſchen, fortwährend Arbeit auf den herrſchaftlichen Gütern haben, und daß ſie für dieſe Arbeit einen hoch zu nennenden Tagelohn bekommen, ſo verſchwindet ſo zu ſagen in derſelben die Robot, und ſie ſind beſſer daran, als in manchen andern Gegenden die völlig freyen Leute, denen es an Arbeit fehlt, und die entweder gezwungen müßig gehen oder Arbeiten betreiben müſſen, bey denen ein kaum zu beachtender Tagelohn entfällt. Ähnliches kann man von den Bauern ſagen. Die techniſchen mit den Ökonomieen verbundenen Gewerbe veranlaſſen eine Vecturanz, wozu man eine Unzahl von Fuhrwerk nöthig hat, und wofür man das Jahr hindurch ſehr bedeutende Summen zahlt, die den auf den Gütern wohnenden Bauern meiſtentheils zu Gute kommen. Dies gewährt ihnen für die unentgeltlich zu leiſtende Robot eine nicht geringe Entſchädigung, und ſie ſtehen ſich dabey, gleich den Häuslern, gewiß beſſer, als wenn ſie völlig frey wären und keine Gelegenheit zu dergleichen Nebenverdienſten hätten. Die Wirkungen dieſer Wohlthat ſind nicht zu verkennen: denn es haben eine Menge dieſer Bauern nicht allein in ihrer Art gutes Zugvieh, ſondern man ſieht es in ihrer ganzen Haus- und Landwirthſchaft, daß ſie ſich in keinen ſchlechten, ja manche ſich ſogar in ſehr guten Umſtänden befinden. — Dieſer Zuſtand wirkt wiederum wohlthätig zurück auf die Moralität

des Volkes. Denn es ist ein Satz der Erfahrung, dessen Bestättigung übrigens auch schon in der Natur der Sache liegt, daß der auf tieferer Bildungsstufe stehende Mensch nur erst dann anfängt, Ordnung und Sitte zu lieben, wenn er so weit kommt, ein Eigenthum und ein geordnetes Hauswesen zu haben. Wer nie dazu gelangt, der ergibt sich viel eher dem Leichtsinn und der Liederlichkeit, weil er nichts hat, woran er sich halten kann, und was ihn von einer dissoluten Lebensweise zurückhält.

Das Feudalsystem hat durch die Ansichten und Aussprüche der sogenannten Liberalen der neuern Zeit einen so üblen Klang bekommen, daß es ein kühnes Unternehmen genannt werden kann, wenn ich hier versuchen will, es in mancher Art zu vertheidigen. Denn wenn auch der Mißbrauch eine Sache herabwürdigt, so folgt daraus noch nicht, daß die Sache durchaus und ohne Ausnahme verwerflich seyn müsse. Wollte man dies annehmen, so möchte man wohl über den Liberalismus eben so gut das Verdammungsurtheil aussprechen können, als über den Feudalismus. — Wenn es die neueste Zeit in das klarste Licht stellt, daß die Völker sich unter weisen und moralisch guten Souveränen besser befinden, als in den Ländern der liberalen Verfassung: so kann man darauf wohl auch den Schluß gründen, daß zuweilen das Feudalsystem für den Zustand des Volkes auf dem Lande ersprießlicher seyn könne, als die Befreyung von allen Servituten und Verbindlichkeiten an die Grundherrschaften. Vorausgesetzt bleibt dabey immer, daß sich diese keine Übergriffe erlauben, und gleich jenen ausgezeichneten Regenten die wahren Väter ihrer Unterthanen sind, und diese nicht allein in Zucht und Sitte erhalten, sondern auch für ihr materielles Wohl aus allen Kräften besorgt sind. Als bestättigendes Beyspiel dieser Behauptung kann ich unbedenklich die gräflich Larisch'schen Besitzungen aufstellen, und es wird einem Jeden die Überzeugung von selbst kommen, wenn ich gegen einander stelle, wie sich die hiesigen Unterthanen jetzt befinden, und wie sie sich der größten Wahrscheinlichkeit nach befinden würden, wenn sie von allen Servituten befreyt und ihre eigenen Herren wären. Um dies zu werden, müßten sie, wenn sie

ſich z. B. nach preußiſchem Modus ablöſen ſollten, baares Geld zahlen, oder einen Theil ihrer Grundſtücke abtreten, oder einen jährlichen Geldzins entrichten. Denn kein billig Denkender und Urtheilender kann verlangen, daß ihm ohne alle Entſchädigung eine Menge Belaſtungen, um derentwillen er ſein Beſitzthum um ſo viel wohlfeiler gekauft hat, als ſein Werth durch dieſelben herabgeſetzt wird, abgenommen und ihm damit ein Geſchenk gemacht werden ſollte. Wenn nun die Unterthanen das zur Ablöſung erforderliche Geld aufbringen ſollen, ſo müſſen die meiſten Capitalien aufnehmen, die ſie zu verzinſen haben, wodurch ſie in denſelben Fall kommen, als wenn ſie ſich mit ihrer Grundherrſchaft dahin einigen, einen jährlichen Geldzins zu entrichten. Sollen ſie von ihren Grundſtücken ſo viel abtreten, daß der Werth ſich mit einem Capitale ausgleicht, deſſen Zinſen im Schätzungswerthe den Servituten gleich kommen: ſo werden ihre Wirthſchaften verkleinert und tragen ihnen um ſo viel weniger, als was ſie ſonſt an Robot zu leiſten haben. Nach alle dieſem bliebe ſich die Sache in allen Fällen gleich. Sie wird aber durch äußere Verhältniſſe eine ganz andere. Dieſe äußern Verhältniſſe ſind von mehrfacher Art, und ich will die am nächſten liegenden hier anführen.

Zunächſt kommt es darauf an, ob ſich den Unterthanen, wenn ſie ihre Servitute abgelöſt haben, Gelegenheit bietet, ſich auf anderem Wege in gleicher Zeit mehr zu erwerben, als was ſie ſich auf die zu leiſtende Robot anrechnen müſſen. Ein ſolcher Fall kann allerdings an vielen Orten ſtatt finden, aber dennoch iſt es nicht überall. Wo er nicht vorkommt, da kann es den Unterthanen oftmals ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich werden, das zur Verzinſung des Capitals oder zu dem zu zahlenden Grundzinſe nöthige Geld aufzubringen, und es kann wohl vorkommen, daß ſie ſich in ihr altes Verhältniß zurückwünſchen. Unter ſolchen Umſtänden lehnen auch in den öſterreichiſchen Staaten viele Gemeinden die ihnen als Wohlthat gebotene Ablöſung ab, und bleiben lieber bey der Ableiſtung der Frohne. Hier in Karvin würde es ihnen, bey der Menge von Arbeit und Vecturanz, nicht ſchwer werden, jene Zinſen aufzubringen, dennoch

aber tragen ſie Bedenken, auf eine Ablöſung zu bringen, weil ſie fürchten, es könnte dieſelbe das gute Verhältniß, welches zwiſchen Herrſchaft und Unterthanen obwaltet, ſtören und ihnen daraus ein großer Nachtheil erwachſen.

Wenn aber als Ablöſung ein Theil der Grundſtücke gegeben wird, alsdann fällt freylich die Verlegenheit wegen Aufbringung der Geldrente weg, aber der kleinere Beſitz erfordert eine Umänderung der Wirthſchaft, und wenn nun gleich die verminderte Ackerfläche bey fleißigerer und ſorgfältigerer Cultur eben ſo viel tragen kann, wie die frühere große, ſo iſt ſie doch nicht wie mit einem Schlage in ſolche Cultur zu verſetzen, und es währt erſt einige Jahre, ehe dies durchgeſetzt iſt, und während dieſer Zeit kommt der Beſitzer in nicht geringe Bedrängniß. Jedoch iſt und bleibt dieſe Ablöſung immer für ihn eine große Wohlthat, weil er ſich nunmehr an größern Fleiß und Anwendung ſeines Verſtandes bey der Führung ſeiner Wirthſchaft gewöhnt. Wenn aber ſeine Herrſchaft (Obrigkeit) weder mit unbilliger Strenge die Leiſtung ſeiner Schuldigkeit von ihm fordert, noch auch ſonſt mit Härte gegen ihn verfährt, vielmehr ſich ſeiner überall, wo er in Noth geräth, väterlich annimmt; wenn das Volk überdies noch auf einer niedern Bildungsſtufe ſteht und einer Art von Vormundſchaft bedarf, damit es ſich nicht dem Müßiggange und allen daraus hervorgehenden Laſtern ergebe; und wenn die Herrſchaft alle ihre Unterthanen als ihre vom Himmel erhaltenen Pflegebefohlenen betrachtet, da gewinnt das Feudalverhältniß eine andere Geſtalt, als wenn man es ohne alle dieſe Beziehungen für ſich allein betrachtet, und darin eine Beeinträchtigung der Menſchenrechte findet. Überdies bleibt ja, da die deutſchen Landesregierungen überall die Ablöſung der Frohne erleichtern und die Norm dafür in ihre Geſetzgebungen aufgenommen haben, den Belaſteten dieſer Weg ſtets geöffnet, und ſie können ihn ja ohne weiteres einſchlagen, wenn ihre Herrſchaft ſich ungebührliche Härte oder Übergriffe zu Schulden kommen läßt.

In der Art und Weiſe, wie ich die Sache in Vorſtehendem aufgefaßt und dargeſtellt habe, glaube ich einer falſchen Beurthei-

lung, als ſey ich ein Verfechter des Feudalismus und der Frohne, begegnet zu haben. Beobachtet man dieſes Verhältniß auf den Karviner Gütern, und ſieht man die Milde und Fürſorge, welche die Herrſchaft überall gegen ihre Unterthanen zeigt, ſo erſcheint dieſes Verhältniß viel eher als ein häuslicher Verband, denn als das der Obrigkeit zu den Unterthanen. Bey ſolchem Anblick erſcheint es denn auch viel mehr als eine Wohlthat und man wird unwillkührlich geneigt, es unter gewiſſen Umſtänden und Modificationen eher zu vertheidigen, als es zu tadeln. Immer aber bleibt es nur die Ausnahme, und die Regel wird dadurch nicht umgeſtoßen, nämlich die: daß es weder für unſre Zeiten und die darin herrſchenden Anſichten, noch für die materiellen Verhältniſſe paßt, daß die Frohne überall fortbeſtehe, beſonders da ſie nicht allenthalben mit jener Milde und Menſchenfreundlichkeit gefordert wird, wie in dem angegebenen Falle.

E. Kirchen und Schulen.

Unmittelbar an den vorhergehenden ſchließt ſich dieſer Abſchnitt an. Von Kirche und Schule muß die beſſere Volksbildung ausgehen, und ohne dieſe wird das Volk nie fähig ſeyn, für ſich ſelbſt einen beſſern Zuſtand zu begründen, noch es gehörig zu würdigen, wenn ſeine Obrigkeit darauf hinzuwirken bemüht iſt. Fragen wir, wie es um dieſe auf den in Rede ſtehenden Gütern beſtellt ſey, ſo kann, wie man es nach allem übrigen wohl von ſelbſt erwartet, die Antwort nur günſtig ausfallen. Ein Mann, wie der Graf Lariſch, deſſen edles Gemüth überall das Beſte ſeiner Unterthanen will, und deſſen heller Verſtand die dabey anzuwendenden Mittel ſchnell erkennt und auffaßt, muß und wird Kirchen und Schulen als das Mittel zu ihrer geiſtigen Erhebung betrachten. Und ſo iſt es auch in der That. Ich würde mich der Indiscretion ſchuldig zu machen fürchten, wenn ich alles das, was ich in der kurzen Zeit meines daſigen Aufenthaltes geſehen und erfahren habe, was der edle Graf für Kirche und Schule ſchon gethan hat und immerfort thut, einzeln aufzählen ſollte. Dadurch aber, und durch die reichen Erwerbsquellen, die er ſeinen Unterthanen geöffnet, wird er zum vorſorgenden

Vater für sie. Eins aber, wie das Andere, wirkt günstig auf die Moralität ein, aber eben so günstig ist auch die Rückwirkung, und moralisch gute Unterthanen werden stets und überall zum Seegen für ihre Obrigkeit.

Bringen aber auch Kirchen und Schulen manchen pecuniären Nachtheil für ihren Patron, so muß solchen der moralische Gewinn wieder ausgleichen. Und sicher thut er es, so groß auch jener scheinen möge. Wohl hat der edle Graf Larisch eine Menge Kirchen und Schulen zu bedenken, und was sie ihn kosten, das lauft in ziemlich hohe Summen, aber dennoch ermüdet er nicht, weil es das Wohl seiner Unterthanen gilt. Der Gegenstand ist zu zart, als daß ich noch tiefer auf ihn eingehen sollte. Soweit zur genauern Beschreibung der Güter nöthig ist, glaube ich genug gesagt zu haben.

F. Die Freysassen.

Mitten inne zwischen den gräflichen Besitzungen, sowie es in der ganzen Umgegend auch auf andern Herrschaften der Fall ist, findet man Freysassen, mit mehr oder weniger Grundbesitz. Sie sind, wie es wohl auch schon ihre Benennung anzeigt, frey von Frohne und von allen Abgaben an die Herrschaft, in deren Gebiet ihre Besitzthümer liegen, auch stehen sie mit derselben durchaus in keinem Correal-Nexus. Ohne Zweifel sind sie ganz auf dieselbe Art entstanden, wie die Composessores in Ungarn, nur daß sie im Laufe der Zeit in ihrer Bedeutung noch tiefer gesunken sind, wie diese. Ursprünglich waren diese Freysassen Adeliche, welche ihren Besitz als Belohnung ihrer Dienste im Kriege erhielten. Da Schlesien in den frühern Zeiten eine lange Reihe von Jahren zu Pohlen gehörte, so bekam es auch die Institutionen dieses Landes. Die vielen kleinen und unbedeutenden Edelleute verloren sich jedoch hier allmählig und fanden es auch nicht zweckmäßig, ihren Adel geltend zu machen, da ihnen hiezu die pecuniären Mittel fehlten. Daher mag es denn auch kommen, daß diese Freysassen ihren Adel nicht reclamirten, wodurch er allmählig in Vergessenheit gerieth. Ihr Grundbesitz ist verschieden, beträgt aber bey den wenigsten über hundert Joch. Außer der

Grundsteuer an den Staat und den Communal-Lasten, welche die Kreis-Insassen zu tragen haben, ruht auf ihren Besitzthümern kein Servitut. Sie unterscheiden sich übrigens weder in ihrem Äußern, noch in ihrem Hauswesen viel von den Bauern, auch hegen sie keinesweges den Stolz, daß sie sich von diesen zurückziehen, weil sie sich besser als sie dünken möchten. Meistentheils sind ihre Gehöfte von denen der Bauern abgesondert, und liegen nicht selten mitten in ihrem Besitzthume. — Ob sie gleich friedlich sind, und Reibungen zwischen ihnen und der Herrschaft selten oder nie vorkommen, so haben sie doch für diese mitunter das Unbequeme, daß ihr Besitzthum mitten inne zwischen den Ländereyen der Herrschaft liegt, und auf solche Art diese zerstückelt. Austauschungen und Separationen sind schwer mit ihnen einzugehen, weil sie auf dem Ihrigen wie auf einem Heiligthume halten. Insbesondere vergrößert sich diese Unbequemlichkeit bey Waldparcellen, von denen viele, die den Freysassen gehören, mitten in die herrschaftlichen Felder hinein schneiden. Dadurch aber wird der Übelstand, den ich weiter vorn rügte, der in der Hinderung des freyen Luftzuges liegt, vermehrt. Durchreist man die herrschaftlichen Feldmarken, so findet man es hie und da unbegreiflich, warum solche einschneidende Waldstreifen nicht gerodet werden, bis man denn erfährt, daß sie den Freysassen gehören und von diesen aus Grundsatz oder aus Eigensinn geschont werden. Ihre Besitzungen sind übrigens völlig freyes Eigenthum, worüber sie in aller Art, durch Verkauf, Vererbung oder auch Verschenkung disponiren können.

Zehntes Kapitel.

Special-Ueberſicht der einzelnen Diſtricte.

Daß das Kapitel, trotz aller möglichen Kürze, deren ich mich bey ſeiner Abfaſſung befleißigen will, eine bedeutende Länge gewinnen, und darin alle übrigen übertreffen werde, das kann man ſich ſchon im voraus denken, wenn man erwägt, daß, wenn ich über jeden der achtzehn Diſtricte auch nur das Allernöthigſte ſage, alles zuſammen genommen doch einen guten Theil des ganzen Buches ausmachen werde. Wie aber, ſo fragt man vielleicht, wird ſich denn eine ſpecielle Aufzählung und Darſtellung der einzelnen Diſtricte mit dem Titel des Buches, d. i. mit der Darſtellung der deutſchen rationellen Landwirthſchaft vertragen? Mich dünkt, es wird dies gerade ſo gut gehen, wie mit dem, was in den erſten neun Kapiteln mitgetheilt worden iſt. Als Muſter zur Nachahmung, folglich als praktiſche Anweiſung, um verſtändig zu wirthſchaften, werden die ſeparaten Diſtricte vielleicht eben ſo dienen können, wie das im Vorhergehenden aufgeſtellte Ganze. Was ich über dieſes etwa noch in einzelnen Abſchnitten zu ſagen gehabt haben würde, das vorzutragen, wird ſich mir die Gelegenheit bey den einzelnen Diſtricten ſchon bieten. Und ſo fange ich denn an dem einen Ende und zwar mit Sackrau im Norden an, und werde am andern, d. i. im Süden mit der Herrſchaft Svietlau enden. Auf dieſe Art werde ich freylich die auf dem Situationsplane durch Zahlen angezeigte Ordnung nicht beybehalten, was aber wohl die Leſer nicht ſtören kann; denjenigen aber, ſo die Güter bereiſen wollen, den Gang, den ſie zu nehmen haben, vielleicht am zweckmäßigſten angeben wird.

I. Der Diſtrict und die Herrſchaft Sackrau.

Schon habe ich im erſten Kapitel angegeben, daß dieſelbe im preußiſchen Antheile von Schleſien und zwar im Koſeler Kreiſe liege.

Ihre Area beträgt 1782 Joch, ist mithin die größte von allen, da sie keiner der übrigen Districte erreicht. Diese Herrschaft ist noch nicht volle zehn Jahre im Besitze des Grafen von Larisch, und sie befand sich, als er sie kaufte, eben in keinem musterhaften und nachahmungswerthen Zustande der Bewirthschaftung, trotz dem, daß sie im classischen Lande des Landbaues liegt. Spuren von ihrem ehemaligen Zustande sind wenige mehr vorhanden, und außer einigen Resten alter Gebäude und grundlosen Verbindungswegen dürfte man vergeblich nach solchen suchen. Wenn nun aber auch, bey der frühern Bewirthschaftung, die Früchte sich durch üppigen Stand nicht gerade ausgezeichnet haben mögen, so lag dies keinesweges im Boden, sondern an seiner Behandlung. Ein milder und fruchtbarer Lehmboden, welcher nunmehr, da er starkdurchdüngt ist, unbedenklich als Gerstenboden erster und Weitzenboden erster und zweyter Classe angesprochen werden kann, ist auf der ganzen Herrschaft zu finden. Dazu kommt noch ein sehr günstiges Wiesenverhältniß, indem die Herrschaft 187 Joch meistentheils gute Wiesen hat. Dieselben werden, wie ich im vierten Kapitel Gelegenheit hatte, anzuführen, in einem gewissen Turnus mit Asche gedüngt, wodurch sich ihr Ertrag von Jahr zu Jahr vermehrt und verbessert. Ob sie nun gleich unfern der Oder liegen, so genießen sie dennoch nicht die Wohlthat der Bewässerung, sind aber auch nicht dem Nachtheile großer Überschwemmungen ausgesetzt. Unbedeutende Wald- oder vielmehr Busch-Flächen stoßen zum Theil an sie an, zum Theil durchschneiden sie dieselben. Bereits sind von diesen alle vorspringenden Ecken und vereinzelt stehenden Flecken gerodet und in fruchtbares Ackerland umgeschaffen worden, und noch wird man in dieser Operation fortfahren. Stellt man einen Vergleich auf zwischen dem Reinertrage der Wald- und der Acker-Fläche, so fällt er so entschieden zu Gunsten der letzteren aus, daß man ein solches Verfahren nur billigen kann, zumal da die Holzpreise in der Gegend nicht übertrieben hoch und auch Steinkohlen mit geringen Schwierigkeiten herbeyzuschaffen sind, und zumal die hiesige Gegend eher einen starken, als einen geringen Regenfall hat, mithin die Verpflichtung,

durch Waldungen denſelben vermehren zu helfen, wegfällt. Zudem liegt der Buſch in Niederungen, für deren Austrocknung man den freyen Durchgang der Luft nöthig hat. Man kann daher behaupten, es ſey eine Beſchränkung des Waldes hier durch die obwaltenden Verhältniſſe geboten, und es würde eben keinen rationellen Landwirth verrathen, wenn man dieſe Verhältniſſe unberückſichtigt laſſen wollte.

Nach dieſer äußern Darſtellung des Ganzen gehen wir zur ſpeciellen Beſichtigung desſelben über, und fangen, wie ich es mit den ſämtlichen Diſtricten thue, an dem einen Ende an und machen einen Spaziergang bis ans andere Ende.

Der erſte Meierhof, auf dem wir uns da umſehen, iſt Sukowetz. Er liegt in der Nähe der Wieſen und des Waldes, und umfaßt an Ackerlande kaum den achten Theil des Ganzen. Noch vor einem Jahre bot er eine Rückerinnerung an den alten ehemaligen Zuſtand, hat aber nunmehr die elende Form mit einer glänzenderen vertauſcht. Insbeſondere iſt es ein neugebauter Schafſtall, der ihm ein nettes Anſehen gibt. Wir finden hier eine kleine Füllenzucht, die uns ſchöne und feurige Thiere vors Auge führt. Die zu dieſem Hofe gehörigen Felder ſind, gleich den übrigen, in einem beſtimmten Verhältniſſe zu Getreide, Kartoffeln und Rüben eingetheilt. Sie gehören zu den vorzüglichen der Herrſchaft, und man kann ſie unbedingt als Weitzenboden erſter Claſſe aufſtellen. Die darauf wachſenden Früchte ſind ausgezeichnet, auch ſind ſie zum Futteranbaue — zu Klee und Miſchling — trefflich geeignet. Auf ihnen würde man Lucerne in Menge gewinnen können, wenn man nicht vorläufig vom rothen Klee noch ſo reichen Schnitt hätte, daß man nicht genöthigt iſt, ſie in die Rotation aufzunehmen, und dabey das ganze bis jetzt beobachtete Feldſyſtem umzuändern. Die Zuckerrüben, ſowie der Reps lohnen ſehr gut, und man hat Urſache zu der Hoffnung, damit noch immerfort in Hinſicht des Ertrages im Aufſteigen begriffen zu ſeyn.

Wir kommen zum zweyten auf den Schloßhof. Ausgedehnter, wie der erſte, umfaßt er für ſeine Bewirthſchaftung auch eine größere Area. Ein für allemal bemerke ich hier, daß, obgleich die Wieſen faſt alle in der Nähe des Sukowetzer Hofes liegen, das

Heu von denſelben doch auf alle ſechs, zur Herrſchaft gehörigen Höfe vertheilt wird. Ein langgedehntes Haus mit mehreren Schornſteinen fällt uns in die Augen, und wir ſind geneigt, es für ein Fabrikgebäude zu halten, bekommen aber die Aufklärung, daß es ein Familien- (Arbeiter-) Haus ſey. Da wimmelt es, wie in einem Ameiſenhaufen, denn es beläuft ſich die darin wohnende Bevölkerung, groß und klein, zuſammen auf mehr denn hundert Köpfe. Und trotz dieſer Menge, von welcher die nur etwas herangewachſenen Kinder alsbald mit zur Arbeit angelegt werden, fehlt es dennoch an arbeitenden Händen, obgleich auch aus dem Dorfe noch viele zur Dispoſition ſtehen. Deshalb muß man ſeine Zuflucht noch nach außen nehmen, und macht zuweilen die Erfahrung, die ich im vorigen Kapitel von den guten Nachbarn gerügt habe. Einige Reminiscenzen des frühern Zuſtandes findet man noch auf dieſem Hofe in den Gebäuden. — Laſſen wir einmal die hier aufgeſtellten Schafe defiliren, ſo gewährt es uns die innigſte Freude, ſie in einem wahrhaften Normalzuſtande zu ſehen; und insbeſondere halten wir die munter umherſpringenden Lämmer faſt für ausgewachſene Schafe.

Im Felde erſtaunen wir über die ausgedehnten Rübenſchläge, und wenn wir zu Anfange des Sommers hier ſind, ſo ſehen wir ganze Colonnen von Arbeitern, groß und klein, darin, um das Unkraut auszujäten. Wenn bey ſolcher Cultur, wie ſie die Rübenbearbeitung gibt, und bey ſolcher Reinigung die Äcker nicht zum höchſten Ertrage emporgehoben werden ſollten, ſo müßte der Landwirth alle Hoffnung aufgeben, dies je zu erreichen, zumal zu dieſer Cultur noch eine überaus ſtarke Düngung kommt. Den Reps finden wir in der Blüthe, durch welche das Feld aufs bunteſte geſchmückt iſt, denn es iſt ja der neunte Theil der ganzen Feldmark voll davon. Die Getreideſaaten erfreuen das Herz und man fühlt, ſelbſt wenn man auch keinen Theil daran hat, doch ein gewiſſes Wohlbehagen mitten in ſolcher Fülle. Aber warum ſind die durch die Felder führenden Baum-Alleen ſo lückig? Warum ſind nicht alle Wege, vorzüglich mit Kirſchen, bepflanzt, da dieſe Frucht auf ſolchem Boden ſo dankbar iſt, daß z. B. im Münſterberger und Nimptſcher Kreiſe in preu-

ßisch Schlesien kleine Landgüter bey guten Jahren eine Revenüe von Kirschen beziehen, die mitunter fast ein Drittheil des ganzen Grundwerthes mit 5% verzinset? Die Antwort darauf will ich im Namen der Verwaltung geben. Alles auf einmal läßt sich nicht durchsetzen, und wo man auf so viel Wesentliches zu sehen und hinzuarbeiten hat, da kann man das weniger Wichtige, auch wenn es einträglich ist, fürs erste nicht berücksichtigen. Zudem kann man es wohl weder für Schwäche noch für Saumseligkeit halten, wenn man im Anfange auch dergleichen übersehen haben sollte. — Gewiß aber ist, daß man in Zukunft diesen einträglichen Nebenzweig ganz besonders auffassen und zu dem Ende einen tüchtigen und sachkundigen Mann aufnehmen wird, welcher die Kirschenzucht einrichten und mit Nachdruck betreiben soll.

Indem wir die reich gesegneten Felder durchwandeln, leuchtet uns freundlich ein völlig neu gebauter Meierhof herüber, der von dem kleinen Hügelplateau, worauf er liegt, weit und breit gesehen werden kann. Es ist der Annenhof, welcher völlig neu gegründet, und bey den von Jahr zu Jahr steigenden Ernten sehr nothwendig geworden ist. Sein Name zeugt von der Pietät des Grafen, indem er ihn seiner seligen Frau Mutter zu Ehren erhielt. Noch liegt er ein wenig entblößt da, aber nicht lange wird die Zeit dauern, wo er von Bäumen umgeben und geschützt seyn wird. Wir kommen, ehe wir zu ihm gelangen, durch Felder der Bauern, die zwar gut cultivirt werden, aber bey einer bessern Vertiefung der Äcker, wie sie z. B. auf den herrschaftlichen Feldern eingeführt ist, ungleich reichere Früchte tragen würden. Wie auf den gräflichen Gütern überall, so finden wir auch auf diesem Hofe die Stallungen für die Schafe ganz besonders solide und zweckmäßig gebaut. Trotz dem aber, daß dies ein ganz neuer Hof ist, dessen Scheuern eine Menge von Getreide aufnehmen können, mußte man dennoch in diesem Jahre (1840) Feimen (Haufen) setzen, die aber, wie man es in Schlesien so häufig sieht, sehr schlecht construirt waren. Die wenige Übung, die man hier hat, weil vermöge der vielen Scheuern nur selten die Ernte nicht ganz unter Dach gebracht werden kann, erklärt dies. In Ungarn,

wo man das Meiſte im Freien läßt, verſteht man ſich beſſer darauf. Der Hauptfehler, den man in Schleſien beym Setzen von Haufen begeht, beſteht darin, daß man ſie zu groß und mit zu weitem Umfange anfängt, und zu wenig darauf rechnet, um wieviel ſie zuſammen ſinken. So werden ſie denn zuletzt flach und laſſen das Waſſer ein.

Wir eilen weiter, bewundern unterwegs überall die ſchönen Früchte, vor allem aber die ausgedehnten Rübenfelder, die in einer Üppigkeit prangen, wie man ſie ſelten ſieht, und woran ſich das Auge weidet und ſtärkt. Wie könnte es aber auch bey der ſorgfältigen Cultur, die man ihnen angedeihen läßt, anders ſeyn. Jetzt nahen wir uns der Zuckerſiederey, die zu Przeborowetz gehört, und für welche alle die vielen Rüben angebaut werden. Sie iſt auf den jährlichen Bedarf von 40 — 50,000 Centner Rüben eingerichtet, hat aber bis jetzt immer noch nicht die Hälfte verarbeitet, weil man mit der Erzeugung derſelben noch nicht ſo weit war, um ein ſolches Quantum zu gewinnen. Im heurigen Jahre (1840) wird man den ganzen Ertrag auf mindeſtens 30,000 Centner bringen, und ſo wird man allmählig vollends bis zu dem vollen Bedarf vorrücken. Hätte dieſe Fabrik, ſowie die in Suchau, eine Menge von Diſtricten um ſich her liegen, welche ihr die benöthigten Rüben zuführen, ſo würde ſie auch noch vergrößert und ihr Betrieb erweitert worden ſeyn. So aber iſt es immer ſchon eine Aufgabe, eine ſolche Menge von Rüben auf einer einzigen Herrſchaft zu gewinnen. Kaum thun wir einen Schritt, wo wir nicht auf etwas Beachtenswerthes ſtoßen. An dem Teiche, auf deſſen Damme wir zur Zuckerfabrik gelangen, ſehen wir die Schafwäſche, die nach der Art eingerichtet iſt, wie ich ſie im fünften Kapitel beſchrieben habe. Trefflich iſt alles dabey benutzt und eingeleitet, um die Wäſche aufs vollkommenſte zu vollziehen. — Daß es im Werke ſey, bey der hieſigen Zuckerſiederey auch ein Trockenhaus für die Rüben anzulegen, vorausgeſetzt, daß das in Suchau ſeinem Zwecke vollkommen entſpricht, habe ich ſchon einmal geſagt. Es ſollen von nun an auf der Herrſchaft Sackrau 209 Joch mit Rüben bebaut werden, und wenn wir auch

den Ertrag bis auf das Höchstmögliche, ja fast bis auf das Unwahrscheinliche, d. i. auf 300 Centner im Durchschnitt auf das Joch annehmen, so kann man nur so viel gewinnen, als die Fabrik beym lebhaftesten Betriebe das ganze Jahr hindurch zu verarbeiten im Stande ist. Will man es jedoch nicht zu weit treiben, und sich nicht durch übertriebene Voraussetzungen eine Täuschung bereiten, so sind 200 Centner im Durchschnitt vom Joch ein Quantum, auf dessen Gewinnung man mit ziemlicher Sicherheit rechnen und wornach man seinen Plan und Etat machen kann.

Daß wir hier viele Rübenfelder sehen, das ist in der Nähe der Fabrik ganz in der Ordnung. Wir bemerken aber auch, daß einzelne gegen die andern bedeutend zurückstehen, und forschen nach der Ursache dieser Erscheinung. Wie sie uns angegeben wird, liegt sie bey dem einen in der Zeit der Anpflanzung, bey dem andern darin, daß das Feld schon mehrere Jahre hinter einander Rüben getragen hat. Was das erstere anlangt, so sind sich die Jahrgänge nicht gleich: denn zuweilen ist der frühere, zuweilen der spätere Anbau der beste. Im heurigen Jahre war es der letztere. In Beziehung aber auf den wiederholten Anbau auf einem und demselben Acker kann man, wenn man anders den Fruchtwechsel nicht völlig umstoßen, oder doch zum wenigsten eine wichtige Ausnahme von der Regel gelten lassen will, wohl behaupten, daß nur in seltenen Fällen und auf ganz besonders geeigneten Localitäten die Rüben viele Jahre hinter einander gut, ja, wie man behauptet, von Jahr zu Jahr besser gerathen. Ich will die Grund- und Hauptsätze des Fruchtwechsels nicht wiederholen; nach denselben aber gehörte es zu den wunderbaren Erscheinungen, wenn diese, schon als Erfahrung von mehreren Seiten her aufgestellte Behauptung, sich auch fernerhin bestättigen sollte. Derselben tritt der Herr General-Secretär Staniek unbedingt bey, indem er versichert, daß auf den, um Karvin herum liegenden Districten es mehrere Felder gibt, die bereits fünfmal hinter einander Rüben, und diese von Jahr zu Jahr immer besser getragen haben. Die steigende Cultur auf den fraglichen Gütern, vermittelst deren die Ackerkrume immer mehr vertieft und bereichert wird,

könnte wohl eine Urſache des ſteigenden Ertrages abgeben, und man dürfte daher auf andern Localitäten nicht gerade auf dasſelbe günſtige Reſultat mit Sicherheit rechnen dürfen. Dies zu glauben, bin ich um ſo mehr geneigt, als ich, wie eben gemeldet, die ſchlecht beſtandenen zwey Rübenfelder von Sackrau geſehen habe. Herr Staniek behauptet zwar, daß die Urſachen davon in etwas anderem als in dem wiederkehrenden Rübenbaue zu ſuchen ſeyn müßten. Da jedoch ſämtliche Felder, die ich damit bebaut fand, gleichmäßig gut bearbeitet waren, ſo hat, meiner Anſicht nach, die Behauptung nicht feſten Grund genug. Es iſt jedoch nicht im entfernteſten meine Abſicht, die Theorie der Erfahrung entgegen ſtellen zu wollen, nur um Ergründung der Wahrheit iſt es mir zu thun. Wiederholte Verſuche, auf ſo vielfachen Gelegenheiten, wie ſie die gräflichen Güter bieten, müſſen dieſelbe gar bald ins klarſte Licht ſtellen. Von großer Wichtigkeit iſt es aber, wenn es ſich als unwiderleglich herausſtellen ſollte, daß die Wiederholung des Rübenbaues auf einem und demſelben Acker weder in Menge noch in Güte den Rüben irgend einen Abbruch thut. Denn man kann ſodann zu dieſem Anbaue allezeit die Felder wählen, welche am gelegenſten, und für den übrigen Wirthſchaftsbetrieb am wenigſten ſtörend ſind.

Zum Schluſſe muß ich hier beym Rübenbaue noch anführen, daß man ihn wie auf den Karviner Gütern betreibt, d. h. daß man gewöhnlich die Saat drillt, die Rüben jätet, alsdann mit dem Extirpator und ſpäter mit dem Häufelpfluge durchfährt. Jedoch hat man bisher die Erfahrung gemacht, daß man da, wo man den Acker vor der Ausſaat in Kämme pflügt, auf welchen man den Saamen ſteckt, einen reichlicheren Ertrag gewinnt, als wo man drillt. Die ſpätere Arbeit iſt dann bey den beyden Verfahrungsarten gleich. Was man bey der Ernte von den Blättern für das vorhandene Rindvieh benutzen kann, das verwendet man zu Futter, das Übrige wird untergepflügt.

Doch es iſt Zeit, daß wir weiter gehen. Wir kommen nach Gotthartsberg, ein Vorwerk (Meierhof), welches der vorige Beſitzer ſeinem Vater zu Ehren mit dieſem Namen belegte. Ehe

wir dahin gelangen, kommen wir zwiſchen üppigen Kleefeldern durch, worunter ſich beſonders der weiße Klee (trifolium repens) auszeichnet. Dicht, wie ein Filz, und mit Blüthen überſät, gewährt er den vortrefflichſten Anblick, und wird beym Mähen an Maſſe wenig hinter dem üppigſten rothen zurückbleiben.

Hier iſt für die Schafe zur Zeit der Wäſche eine Ausflucht, und gleichzeitig wird da das Feld gepfercht, weil die große Zahl, welche ſich darauf ergeht, außer allem Verhältniß zur Fläche als Weide ſteht. Wie der Annahof, ſo iſt auch dieſer noch nicht genug von Bäumen geſchützt, indem die junge Pflanzung noch nicht hoch genug iſt. Ein ſolcher Schutz thut aber beyden Noth, weil ſie auf dem offenen erhöhten Lande dem Anfalle der Stürme gewaltig ausgeſetzt ſind. — Wie überall, ſo finden wir auch hier die Felder in prangender Fülle. Vorausſetzen muß man dies indeß ſchon, wenn man die Beſtellung ſieht, die im Frühjahre und Herbſte wie an der Schnur geht. In den erſten Tagen des Septembers fand ich dieſes Jahr die ſämtlichen zur Winterſaat beſtimmten Äcker, mit Ausnahme derer, worauf noch Kartoffeln ſtanden, völlig fertig und nur auf die Einſaat wartend, die alsdann in Zeit von zehn bis zwölf Tagen vollzogen werden konnte.

Und nun fehlt uns noch Oſtroſchnitz, das größte und volkreichſte Dorf der Herrſchaft. Auch der hieſige Meierhof iſt unter allen der größte und er liegt gleichſam wie ein Feldlager da. Eine Menge von neuen Gebäuden ſchmücken ihn, und nur erſt heuer ward noch eins aus der alten Zeit abgetragen. Wie dieſe alte Bauart war, und auf andern Gütern der Umgegend noch zu treffen iſt, das will ich mit wenigen Linien zeichnen. Aus lauter Stämmen (Schrothölzern) ſind die Gebäude aufgeführt, und die Ritzen mit Moos verſtopft. Die Speicher (Schüttböden) ſind gewöhnlich Polygone, meiſtentheils Sechsecke, und ſie enthalten eine bis zwey Etagen. Die kleinen Fenſteröffnungen ſind gewöhnlich mit hölzernen, nur ſelten mit eiſernen Traillen verwahrt. Zur Eingangsthüre gelangt man auf einigen Stufen. Trocken ſind ſolche Gebäude, auch ſollen ſich in ihnen die Mäuſe nicht ſo aufhalten, wie in gemauer-

ten oder mit Lehmwänden verſehenen. Stallungen und Wohngebäude ſind in gleicher Art aus demſelben Materiale aufgeführt, wie die Speicher. Die Scheuern ſind meiſtentheils aus Planken, die zwiſchen Pfeilern von Piſée eingezogen werden, zuſammengeſetzt. — Der Art waren die Gebäude faſt alle, als der Graf die Herrſchaft in Beſitz nahm. Sieht man nunmehr die neuen eleganten Höfe, ſo kann man ſich einen Begriff machen, wieviel er ſchon hat bauen laſſen. Am meiſten imponirt darunter die Zuckerfabrik, ſowie die Brandweinbrennerey, welche wir jetzt ins Auge faſſen. Im großartigen Betriebe ſteht ſie hier in Oſtroſchnitz, hat aber das ſehr Unbequeme, daß ihr von allen Meierhöfen die Kartoffeln müſſen zu- und die Schlempe wieder nach denſelben hingeführt werden. Die Sache würde aber, bey dem ausreichenden und in gutem Stande befindlichen Zugviehe, noch durchzuſetzen ſeyn, wenn nicht die Verbindungswege von einer Art wären, wovon man, außer auf Bruch- und Marſch-Ländereyen, durchaus keinen Begriff hat. Man erzählt ſich eine Anekdote, daß ein Steuereinnehmer, zu dem die Bauern kamen, um Geld zu borgen, ſie zu ſich beſchied, wenn Regenwetter geweſen war. Dann fragte er ſie, wie die Wege bey ihnen wären. Antworteten ſie: „gut,“ ſo ließ er ſie gehen und gab kein Geld; antworteten ſie aber: man könne kaum fortkommen, ſo öffnete er ihnen ſeine Caſſe. Nun von dieſem würden die Bauern von Oſtroſchnitz ohne allen Anſtand Geld geliehen bekommen.

Die genaue Berechnung bey der Anlage neuer Gebäude, beſonders aber neuer Höfe, daß man die Arbeit möglichſt ſpare, und dieſelbe folglich ſo mache, daß man die nöthigen Fuhren mit dem größten Erfolge thun könne, iſt eine der Hauptaufgaben für den rationellen Landwirth. Der Ausbau in vielen Gegenden Deutſchlands ſucht dieſelbe aufs beſte zu löſen. Anzugeben, wie derſelbe aufs zweckmäßigſte betrieben werden könne, desgleichen welche Geſichtspuncte man bey Anlegung neuer Höfe aufzufaſſen und nach welchem Plane man zu bauen habe, das würde mich hier viel zu weit abführen. Auch iſt es gar nicht einmal nöthig, da der geſunde Verſtand die beſten Regeln gibt. — Wie aber kann man auf Land-

gütern, wie die, deren Beschreibung wir hier lesen, und wo überall Zweckmäßigkeit, kluge Eintheilung und Berechnung hervorleuchtet, einen solchen Übelstand, wie den eben angegebenen, finden? — Die Antwort wird ihn erklären. Bey der Übernahme der Güter war hier eine Brennerey im Betriebe, die man erweiterte und allmählig zur gegenwärtigen Größe erhob. Die Errichtung der Zuckerfabrik, und das fortwährende Bauen neuer Gebäude und Höfe ließ es bis jetzt absolut nicht zu, eine Verlegung der Brennerey vorzunehmen, weil man, selbst wenn man auch das pecuniäre Opfer nicht scheuen wollte, mit der Arbeit und den Baufuhren nicht aufkam. Schwerlich aber dürfte sich dieser Übelstand noch auf weitere Jahre hinaustragen; schwerlich wird man noch lange der Welt das erbauliche Schauspiel geben, daß vier starke Ochsen mit einem Schlempewagen, worauf nur wenige Eimer geladen sind, dennoch im Kothe stecken bleiben und fast herausgezogen werden möchten.

Aber lassen sich denn nicht einstweilen die Wege bessern, damit, wenn man auch die erwähnten Fuhren machen muß, man wenigstens auf gutem Wege fahren könnte? Zwey Hindernisse stehen einer derartigen Besserung entgegen. Das eine ist der Mangel an tauglichem Materiale, welches man, wenn man es braucht, aus weiter Ferne holen muß; und das zweyte liegt in der Widersetzlichkeit der Bauern, die den Weg gern verlegen möchten, und deshalb nicht geneigt sind, für den jetzigen etwas zu thun. Von Seiten der Landespolizey ließen sich freylich Zwangsmaaßregeln anwenden, man hat aber bis jetzt auf dieselben noch nicht provocirt. Indeß wird auf dem herrschaftlichen Reviere bereits schon viel gethan, und was sich, bey fehlendem Materiale, nur durchführen läßt, das ist geschehen.

Daß der Boden von Ostroschnitz ein vorzüglicher sey, brauche ich nicht erst weitläufig zu beschreiben. Man kommt fast in Verlegenheit, wenn man die Reviere der sechs zur Herrschaft Sackrau gehörigen Meierhöfe unter einander vergleicht, welchem man den Vorzug geben soll.

Anführen muß ich noch, daß die Herrschaft, obgleich sie in der Hauptverwaltung nur als einzelner Distrikt figurirt, in zwey

Bezirke getheilt ist, von denen jeder seinen eigenen Verwalter hat. Das Ganze aber steht unter der Oberaufsicht und Direction eines Oberamtmanns, und bildet einen in sich abgeschlossenen Körper. Einzig die Schäferey gewährt einen Hauptbestandtheil des Ganzen der sämtlichen Schafzucht der gräflichen Güter, obgleich sie, wegen der Entfernung von den übrigen Heerden, meistentheils in sich selbst gezüchtet, und nur in Beziehung auf höhere Veredlung aus den Karvinern recrutirt wird.

Eine andere Landeshoheit, sowie eine andere Geldwährung, bedingt sowohl in der politischen Verwaltung als in den Geldrechnungen, manche Abweichungen von den Formen und Normen der Centralgüter. Jedoch wird in der Geldrechnung alles auf Wiener Währung reducirt, um keine Störung in dem Zusammenwirken zu einem Ganzen hervorzubringen.

Sieht man die unzählig vielen Verbesserungen und erwägt man die darauf verwendeten ungeheuern Summen, so wird man unwillkührlich zu der Frage veranlaßt, ob der innere Werth der Herrschaft auch um so viel gestiegen sey, und ob für alle Fälle die Zinsen nach landesüblichem Fuße auf ein so bedeutendes Capital gedeckt seyen? — Eine ganz leichte Übersicht wird diese Frage beantworten. Rechne man nur den Ertrag von 4300 Schafen, die schon in den nächsten Jahren auf die Zahl von 5000 steigen werden, und zwar von Schafen so hoher Veredlung. Schlage man den Netto-Ertrag vom Stück zu dem allerniedrigsten Satze von 1 ½ Rthl. d. i. 2 ½ fl. 15 45 kr. C. M. an, so bringen sie jetzt schon 9675 fl. C. M., was zu 5 pCt. die Zinsen von 193,300 fl. C. M. sind. Bey 5000 Stück steigt der Ertrag noch um 1575 fl. und der Capitalswerth erhöht sich um 31,300 fl. C. M. Rechne man zu diesem Zweige die andern beyden großen, nämlich den der Brandweinbrennerey und der Zuckerfabrik, so wird ihr Ertrag zusammengenommen dem ersten nicht nachstehen, mithin wird sich durch sie das Grundcapital verdoppeln, und nahe an eine halbe Million steigen. — Es ist nicht meines Amtes, den Reinertrag der Güter nach- und herausrechnen zu wollen, nur Fingerzeige muß ich darüber geben, daß der größte

Aufwand, wenn er nur mit Verſtande, folglich zweckmäßig gemacht wird, in der Ökonomie ſeine reichlichen Zinſen trägt.

Und nun zum Schluſſe noch die Bemerkung: daß Sackrau, obgleich im Lande des claſſiſchen Ackerbaues gelegen, ſich dennoch nicht ſcheuen darf, mit den beſt- und zweckmäßigſt geführten Ökonomieen desſelben in die Schranken zu treten, und daß man ſeine Wirthſchaftsführung weder ſchmeichelt, noch zu hoch erhebt, wenn man ſie eine, im vollen Sinne des Wortes, rationelle nennt.

II. Bluſchzau.

Ebenfalls in preußiſch Schleſien, nur weiter aufwärts nach Süden, und zwar im Ratiborer Kreiſe liegt Bluſchzau, ein Rittergut, das ſchon ſeit langen Zeiten der Familie des Herrn Grafen von Lariſch gehört. Sein Areal iſt bedeutend geringer, als das von Sackrau, indem es nur 764 Joch beträgt. So wie es quantitativ kleiner iſt, wie jenes, ſo iſt es dies auch qualitativ: denn ſein Boden kann als eine Muſterkarte von faſt allen Bodenarten betrachtet werden, und es bietet mithin auch ſeine Bewirthſchaftung mehr Schwierigkeiten dar. Ähnlichkeit aber hat es darin mit Sackrau, daß es in der Nähe des Oberſtromes liegt, von Überſchwemmungen desſelben aber faſt eben ſo wenig zu fürchten hat, wie jenes. Ein Theil ſeiner Ländereyen hat eine ſüdweſtliche Abdachung, iſt mithin günſtig gelegen, ein anderer aber dehnt ſich in einer ſanft abfallenden Ebene gegen Norden. Von dieſen aber getrennt ſind die Niederungsfelder, die zum Theil aus ehemaligen Teichen, zum Theil aus alten verrotteten Wieſen gemacht worden ſind. Dieſe ſind das wahre Examinatorium für den Landwirth, und wenn er in ihrer Behandlung beſteht, ſo kann man ihm unbedenklich das Zeugniß der Reife ertheilen. Längen werden dieſe Äcker genannt, aus welchem Grunde, das habe ich nicht erfahren. Vielleicht ihrer urſprünglichen Form wegen. Symboliſch könnte man ſie vielleicht ſo nennen, weil ſich alle Arbeiten auf ihnen ſehr in die Länge ziehen. Sie ſind eine wahre harte Nuß, die dem Wirthſchafter zu knacken gegeben wird. Wir werden jedoch dieſer Sorte auch noch auf

andern Districten begegnen, und was wir vielleicht in dem einen an ihnen zu beobachten vergessen, das können wir leicht nachholen.

Daß auf so verschiedenartigem Boden nicht einerley Wirthschaftssystem anzuwenden sey, das ergibt sich von selbst. Auf drey Wirthschaftshöfe ist die Area vertheilt, und da wir uns eben auf dem Schloßhofe befinden, so mustern wir diesen zuerst. Ein wenig zerstückelt, da die Scheuern außerhalb demselben stehen, erscheint er eben nicht als großartig, auch ist seine Bauart, wenn gleich zweckmäßig, doch nicht luxuriös und brillant. Aber eine herrliche Aussicht ist nach Südwesten geöffnet, die in das schöne Land, wie in einen großen vielgeschmückten Garten schauen läßt. Und meistentheils wird auf dem hier überschauten Lande die Landwirthschaft fleißig und verständig betrieben. In diese Aussicht eingeschlossen ist ein großer Theil der fürstlich Lychnowsky'schen Güter, mit deren Schäfereyen die gräflich Larisch'schen um den Preis ringen. Stellt man die Massen gegen einander auf, so erdrücken die Letzteren die Ersteren, zöge man aber aus beyden den Kern, so würde der Kampf härter werden, obgleich der aus den Heerden des Grafen jenen aus denen des Fürsten ohne weiteres übertreffen würde, eben weil ihm die größern, dreymal so starken Massen zu Gebote stehen. Man möge es für keine Anmaßung von meiner Seite ansehen, wenn ich mir hier eine solche Zusammenstellung erlaube, die ich vielleicht eher als jeder Andere machen kann und darf, da ich beyde Schäfereyen in ihren Tendenzen, wie in ihren Erfolgen ziemlich genau kenne, und da mir auch, als Mann vom Fache, allenfalls ein Urtheil zusteht.

Bald käme ich von meiner Bahn ab, und aus einem Spaziergange durch die Bluschzauer Feldmark würde eine Parallele und Kritik zweyer hochberühmten Schäfereyen.

Zum Schloßhofe gehören die Längen d. i. die Niederungsäcker. So widerspenstig dieselben auch für die Bearbeitung sind, so gibt es doch Perioden, wo sie ihre Hartnäckigkeit ablegen, und dies ist im Frühjahre der Fall, wenn sie sich durch den Winterfrost gelöst haben, und im Sommer, wenn man sie in rauher Furche völ-

lig austrocknen und wie man ſagt, von der Sonne ausbrennen läßt, wo ſie dann, wenn ein ausgiebiger Regen ſie durchfeuchtet, in lauter Staub zerfallen. Durch den Repsbau ſollen ſie in volle Cultur geſetzt werden, nur iſt es ſehr ſchwer, ſie, da man erſt Miſchling von ihnen nimmt, nachdem derſelbe abgebracht worden, zur rechten Zeit ſo herzurichten, daß man die Saat, wie es ſich gehört, beſtellen kann. Denn iſt es naß, ſo ſind ſie unpracticabel, und trocknen ſie ſchnell, ſo ſind ſie es nicht minder. Iſt man aber ſo glücklich, den rechten Zeitpunct zu treffen, ſo tragen ſie auch überſchwenglich, und es wächſt der Reps faſt bis zur Mannshöhe. Der Kalk iſt für ſie die heilſamſte Düngung, nur iſt er hier ſchwer anzuſchaffen, weil dieſer Diſtrict zu entfernt von den Kalkbrüchen und Steinkohlengruben der gräflichen Güter liegt. Ungeheure Arbeit haben dieſe Felder ſchon gekoſtet, und es gehört wahrlich die Ausdauer und Energie dazu, welche man auf den fraglichen Gütern überall zu ſehen gewohnt iſt, um ſie nicht am Ende gehen zu laſſen. — Daß man auf ihnen, wenn man nur mit ihrer Cultur gut zu Stande gekommen iſt, vortrefflichen Weitzen gewinne, das ſetzt der, dem ſolche Bodenart nicht fremd iſt, voraus. Die Ausdehnung dieſer Längen iſt nicht unbedeutend, und ihre Fläche beträgt nahe an zwey hundert Joch. Neuerdings durchzieht man ſie mit breiten und tiefen Gräben, die ſich in einigen Richtungen durchkreuzen und ihrem Zwecke mehr entſprechen werden, als die zeitherigen. Da man dieſe Äcker vor allem gegen die Näſſe zu verwahren hat, ſo ſind dergleichen Vorkehrungen für ſie ſehr wohlthätig. Auffallend aber iſt es deſſenungeachtet, daß ſie im Frühjahre ſehr ſchnell abtrocknen, und faſt ſo zeitig, wie die benachbarten Berge, beſtellt werden können. — Eine Vertiefung mit dem Mineur iſt für ſie in hohem Grade wohlthätig, nur iſt ſie ſehr ſchwer durchzuführen, weil die Unterlage dieſes Bodens mitunter aus dem ſtrengſten Letten beſteht, folglich ſich ſchwer durchbrechen läßt, und weil ſie überdies ſehr häufig und ſchnell wechſelt, was für die Maſchine nachtheilig iſt, indem ſie, wenn ſie plötzlich aus einer lockern Erdſchicht in eine feſte überſpringt, leicht zerbricht. Ein Vortheil iſt es für Bluſchzau, daß es, vermöge ſeines mannig-

faltigen Bodens, faſt zu allen Zeiten Flächen hat, welche ſich bearbeiten laſſen, mithin für ſein Zugvieh ſtete Beſchäftigung vorhanden iſt.

Zum Schloßhofe aber gehören einige Ackerſtücke von der oben bezeichneten ſüdlichen Abdachung. Dieſe ſind eigentlich ſeine Perle. Sie tragen faſt alle Früchte, insbeſondere aber wächſt Roggen ſo freudig darauf, daß man ihn faſt nirgends ſchöner ſehen kann. An dieſer Abdachung findet man den Gyps, von welchem ich im vorigen Kapitel ſprach. Er iſt mit Sand- und Lehmboden bedeckt, und zwiſchen Letten und Steinen in Neſtern eingeklemmt. Wie tief und wie weit er ſich erſtrecke, iſt noch nicht hinlänglich ausgemittelt. Eine große Bemängelung haben aber dieſe Äcker, ſowie faſt alle, die zum Rogauer Hofe gehören, darin, daß ſie eine ſehr wechſelnde, mitunter völlig undurchlaſſende Unterlage haben, weswegen auch allenthalben Raſenquellen, ſogenannte Surgallen, hervorbrechen. Freylich geſchieht für ihre Ableitung viel und die Felder ſind ſchon vielfach mit verdeckten Gräben (Unterdrains) durchzogen. Nur zeigen ſich oftmals wieder ſolche Quellen, wo man zuvor keine geſehen, und man wird mit der Arbeit nicht fertig.

Eine ſolche macht, daß wir, indem wir nach dem Rogauer Hofe fahren, beynahe mitten auf der Straße verſinken; ſie beweiſt aber auch, da ſie ſonſt neben der Straße ausgoß, daß es mit der Ableitung ſolcher Quellen eine mißliche Sache ſey. Auf dieſem Hofe finden wir noch Alterthümer, wie ſie anderwärts auf den gräflichen Gütern zur größten Seltenheit geworden ſind. Hölzerne Scheuern, deren Alter ſich durch ihr Äußeres verräth, die aber auch hier bald nur noch eine hiſtoriſche Erinnerung ſeyn werden, weil man in Kurzem neue an ihre Stelle ſetzen wird.

Auf den Feldern finden wir ganz zweckmäßig ein Weideſyſtem eingeführt, welches ſich um ſo beſſer durchführen läßt, als ſie recht lohnend weißen Klee tragen. Zwey Jahre wird derſelbe als Weide benutzt, jedoch im zweyten zeitig genug umgebrochen, um dem Acker noch die volle Beſtellung zur Winterſaat geben zu können. Rothen Klee bringt man auf alle diejenigen Felder, wo man auf ſein Ge-

beihen nur einigermaaßen rechnen kann. Dieſen bricht man im zweyten Jahre im Herbſte um, und bringt das Jahr darnach Kartoffeln in das Land, nach welchen, der ziemlich allgemein auf den fraglichen Gütern eingeführten Fruchtfolge gemäß, Roggen kommt. Ich habe mich in dem Kapitel vom Ackerbaue hierüber ausgeſprochen, worauf ich hier zurückweiſe.

Die Ackererde iſt auf ſämtlichen zu dieſem Hofe gehörigen Feldern ſandig und ſteinig, und die Krume iſt von geringer Tiefe, daher ſie auch nur als guter Roggenboden zu betrachten ſind. Weitzen würden ſie nicht und Gerſte nur gering lohnend tragen, deshalb bringt man auch erſtern gar nicht und letztere nur höchſt ſelten auf dieſelben. Roggen gedeiht jedoch gut und hat die ſolchem Boden eigenthümliche Tugend, daß er dünnhülſig und ſehr ſchwer iſt. Wegen ſeiner Reinheit eignet er ſich ganz beſonders zu Saamen, wozu man ihn auch gewiß, ſoweit er etwa ausreichen möchte, auf den nahe gelegenen Diſtricten verwenden würde, wenn, wie ich ſchon weiter vorn geſagt habe, die Landesgränze nicht ein großes Hinderniß wäre.

Der Neuhof, als der dritte in dieſem Diſtricte, hat eigentlich unter allen die größte Muſterkarte von Boden. In der Nähe auf den Höhen trifft man ziemlich dieſelbe Qualität, wie bey Rogau; zwiſchendurch aber liegen ſehr fruchtbare Ackerſtücke. Außerdem gehört ein Theil der Niederungen zu ihm, deren Qualität ich hinlänglich bezeichnet habe.

So ſchön nun auch die Umgegend iſt, ſo wenig kann man dies von dem, zu dieſem ganzen Diſtricte gehörigen Enſemble ſagen. Höhen und Tiefen, von Rillen durchſchnitten, machen das Terrain beſchwerlich, und legen der Bewirthſchaftung, außer dem nicht überall dankbaren Boden, viele Schwierigkeiten in den Weg.

Es würde die Localität in mancher Art ſehr günſtig für die Schafzucht ſeyn, weil geſunde und kräftige Weiden nicht fehlen, wenn nicht die vielen Ackerquellen mit ihren auf und neben ihnen wachſenden ungeſunden Gräſern das Weiden ſehr kritiſch, und bey nicht ganz beſonderer Aufmerkſamkeit und Sorgfalt in hohem Grade gefährlich machten. Dazu kommt noch, daß bey trockener Winterung

hier die Weiden bald ausbrennen und ſich auf Null reduciren, ſo daß man zur Stallfütterung übergehen muß, was zwar eben nichts Ungewöhnliches iſt, da man ſie ja auf dem größten Theile der Güter faſt den ganzen Sommer hindurch betreibt.

Der Viehſtand auf dieſem Diſtricte iſt im Verhältniß zu ſeiner Größe und zu ſeiner Bodengüte nicht unbedeutend. Denn obgleich er bey weitem nicht die Hälfte der Area von Sackrau, ſondern nur 764 Joch umfaßt, ſo hält er 2000 Schafe, 60 Stück Nutz-Rindvieh, 60 Pferde und 32 Ochſen. Indeß kommt ihm vor jenem zu Gute, daß er keine Rüben anbaut, worauf jener über 200 Joch zu verwenden hat. Hierdurch gleicht ſich alſo die für den Viehſtand zu rechnende Area wieder aus. Für Bluſchzau entſteht aber ein Vortheil in Hinſicht der zu gewinnenden Düngermaſſe, die es übrigens aber auch weit nöthiger bedarf, wie Sackrau. Auf alles dieſes muß man achten, wenn man ein begründetes Urtheil über kluge Vertheilung und Zweckmäßigkeit in allen Einrichtungen jedes einzelnen Diſtrictes ſowohl, ſowie in dem Zuſammenwirken aller zu einem Ganzen, fällen will.

III. Nerad.

Auf dieſem Diſtricte iſt man im kaiſerlich öſterreichiſchen Schleſien; denn es bedarf von Bluſchzau aus nur der Überſchreitung der Olſe, um in dasſelbe einzutreten.

Wer vor etwa zwanzig Jahren in dieſer Gegend war, und jetzt dahin kommt, der hat große Mühe ſich zurecht zu finden, weil er ſich vergebens nach den vielen Teichen umſieht, die ihm damals mit ihren Spiegeln entgegen glänzten. Gegenwärtig ſind ſie zu großen, ausgedehnten Ackertafeln geworden, auf denen man üppige Früchte wogen ſieht. Man könnte, ohne ſich gerade der Übertreibung ſchuldig zu machen, ſagen, daß es ein Rieſenwerk ſey, in ſo kurzer Zeit ſo ungeheure Flächen in gute Cultur zu bringen. Wie die Längen von Bluſchzau, ſo iſt der größte Theil der Ländereyen, die zum Nerader Diſtricte gehören, nur haben ſie einen Vorzug vor jenen darin, daß ſie im Ganzen nicht einen ſo gar widerſpenſtigen Boden

haben, und daß derselbe auch noch reicher an Humus ist. Nach seiner Bodenfläche gehört dieser District zu den größeren, denn er enthält 837 Joch. Da er nun aber nur drey Meierhöfe hat, so kommt für jeden eine ziemlich bedeutende Fläche. Der größte derselben ist der am Orte Nerad, auf welchem neben einer zahlreichen Schafheerde, auch eine Anzahl von Füllen steht. Regelmäßig und weitläufig steht derselbe da, auch ist er ziemlich in der Mitte der ihm zugetheilten Felder gelegen. Daß er erst seitdem, wo man die Äcker durch die trocken gelegten Teiche so ausgedehnt hat, um vieles vergrößert worden, das setzt man von selbst voraus. Die Trockenlegung der Teiche hat große Arbeiten erfordert, und wenn auch Vorbereitungen dazu aus der frühern Zeit vorhanden waren, wo man dieselben abwechselnd bewässerte und anbaute, so waren sie bey weitem nicht ausreichend. Reps, Rüben und Kartoffeln sind die Früchte, bey deren Anbau und Cultur diese Felder in Ordnung gebracht werden. Aber es sind diese Äcker ein wahrer Barometer für den Fleiß und die verständige Bewirthschaftung des Beamten, weil auf ihnen jeder Mißgriff und jede Versäumniß sich alsbald zeigt. So stand unter andern dieser Barometer sehr niedrig auf einem Rübenfelde, welches ich im Juni sah. Höher aber zeigte er auf den in ungeheuerer Ausdehnung wallenden und wogenden Kornfeldern. Bey meinen Wanderungen durch die Districte ist es mir vorgekommen, als wenn manche Beamten gewisse Lieblingsfrüchte hätten, zu denen aber bey einigen die Rüben nicht zu gehören schienen. Man muß aber billig seyn im Urtheile und einem Jeden nach seinem Maaße messen. Es ist keine kleine Aufgabe, auf Ländereyen, die, wie die hiesigen Teiche, erst die Anfangsgründe der Cultur durchmachen, alsbald eine lohnende Rübenernte zu erzielen. Ist die Witterung nur ein wenig ungünstig, so muß man alsbald das Mißrathen fürchten. Wenn nun aber auch eine reichliche Ernte gewonnen wird, so wartet eine neue Beschwerde, und die ist die Abfuhr der Rüben bis nach Suchau auf eine Entfernung von zwey guten Meilen. Zu Gute kommt es jedoch, daß man auf dem Rückwege Kalksteine oder Steinkohlen fahren kann. — Da jedoch die Rüben, wenn sie gerathen, auf

den hiesigen Districten außerordentlich lohnen, und 200—300 Centner vom Joch tragen, und man für einen Centner einen Gulden W. W. erhält, so tragen sie außerordentlich zur Aufbringung der gestellten Rente bey.

Vielleicht wundert man sich, daß ich bey diesem Districte vom Rübenbaue spreche, da auf Tafel A. nichts nachgewiesen ist. Die Ausdehnung der Zuckerfabrication erfordert einen vermehrten Rübenbau, und deshalb ist auch für Nerad die Aufgabe gestellt, einen Schlag mit dieser Frucht zu bestellen. Auch die zum Anbaue von Kartoffeln bestimmte Fläche ist im Verhältniß zur ganzen Area nicht groß, was aber seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß die hiesige Localität, vermöge ihrer nassen Lage, diesem Anbaue nicht günstig ist.

Ganz im äußersten Zipfel des Districtes und der hiesigen Güter liegt der Hof von Czervin, der bey Näße fast eben so schlecht zugänglich ist, wie Ostroschnitz bey Sackrau. Hier aber ist es fast noch schwerer, gute Wege zu unterhalten, da zum ersten selbst unbedeutende Näße diese tiefliegenden Ebenen dermaaßen durchfeuchtet, daß die Wege, wenn viel darauf gefahren wird, alsbald grundlos werden; da zum zweyten das Material zur Besserung weit zu holen ist; und da es zum dritten für einen einzelnen Hof kaum lohnt, so große Anstrengungen und Kosten auf den Bau der Wege zu verwenden.

Von dem Neudorfer Hofe läßt sich fast dasselbe sagen, wie von dem Czerviner. Von beyden aber, so wie vom ganzen Districte, kann ich rühmen, daß die Viehbestände und insbesondere die Schafe in gutem Zustande waren, als ich sie sah. Die Zahl ist nach Verhältniß der Area nicht gering. Denn z. B. kann man 3000 Schafe auf eine Feldfläche von etwas mehr als 800 Joch, wobey nur 47 Joch Wiesen sind, für einen sehr starken Besatz halten, obgleich von anderm Vieh die Zahl nur gering ist, wie auf Tafel A. ersichtlich. Freylich ist und bleibt es relativ, was ein starker und ein schwacher Viehbesatz einer Ökonomie sey, da es gar sehr darauf ankommt, wie tragbar der Boden und die dazu gehörigen Wiesen sind. Indeß

läßt ſich ohngefähr behaupten, daß, wenn man, bey einem geringen Wieſenverhältniſſe — wo kaum ein Achttheil ſo viel Wieſen als Ackerfläche iſt — auf ein niederöſterreichiſches Joch drey Schafe, und auf die ganze Ökonomie das nöthige Nutz-Rindvieh, ſo wie das erforderliche Zugvieh hält, der Beſatz ſchon als ſehr reichlich anzunehmen iſt. Hier aber überſteigt er dieſen Satz ſchon um ein Sechstheil, und kann folglich als ſehr ſtark gelten.

Indeß kommt dieſem Diſtricte, wie den meiſten übrigen, der günſtige Umſtand zu ſtatten, daß der rothe Klee ſehr gut wächſt, und daß man vermittelſt deſſen die Futtermenge außerordentlich vermehren kann.

Wie in Sackrau, ſo begegnet man auch auf dem Nerader Diſtricte häufig den Wagen, welche Kartoffeln in die Brennerey und Schlempe aus derſelben fahren. Es liefert nämlich derſelbe ſeine Kartoffeln nach Deutſch-Leuten, und bekommt von dort ſeine Schlempe.

Soll ich ein unparteyiſches Urtheil ausſprechen, was ich auf die gewonnene eigene Anſicht gründe; ſo fällt es dahin aus: daß ich erſtaunt und erfreut war über die meiſten der hier geſehenen Früchte, und daß ich ſämtliches Vieh in ſehr gutem Nahrungszuſtande fand; daß es mir aber, wenn ich mir ein Bild von ſämtlichen Diſtricten entwerfe, die um Karvin her liegen, und denen es zum Centralpuncte dient, geſchienen hat, als ſey es hier umgekehrt, wie gewöhnlich in den Staaten, wo man es allzuoft trifft, daß die in der Nähe des Sitzes der Regierungen liegenden Landestheile nicht ſo gut adminiſtrirt ſind, wie die entfernteren, ſollte es auch nur von der Landespolizey gelten. Denn wenn ich die, mehr in der Nähe von Karvin liegenden Diſtricte mit den entfernteren zuſammenſtelle, ſo iſt es mir, als hätte ich auf jenen noch mehr Fleiß und Eifer angetroffen, als auf dieſen. Indeß iſt dies nur mit vielen Ausnahmen und nur inſofern zu nehmen, daß man auf ſämtlichen nahe liegenden Diſtricten tadelnde Bemerkungen, ſo zu ſagen, vom Zaune brechen müßte, während man auf einigen entfernten ſie leichter machen könnte. Daß dies aber nicht von vielen gelte, davon werden

wir den Beweis alsbald in dem nächſtfolgenden Diſtricte finden. Frey von Bemängelungen kann freylich kein einziger ſeyn, auch wiſſen die Beamten am beſten, wie die Direction dieſelben zu finden und hervorzuheben verſteht. Dabey iſt aber nicht von geſuchtem und ungerechtem Tadel die Rede, und ich möchte wohl behaupten, daß dieſe Herren, wenigſtens ganz ſicher die meiſten, es dankbar anerkennen, daß ſie auf ſolche Art ſtets in Athem erhalten werden und am Ende Leiſtungen aufzuweiſen haben, die ihnen eben ſo viel Freude, als ihren Einkünften Zuwachs gewähren.

Auch eine pſychologiſche Bemerkung erlaube ich mir mitzutheilen. Einige von den Beamten ſchienen mir zu den zufriedenen und poetiſchen Gemüthern zu gehören, denen jeder Erfolg Freude macht und die ihn dann auch in roſenhaftem Lichte ſehen, wo er mitunter etwas größer erſcheint, als in der Wirklichkeit; die Andern aber ſind unzufrieden mit ihren Leiſtungen, ſie möchten alsbald ihre Ideen und Wünſche, die ſich mitunter ſehr hoch verſteigen, realiſirt ſehen, und ſie gerathen faſt außer ſich, wenn ihnen die Natur zuweilen einen Querſtrich zieht. Manche halten ſich freylich auch in einer gemäßigten Mitte, und das ſind eigentlich die glücklichſten. Auf dem eben beſchriebenen Diſtricte glaube ich die erſte Kategorie gefunden zu haben.

IV. Deutſch-Leuten.

In früherer Zeit und unter der alten Regie umfaßte Deutſch-Leuten einen ſehr großen Complexus von Ländereyen, und es gehörte zu demſelben der vorige, ſo wie die beyden von Pohlniſch-Leuten und Reichwaldau. Bey der Einführung der neuen Ordnung der Dinge, d. i. vor zehn Jahren ward aber eine Änderung vorgenommen, und die gegenwärtige Eintheilung verfügt. Daß aber dieſer Diſtrict noch jetzt eine große Bedeutung habe, das ſieht man ſchon an dem Äußern, d. i. an den Gebäuden, die auf dem Schloßhofe ſtehen, die, wenn ſie geſchloſſen wären und allein ſtänden, einer kleinen Ortſchaft ähnlich ſeyn würden. Wie eine Ruine aus der Vorzeit ſteht das alte Schloß da, und es wäre in der That Schade,

wenn es abgebrochen werden ſollte, da es eine gewiſſe Originalität zeigt und auch als Gegenſatz zu den Bauten der neuern Zeit einen nicht unangenehmen Anblick gewährt.

Den Namen hat das nicht unbedeutende Dorf Deutſch-Leuten von ſeinen erſten, durch Kloſtergeiſtliche in die Gegend gezogenen Anſiedlern erhalten, die Deutſche waren, ſowie Pohlniſch-Leuten von den Pohlen, die es gründeten. Bey dieſem Diſtricte fängt die eigenthümliche Schönheit, mit welcher die Gegenden weiter aufwärts geſchmückt ſind, an, ſowie man hier auch ſchon den Eindruck empfindet, der, je weiter man kommt, immer lebhafter wird, nämlich den Eindruck, den ſo viele fleißig und verſtändig geführte, und zu einem Ganzen ſo zweckmäßig gegliederte Ökonomieen auf den Kenner und Liebhaber machen. Wie ein weiſe eingerichteter und muſterhaft verwalteter Staat greifen ſie zuſammen, wodurch der vorhabende Zweck, die höchſt mögliche Rente zu erzielen, allein erreicht werden kann.

Deutſch-Leuten ſteht, der Größe nach, unter allen Diſtricten als vierter in der Reihe, übertrifft aber den dritten, d. i. Reichwaldau in der Rente bey weitem, wenigſtens inſofern ſie aus dem eigentlichen Betriebe der Ökonomie hervorgeht. Auf einem Flächenraume von 1060 Jochen, worin nur 49 Joch, folglich nicht der zwanzigſte Theil, von Wieſen begriffen ſind, ernährt dieſer Diſtrict 48 Pferde, 40 Ochſen, 80 Stück Nutz-Rindvieh und 3000 Schafe, und erbaut daneben noch eine Menge von Zuckerrüben, wozu es erſt in dieſem Jahre gezogen worden. Die Getreide-Ernten auf demſelben ſind, wie auf ſämtlichen Gütern, im fortwährenden Steigen, gehen aber darin über den Durchſchnitt des Ganzen, gehören mithin zu denen, die ſich auszeichnen. Vielleicht macht man, und nicht ganz ohne Grund, dabey die Bemerkung, daß dazu wohl der Umſtand beytragen mag, daß Deutſch-Leuten ehemals und zwar auf lange Zeit ein Centralort war, ihm folglich auch die meiſte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zugewandt wurde. Das mag ſeyn, aber dennoch wird man durch den Stand der Früchte auf dieſem Diſtricte überraſcht. Der Beamte desſelben ſcheint mir, nach dem, wie ich

ihn beobachten konnte, zu denen der im vorigen Abſchnitte bezeichneten zweyten Kategorie zu gehören; wenigſtens glaube ich es aus ſeiner Unruhe, die er, wo es nicht an der Schnur geht, zeigt, ſchließen zu können.

Von jeher ſtand hier der Kern und die Blüthe der ſämtlichen Schäfereyen, und obgleich dies auch noch jetzt der Fall iſt, ſo eifern viele von den übrigen derſelben ſo nach, daß es groſſer Aufmerkſamkeit und vieler Intelligenz bedürfen wird, ſie noch immerfort auf einem die andern überragenden Höhenpuncte zu erhalten. Dies iſt jedoch weder ein Tadel noch ein Vorwurf für ſie, es bezeichnet vielmehr den raſchen und glücklichen Fortgang der Totalität der gräflichen Schäfereyen. Ein Schafmeiſter im vollen Sinne des Wortes leitet gegenwärtig ihre Verpflegung, ſo daß, da die eigentliche Züchtung von der Direction ausgeht, das Allererfreulichſte zu hoffen iſt, und man insbeſondere auf dieſem Diſtricte bald dahin gelangen wird, eine Anzahl eigentlicher Ideale von Merinos aufweiſen zu können.

Aber auch die Blüthe des Rindviehes treffen wir auf dieſem Diſtricte. Von welcher Art und Raſſe dasſelbe ſey, iſt ſchon im fünften Kapitel angegeben. Für den Landwirth iſt es ein wahrer Genuß, durch den ſchön gebauten und reinlichen Stall mitten zwiſchen dieſen Thieren hinzugehen, unter denen wahre Prachtſtücke ſind. Die ihnen angethane Wartung und Pflege iſt muſterhaft, was das Äußere dieſer ſchönen Thiere bekundet.

Meine Leſer mögen mir nunmehr auf einem Gange durch die hieſigen Felder folgen. Wir kommen alsbald an ein freudig wucherndes Rübenfeld, und ſehen, indem wir am untern Rande desſelben hingehen, an mehreren Stellen ſtarke Quellen herausrinnen. Dies ſind verdeckte Gräben, mit welchen das Feld durchzogen iſt. Ohne dieſelben würde es, wie dies ſonſt der Fall geweſen, an mehreren Stellen zum Sumpfe werden, und jede Frucht würde auf ihm verderben. Eine ungeheure Anzahl ſolcher Gräben ſind bereits auf allen Diſtricten gemacht worden, und noch iſt man genöthigt, immer neue hinzuzufügen. Aus dieſem Umſtande allein kann man ſchon auf

die ſchwierige Bewirthſchaftung ſchließen, wenn auch nicht noch die Strenge des Ackers und der Umſtand hinzuträte, daß er bey Näſſe faſt gar nicht practicabel und zugänglich iſt. Solche verdeckte Gräben erfordern eine bedeutende Arbeit, die ſich aber dennoch reichlich bezahlt. Denn wo ſie gezogen ſind, da wächſt auf jenen Stellen, die ſonſt jede Frucht verſagten, dieſelbe gerade am üppigſten. Bekanntlich füllt man ſolche Gräben entweder mit Steinen, oder mit Reiſig aus. Hier mangelt es an den erſten und man wählt das zweyte. Erlenreiſer ſind das Beſte, weil ſie am ſpäteſten der Verweſung unterliegen. Zu beobachten iſt bey der Anlage ſolcher Gräben, daß ſie weit und tief genug gemacht werden, vor allem aber, daß man ſie da, wo ſie an Abhängen zu machen ſind, jedesmal einige Fuß höher anfange, als wo die Quelle ausbricht, weil es ſonſt vorkommen kann, daß ſie ganz vom Graben aufgenommen wird, und an der Spitze desſelben von neuem hervorbricht. Da man ſie meiſtentheils nach der Klafter in Verding gibt, ſo hat man bey der Beaufſichtigung einzig und allein darauf zu ſehen, daß die vorgeſchriebene Breite und Tiefe inne gehalten werde, und daß bey dem Verdecken der Einlage von Steinen oder Reiſig gehörige Vorſicht angewandt werde, damit nicht viel Erde dazwiſchen rinnen kann, weil der Graben dadurch leicht verſtopft wird. Daß übrigens die Decke ſo hoch ſeyn müſſe, wie die Ackerfurche tief gegeben wird, ſo daß die Pflugſchaar die Einlage nicht erreicht, das verſteht ſich von ſelbſt.

Wir gehen weiter und kommen an ein üppiges Kleefeld, und obgleich dieſe Futterpflanze im gegenwärtigen Jahre gegen ſonſt zurückſteht, weil die Mäuſe im Winter derſelben zu ſehr geſchadet haben, ſo bewundern wir dennoch ihren freudigen Wuchs und glauben gern, daß ein Joch bey zwey Schnitten wenigſtens 40 Ct. Heu geben wird.

Mehr aber als durch die Rüben- und Kleefelder wird unſer Auge durch den Roggen erfreut, den wir auf der andern Seite der zum Schloßhofe gehörigen Feldmark finden. Im Durchſchnitt ſechs Fuß hoch ſteht er da wie eine Mauer und ſein geſchloſſener Stand verhindert, daß er ſich nicht lagern kann. Und dieſes üppige

Kornfeld, welches eine Ausdehnung von mehr als hundert Jochen hat, und wozu noch ein anderer Tractus, den wir mit Kartoffeln und Rüben bebaut finden, gehört, war ehemals ein Teich, der zwar immer im vierten und fünften Jahre eine Haferernte trug, während seines Trockenliegens aber bey weitem nicht den dritten Theil seines dermaligen Nutzens gewährte.

Es sey mir erlaubt, ein Paar Worte über Urbarmachung von Teichen einzuschalten, die ich besonders deshalb für zweckmäßig halte, weil man gegenwärtig anfängt, darauf hinzuweisen, daß die völlige Cassirung der Teiche der Landwirthschaft ähnlichen Nachtheil bringen könne, wie die zu sehr überhand nehmende Rodung der Wälder. Daß große Teiche den Niederschlag der Luft befördern helfen, das bedarf keines langen Beweises. Denn man kann dies den Sommer hindurch jeden Morgen am Thaue sehen, der allemal, je näher den Teichen, auch am stärksten ist. Mithin wäre es in Gegenden, wo nicht viel Waldung, mithin der Niederschlag der Luft schon deshalb gering ist, nicht ganz zweckmäßig, vorhandene Teiche zu cassiren, und man würde den Ertrag der dadurch gewonnenen Ackerflächen zum Theil in dem geringeren der bereits vorhandenen wieder verlieren. Dieser Fall aber findet, wie ich schon weiter vorn, wo ich von Rodungen sprach, gesagt habe, hier nicht statt, und es hat ein verständiger Landwirth hier nicht auf Vermehrung, sondern vielmehr auf Verminderung des Niederschlages der Dünste bedacht zu seyn, weil die Gegend viel häufiger an Nässe als an Trockenheit leidet. — Unter diesen Umständen verbessert man durch Trockenlegung der Teiche die Ökonomie in doppelter Art, nämlich quantitativ durch Gewinnung großer Ackerflächen, und qualitativ durch Verminderung der Nässe. Die Erfahrung bestättigt den hier geführten theoretischen Beweis vollkommen, und man hat der in Rede stehenden Operation einen guten Theil der so unglaublich vermehrten Ernten zuzuschreiben. Aber es ist dabey noch ein anderer Gesichtspunct aufzufassen, und das ist der, daß dadurch die herrschende Luft für Menschen und Thiere ungleich gesünder geworden ist, als sie ehemals war.

Wir kommen jetzt zu einem Rüben- und Kartoffelfelde, auf welchem der Beweis geführt wird, daß bey festem und beharrlichem Willen, versehen mit den nöthigen Kräften, man in der Landwirthschaft fast alles durchsetzen kann. Denn hier wird ein völlig verrotteter und im höchsten Grade widerspenstiger Boden durch Menschenhände gebändigt, und man muß erstaunen, daß ihm, der fast culturunfähig aussieht, reiche Frucht abgewonnen wird. Und wie die hier eben in Cultur gesetzten Strecken, so war im Anfange der größte Theil der Teichländereyen. — Nachdem wir uns noch an dem guten Stande der Gerste und des Hafers erfreut haben, gehen wir weiter und kommen auf

Den Hof Nerad. Wir haben so eben einen ganzen District unter diesem Namen kennen gelernt, wovon dieser Hof eine Abzweigung ist, die man zu Deutsch-Leuten geschlagen hat. Er hat fast nur Teichländereyen zu seinem Reviere und ist daher auch schwierig zu bewirthschaften, zumal dieselben in ziemlich weiter Entfernung vom Schloßhofe, wo der Beamte wohnt, liegen, diesem also die Aufsicht erschwert wird. Was uns am vorigen erfreute, das treffen wir auch hier, und dies gilt insbesondere von den gesegneten Korntafeln. Weitzen, Roggen und Hafer wetteifern gleichsam im guten Stande und gewähren für die Ernte die erfreulichste Aussicht.

Der Mischling, welcher als Vorfrucht auf einem großen Theile der zu Reps bestimmten Äcker steht, ist in diesem Jahre (1840) nicht ausgezeichnet, weil das so spät eintretende Frühjahr die Bestellung desselben nicht zeitig genug zuließ. Meine Meinung über diese Vorfrucht habe ich schon in dem Kapitel vom Ackerbaue abgegeben. Auch den Reps finden wir nicht vorzüglich, weil ihm der Winter sehr geschadet, und, was selten ist, die frühe Saat am meisten angegriffen hat.

Ein dritter Hof heißt Bößding (böses Ding?), vielleicht weil er ehemals wenig Gutes lieferte. Gegenwärtig aber könnte er Gutding genannt werden, weil er wahrlich gegen die andern nicht zurücksteht.

Und viertens kommen wir nach Pillar, welches dem Range nach der zweyte Hof dieses Districtes ist. Zu ihm gehört der größte Theil der Felder, welche ihrer Lage und Qualität nach schon immer als Äcker benutzt wurden. Sein Terrain ist hügelig, und die Bodenmischung günstig, daher auch seine Bestellung auf diesem Districte die leichteste ist. Jedoch fehlt es auch hier nicht an Schwierigkeiten und es sind namentlich eine Menge Ackerquellen abzuleiten. Hinsichtlich des Standes der Früchte auf diesem Hofe müßte ich, wenn ich davon sprechen sollte, nur das wiederholen, was ich von dem vorigen gesagt habe.

Es verdient dieser District nun noch eine Hauptübersicht. Seiner Lage nach ist er nicht völlig arrondirt, indem der Schloßhof, wo der Beamte wohnt, fast in einem Zipfel desselben liegt, was die Übersicht erschwert. So schwierig aber auch einerseits seine Bewirthschaftung seyn mag, so hat er andrerseits doch auch einen nicht undankbaren Boden, der aber freylich auch sehr wahrgenommen und gepflegt seyn will. Indeß sind die Schwierigkeiten bey ihm im Abnehmen, und wenn insbesondere die Teichländereyen nur noch einige Jahre mit derselben Energie und demselben Fleiße werden forteultivirt worden seyn, alsdann werden sie weniger Mühe und Anstrengung erfordern und noch mehr lohnen, wie sie es schon gegenwärtig thun. Was für Ernten sie übrigens schon jetzt gewähren, davon lag heuer der Beweis factisch darin vor, daß man, trotz dem, daß die Scheuern gegen ehemals fast den doppelten Raum haben, dennoch Feimen (Haufen) im Freyen setzen mußte.

So wie jeder District, so hat auch dieser einige kleine Weideflächen für die Schafe, von denen besonders die eine beym Schloßhofe, die nicht viel über zehn Joch hält, das Unglaubliche leistet, daß sich alle Jahre eine Schafheerde von mehr als tausend Stücken Wochenlang darauf ernährt. Diese Weideflächen werden gewöhnlich mehrere Jahre hinter einander und zwar so lange nicht umgebrochen, als sie eine reichliche und gesunde Weide gewähren, und sie geben alsdann nach dem Umbruche ein besonders gutes Feld zum Anbaue des Repses und der Rüben.

Auf dem Reviere dieses, sowie des vorigen Districtes stehen eine Menge alter ehrwürdiger Eichen, welche nicht allein die Gegend verschönern, sondern auch den Schafen, die darunter ihre Weide haben, Schutz gegen die Sonnenhitze gewähren. Viele derselben sind schon weggeschlagen worden, und ob sie gleich jetzt noch in so bedeutender Anzahl vorhanden sind, daß noch manche ihren Platz räumen könnte, so gestattet der Herr Graf nicht noch mehrere wegzunehmen, so sehr auch die eifrige Ökonomie noch nach stärkerer Lichtung strebt. Die Natur kommt ihr jedoch zu Hülfe, denn es sterben viele dieser schönen Bäume von oben herunter ab, und müssen dann weggenommen werden, wenn nicht der Sturm diese Arbeit übernimmt. Herrliche Gruppen aber sieht man von ihnen und sie bilden als Ensemble den schönsten Park. — Doch es ist Zeit, daß ich weiter gehe, soviel sich auch noch sagen ließe.

V. Pohlnisch-Leuten.

Die Bekanntschaft dieses Districtes machte ich zuerst auf einem Felde, welches zum Anbaue von Runkelrüben vorbereitet wurde. Man gab ihm (Ende April) gerade den ersten Umbruch, der mit Pflügen und Mineuren vollzogen ward. Die Art, wie sich der Boden zeigte, seine Rohheit und Widerspenstigkeit, ließ mich sehr zweifeln, daß hier, wo in kurzem schon der Saame gesteckt werden sollte, gute Rüben wachsen würden. Aber mein Zweifel ward schon zum Theil gehoben, als ich sechs Wochen später die Rübenpflanzen munter und freudig traf, und er ward vollends gänzlich niedergeschlagen, da ich in der Mitte des August das Feld von den kräftigen Blättern der Rüben völlig übergrünt sah. Ich gestehe, daß mir dies eine Überraschung gewährte, wie ich sie noch selten gehabt habe: denn es war mir so gut, wie jedem andern Rübenbauer bekannt, daß die Runkeln mit großer Aufmerksamkeit behandelt und auf ein sehr sorgfältig cultivirtes und reich gedüngtes Land gebracht seyn wollen, wenn man auf einen lohnenden Ertrag soll rechnen können. Wie war nun diese überraschende Erscheinung zuwege gebracht worden? — Der Acker hatte die Jahre vorher ein bedeuten-

des Quantum von Kalk bekommen, jetzt war Mist darauf gefahren, welcher eben, als ich im April da war, untergepflügt wurde. Hinter den Pflügen gingen die Mineure, welche die sechs Zoll tiefe Pflugfurche bis auf vierzehn Zoll vertieften. Dabey wirkte in meinem Beyseyn der Herr General-Secretär ein Wunder. Man fuhr nämlich mit dem Mineur nur etwa zehn Zoll tief und es wurde behauptet, es sey unmöglich, ihn tiefer gehen zu lassen. Es sollte und mußte aber möglich seyn, und die Instrumente wurden auf vierzehn Zoll Tiefe gestellt und siehe da, es ging, die Unmöglichkeit ward möglich, und das Wunder war geschehen. — Hier aber hatte ich Gelegenheit, mich recht augenscheinlich von den guten Wirkungen des Mineurs zu überzeugen; auch schreibe ich das mir so unerwartete und überschwengliche Gedeihen der Rüben dieser Bearbeitungsart hauptsächlich zu. — Ich habe mich zwar zum Theil über das Wohlthätige einer solchen Vertiefung des hiesigen Bodens ausgesprochen, muß aber das früher Gesagte hier noch durch einige Zusätze ergänzen.

Die gedachte Vertiefung hat zum Hauptzwecke, der Nässe des Bodens Abzug nach unten zu verschaffen. Sie erfüllt auch diesen Zweck vollkommen, so lange nicht sehr anhaltender oder sehr heftiger Regen den Boden gänzlich überfüllt und, wie man sagt, ersäuft. Geschieht dies, alsdann erwächst eine neue und fast noch größere Verlegenheit, als jene war, welche man beseitigen wollte. Es nimmt nämlich ein derartig vertiefter Boden das ganze Regenwasser in sich auf, wo es auf demselben ohne diese Vertiefung, sobald die flache Krume erfüllt ist, in den Beetfurchen abfließt. Durch diese Überfüllung von einer so großen Wassermasse wird alsdann die Abtrocknung weit schwieriger und langwieriger, und es ist im Anfange geradezu unmöglich, mit Zugvieh darauf zu kommen, weil es wie in einem Sumpfe versinkt. Um diesem nicht ausgesetzt zu seyn, muß man alsbald nach dem Miniren den Acker bestellen, und man muß für jene Operation die Zeit wählen, wo man nicht gerade fürchten darf, von sehr vielem Regen überrascht zu werden. Dies aber setzt dem Miniren überhaupt gewisse Schranken. Um nun aber daran

nicht gebunden zu seyn, hat der Herr Graf und mit ihm Herr Staniek den kühnen Plan, durch alle Äcker, welche minirt werden sollen, in bestimmten Zwischenräumen Unterdrains zu ziehen, in welche das bis auf den Grund sinkende Wasser abrinnen soll. Einen vollständigen Erfolg kann aber dies Verfahren nur dann gewähren, wenn man diese Abzüge nicht viel weiter aus einander legt, als ein breites Beet austrägt. So soll es auch wirklich durchgeführt werden, nur will man im Anfange erst die doppelte Breite nehmen, und sodann in späterer Zeit zwischen jedem der ersten Abzüge noch einen zweyten legen. Die Idee ist eben so originell, als die Ausführung kolossal. Wird sie durchgeführt, so gleichen alle die Äcker, die man so behandelt, einem rajolten Gartenlande und sie müssen alsdann auch eben so fruchtbar werden, wie ein solches. Dadurch wird denn der Ertrag noch weit über die bis jetzt erreichte eminente Höhe getrieben werden.

Das Rübenfeld hält mich so lange auf, daß ich kaum zur weitern Besichtigung des genannten Districtes komme. Der Centralhof desselben liegt vor unsern Augen, und wir sehen ihn mit Fruchtfeldern umgeben, wie wir sie kaum noch so üppig gefunden haben. Weitzen und Mischling, jener nach, dieser vor Reps, zeichnen sich vor allem aus. Wir machen hier die Runde zur Zeit der Roggenernte. Der Bau einer neuen Scheuer nimmt unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein Orkan hatte sie vor wenig Wochen niedergestürzt und schon steht sie neu wieder da. Doch das nimmt uns nicht Wunder, da man hier an ungewöhnliche Erscheinungen gewöhnt ist. Die Scheuer wird bedeutend größer gebaut, als die alte war. Die Aufforderung dazu liegt um sie her. Dennoch aber wird sie und alle übrigen nicht ausreichen, den Segen alles aufzunehmen. — Ich will der Zeit vorgreifen und berichten, daß man noch große Haufen im Freyen setzen mußte. — Der Hof, in dessen Nähe wir uns befinden, heißt der Schloßhof. Die öftere Wiederkehr dieser Benennung zeigt an, daß in frühern Zeiten die Districte für sich bestehende Güter mit ihren besondern Besitzern gewesen, und daß sie erst in neuerer Zeit vereinigt worden sind. Dieser Hof, sowie die meisten

auf den gräflichen Gütern, führt den Beweis, daß man ſich von einer gewiſſen Prunkſucht im Bauen, die man wohl anderwärts oft genug, beſonders bey reichen Gutsbeſitzern findet, fern hält, und bey allen Bauten nur die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit im Auge behält.

Ich muß hier eine beſondere Merkwürdigkeit anführen, die im Dorfe Pohlniſch-Leuten anzutreffen, und dieſe iſt ein koloſſaler Borſtorfer Apfelbaum, welcher vor mehreren Jahren einmal 38 (ſage dreißig und acht) Wiener Metzen = 40 Scheffel preußiſch trug. Der Eigenthümer hatte einige der herrſchaftlichen Beamten zur Abnahme derſelben eingeladen, in deren Gegenwart die Äpfel gemeſſen wurden. Welch' ein hohes Capital verzinſte dieſer einzige Baum in jenem Jahre, wenn man den Werth dieſer edlen Frucht annimmt! Hieraus ſollte man ſich aber berechtigt glauben, mit gutem Grunde zu ſchließen, daß der Obſtbau in hieſiger Gegend ganz vorzüglich lohnen müſſe, und man wird durch dieſen Schluß verleitet werden, zu glauben, daß Fleiß und Intelligenz gerade keine beſondere Vorzüge der Einwohner ſeyn können, weil man im Allgemeinen wenig Obſtbau antrifft. Ja ſelbſt auf die herrſchaftlichen Gründe könnte ſich dieſe Meinung ausdehnen, da man auf denſelben keine Obſtalleen findet, und auch ſelbſt bey den Höfen wenig Obſtgärten bemerkt. Die Löſung dieſes Räthſels mag man in nachfolgendem finden:

Wie ich ſchon wiederholt geſagt habe, ſo iſt das Klima rauh, folglich dem Obſtbaue nicht günſtig. Ferner iſt der Boden ſehr ſtreng, und deshalb nur einigen Obſtgattungen, wie z. B. den Äpfeln und Pflaumen zuſagend. Was aber das Fortkommen der Bäume hindert, das iſt ſeine wechſelnde Unterlage, in welcher ſich die Wurzeln derſelben nicht überall nach Gefallen ausbreiten können, woher es denn kommt, daß ſie leicht den Brand bekommen. Überdies ſind die rauhen Winde und die heftigen Stürme, wie ſie ſich hier zeigen, und wie ſie wohl hauptſächlich in den Thalſchluchten und in dem mit ſo vielem Walde durchzogenen Terrain einen beſonders heftigen Zug annehmen, den Obſtbäumen ſehr ſchädlich, und ſie erhalten ſich nur

in Lagen, wo ſie durch beſondere Umſtände geſchützt ſind. Demnach kommen auch Obſtalleen im Freyen nicht fort, und Verſuche, die man damit gemacht hat, ſind allemal geſcheitert.

Wenn aber dennoch in Pohniſch-Leuten der gedachte Apfelbaum ſo außerordentlich gedeiht, ſo kommt dies ohne Zweifel daher, daß er ſehr geſchützt und auf einer Landſtelle ſteht, wo ihm der Boden und deſſen Unterlage ganz beſonders zuſagt; und man macht alſo, wenn man von ihm auf das Ganze ſchließen will, einen Fehlſchluß, und würde eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man die Direction der gräflichen Güter tadeln wollte, daß ſie dem Obſtbaue keine Aufmerkſamkeit widmet.

Durch das eben Geſagte habe ich ſchon die Localität des hieſigen Diſtrictes ein wenig bezeichnet. Die Felder ſind faſt durchgehends uneben und hügelig, und die Unterlage des Bodens wechſelt oft und mannigfaltig, auch iſt die Luft, da dieſer Diſtrict höher liegt, als der vorige, ſchon etwas rauher. Daß er aber die Ernten eben ſo reichlich und geſegnet habe, wie jener, das deutete ich bereits an.

An den Schloßhof ſchließt ſich der Hof von Poremba an. Die Früchte auf deſſen Feldmark finden wir eben ſo üppig, wie auf der vorigen. Es würde auch kein Grund vorhanden ſeyn, daß ſie geringer ſtehen ſollten, da der Boden von gleicher Beſchaffenheit, und die Verwaltung eine und dieſelbe iſt.

Ein wenig abgelegen iſt der dritte Hof, nämlich Ollmowetz, deſſen Ländereyen ſich in einer langen Zunge zwiſchen denen von Nerad und Deutſch-Leuten hinein erſtrecken, wodurch ſeine Beaufſichtigung erſchwert wird. Vielleicht theils aus dieſem Grunde, theils wohl aber auch deshalb, weil dieſe Felder von ſehr verſchiedener Art ſind, und einen Strich von Teichländereyen enthalten, ſtanden auch die Früchte auf ihnen denen auf den erſten beyden Höfen nach. Übrigens ſpricht ſich allenthalben auf dieſem ganzen Diſtricte die größte Aufmerkſamkeit und ein muſterhafter Fleiß in allen Zweigen der Ökonomie aus, ſo daß es ſchwer ſeyn dürfte, an irgend etwas harten und gerechten Tadel anzubringen. Unter andern liefert auch die Ernte dieſes Jahres (1840) den Beweis für die

ausgesprochene Behauptung, denn sie gehört im Verhältniß zur Fläche zu den vorzüglichsten auf den sämtlichen Gütern. Sie aber ist ein vom Himmel verliehenes Talent, was sich Keiner selbst geben kann.

Der District von Pohlnisch-Leuten ist noch nicht die volle Hälfte so groß, wie der vorige, und er würde, da er nur 517 Joch enthält, sich leicht übersehen lassen, wenn er besser arrondirt und nicht so sehr zerstreut, und in die Weite gezogen wäre. Dadurch aber entstehen bey der Beaufsichtigung viele Schwierigkeiten und der Beamte hat am Ende nicht viel weniger Gänge und Mühe, als wenn er ein bedeutend größeres Areal zu bewirthschaften hätte. Dazu kommt noch das so sehr coupirte Terrain, welches keine Übersicht gestattet und wo man oft genug von einem Felde aus das nächstgelegene andere nicht sehen kann. Auf seine Größe hat dieser District eine ungewöhnlich starke Schäferey, die er nicht würde erhalten können, wenn er nicht fast ein Fünftheil seines Areals Wiesen hätte, wenn nebenbey sein Boden nicht sehr lohnend Klee trüge, und wenn nicht sein übriger Viehstand unverhältnißmäßig gering wäre. Denn es stehen im Ganzen da nur zwey Nutzkühe für den Beamten und das benöthigte Zugvieh. — In den behackten Früchten, wozu ich hier den Reps zähle, weil er gedrillt wird, steht er gegen mehrere andere an Ausdehnung zurück, denn er hat nur den fünften Theil der Area oder den vierten Theil der Äcker mit Kartoffeln, Rüben und Reps zu bebauen. Zum Rübenbaue wird er jedoch in der Folge stärker angezogen werden, wenn nämlich noch in Deutsch-Leuten ein Trockenhaus gebaut werden sollte. Auch von Reps ist schon in diesem Jahre mehr angebaut worden, als auf Tafel A. nachgewiesen ist.

Seitdem ich dies niedergeschrieben, ist die Verwaltung dieses Districtes geändert worden, indem die Direction den Beamten von Reichwaldau entlassen, und den hiesigen dorthin versetzt hat. Nach Pohlnisch-Leuten aber ist der von Albersdorf gekommen. Diese Veränderung wird auf Reichwaldau sehr günstig wirken, indem dieses der Nachhülfe noch so sehr bedarf.

VI. Reichwaldau.

Einen veränderten, ja faſt unfreundlichen Charakter nimmt die Gegend an, wenn man von Pohlniſch-Leuten nach Reichwaldau reiſet, und dies gilt beſonders, wenn man in die Nähe von Zablatz kommt, wo ein zu dieſem Diſtricte gehöriger herrſchaftlicher Hof iſt. Ein ſtrenger, naſſer, mit undurchlaſſender Unterlage verſehener Boden iſt hier vorherrſchend, und die Menge von Treſpe, welche wir im Roggen und Weitzen ſehen, würde dies ſchon anzeigen, wenn auch der Augenſchein es nicht lehrte. Die Feldfrüchte, welche wir auf den Grundſtücken der Unterthanen ſehen, zeigen, daß es hier mit dem Fleiße allein nicht gethan iſt, ſondern daß ihm vor allem die Intelligenz und die pecuniären Mittel zu Hülfe kommen müſſen. Geſchloſſene Waldreviere im Weſten und Süden ſind für einen Boden, wie der hieſige, eben keine wohlthätige Erſcheinung, dem nur ein freyer Luftzug und eine ungehinderte Entwickelung und Mittheilung der Wärme heilſam iſt. Zu jenen Revieren treten aber noch Parcellen, die mitten zwiſchen den Feldern liegen, wodurch der Nachtheil vermehrt wird. Fünf Höfe, wie ſie auf Tafel A. namentlich aufgezählt ſind, umfaßt dieſer Diſtrict, und ſeine Area ſtellt ihn der Größe nach als dritten in der Reihe auf. Nach meiner Anſicht bietet ſeine Bewirthſchaftung unter allen die meiſten Schwierigkeiten dar, denn nicht allein, daß ſie mit den oben bezeichneten fortwährend zu kämpfen hat, ſo ſind die Ländereyen auch noch in ihrer Cultur bedeutend zurück, und es gehört eine Energie und ein ökonomiſches Talent dazu, wie es nicht vielen gegeben iſt, um hier Reſultate zu Tage zu bringen, die mit denen der andern Diſtricte übereinſtimmen.

Es geſchieht freylich von Seiten der Direction viel zur Abhülfe und zur Beſeitigung jener Schwierigkeiten, aber bey der Menge und Größe derſelben bedarf es noch lange Zeit, ehe ſie ſich beſonders wirkſam zeigen kann. Das Geſagte gilt vorzugsweiſe von dem untern d. i. dem nördlichen Theile des Diſtrictes, auf welchem die Spuren der ehemaligen Wüſte zum Theil noch ſichtbar ſind.

Käme man hierher zuerst, so würde man wohl ein wenig befremdet fragen, wie ein derartiger Anblick sich mit rationell bewirthschafteten Ökonomieen vertrage. Aber trotz alle dem leuchtet doch auch hier der Geist, der überall waltet, hervor, und wer nicht absichtlich die Augen verschließt, oder muthwillig Tadel sucht, der wird in den Anlagen, die hier gemacht werden, sehen, daß der Ernst, der überall das Bessere zu erstreben sucht, auch hier thätig ist. Man prüfe nur erst die Bodenqualität auf diesem untern Theile, unter andern auf den zum Kotzendowetzer Hofe gehörigen Niederungen, und man wird vielleicht gar bald das Urtheil abgeben, daß man einen solchen Boden, besonders seiner Lage und sonstigen Verhältnisse nach, anderwärts kaum des Anbaues werth achten würde. Was man aber für ihn thue und auch fernerhin für ihn zu thun gesonnen sey, davon wird man sich überzeugen, wenn man alle die dazu getroffenen Anstalten sieht. Ein vom Hofe aus mit vieler Arbeit angelegter gerader Weg erfüllt für einen Theil der in Rede stehenden Ländereyen einen doppelten Zweck, indem er die Zufuhr von Dünger und die Abfuhr der Früchte erleichtert, und durch seine tiefen Gräben das aus den Höhen herabdrückende Wasser ableitet. Die Lehden und Gesträppe, welche gerodet und geebnet werden, haben ein so unfreundliches Ansehen, daß man die Kraft und Geduld, mit welcher man das angefangene Werk fortsetzt, nicht genug bewundern kann. Den daran stoßenden trocken gelegten Teichen ist der Wald eines Nachbars eben keine erfreuliche Nachbarschaft, weil er den freyen Luftzug und die Austrocknung hindert. Dennoch aber sah ich auf diesem Lande guten Weitzen, und dennoch wird man ihm in den nächsten Jahren auch Reps abnöthigen. Wenn nun, ich wiederhole es, auf solchen Ländereyen auch noch keine glänzenden Resultate vorliegen, so kann man dem Beamten deshalb noch keine Schuld beymessen; ja man würde noch für das, was bereits geleistet wird, ihn bewundern müssen, wenn man nicht den Haupt-Impuls, der von der Direction ausgeht, dabey in Anschlag zu bringen hätte. — Freylich kommt jener nicht so günstig weg, wenn man auf andern Districten ähnliche Localitäten bereits in fruchtbares

Land umgewandelt steht. Wir werden dies bey der Beschreibung der folgenden kennen lernen.

Bey der weitern Besichtigung dieses Districtes stoßen wir auf etwas, was uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß die Zuckerrüben nicht zu den Lieblingen der hiesigen Verwaltung gehören können. Wir finden zwar auf Tafel A. demselben keine zugetheilt; indeß wurde heuer einstweilen ein Versuch dort gemacht, da in der Folge den Rüben regelmäßig ein nicht unbedeutender Schlag eingeräumt werden soll. Eben wurde dieses Versuchsfeld gejätet und nur dadurch ward es möglich, zu unterscheiden, was darauf angebaut war. Unkräuter sind auf den sämtlichen Gütern keine willkommene Gäste, und sie werden, wo sie sich zeigen, alsbald hinausgeworfen. Damit, daß man sie hier so lange geduldet, hatte man sich beym Herrn Grafen kein Bild verdient. Ein Correctionsmittel, welches derselbe einst bey einem Beamten anwendete, in dessen Gerstenfeldern er viel Hederich sah, muß ich anführen. Er bemerkte ihm, daß er gar nicht gewußt habe, daß hier Sommerrübsen gebaut werde. Auf die Verneinung des Beamten erwiederte der Graf, daß ja ein ganzes Feld eben in der schönsten Blüthe stehe. — Nach wenigen Tagen war das Feld rein, denn es hatte die Beschämung mächtig gewirkt. — Ein besonderer Feind ist der Herr Graf von Disteln, und wo er eine in den Feldern oder an den Wegen sieht, da hat der betreffende Beamte seinen Verweis gewiß. Was werden hiezu wohl die Ungarn, wenn sie dies lesen, sagen, die an allen Wegen und Stegen dichte Einfassungen von Disteln haben, gleichsam als wären sie mit aller Sorgfalt dahin gepflanzt, und als sollten sie recht vollkommnen und ausgereiften Saamen auf die neben liegenden Felder streuen.

Den Kern des Reichwaldauer Districtes bilden der Althof und der Neuhof. Auf den Feldmarken dieser beyden Höfe sah ich gerathene Früchte, und Klee und Futtergemenge wucherte freudig. Die Äcker haben auch einen vortrefflichen kernigen Lehmboden, und man kann sie unbedenklich zu denen der besten Qualität zählen, welche die Güter überhaupt haben. Nur die Nähe der Wal-

dungen, von denen ſie zum großen Theile eingeſchloſſen ſind, ſchadet ihrer Ertragsfähigkeit und ſetzt ſie zurück, und der etwaige Schutz, den ſie ihnen gegen rauhe Winde geben, gleicht dies lange nicht aus. Ich kann mich dieſer Bemerkungen, die ſich auf gute Gründe ſtützen, nicht enthalten, und ſollte ich auch Gefahr laufen, für einen Feind der Wälder überhaupt gehalten zu werden. Indeß habe ich mich gegen dieſen Verdacht wohl hinlänglich verwahrt und vielmehr bewieſen, daß ich der Waldcultur das Wort rede und ſie von der Feldcultur unzertrennlich halte. Nur muß einer jeden Gebiet ſo begränzt werden, daß ſie vortheilhaft, und nicht durch Überſchreitung desſelben, nachtheilig auf einander einwirken.

Auf 1111 Joch Area hat Reichwaldau nur 51 Joch Wieſen, und ſolche auch meiſt nur von geringer Qualität. Von dieſen alſo kann es für ſeinen Viehſtand nicht gerade viel rechnen. Die Graswüchſigkeit des Bodens, vermöge deren er auch reichlich rothen und weißen Klee, ſowie Futtergemenge trägt, füllt die dadurch entſtehende Lücke wieder aus. Der Viehſtand des Diſtrictes iſt nicht gering, und wenn auch die Schäferey im Verhältniß zur Area weniger zahlreich iſt, wie auf dem vorigen, ſo erfordert der ſtärkere Stand des Nutz-Rindviehes von 70 Stücken eine Menge Futter mehr, als auf jenem. Nehmen wir den Satz, wie ich ihn weiter vorn aufſtellte, nämlich drey Schafe auf ein Joch und daneben das benöthigte Zugvieh, ſowie einen verhältnißmäßigen Stand von Nutz-Rindvieh an, ſo ſteht Reichwaldau gerade auf dem Niveau dieſes Satzes.

Eine Beſchwerde, welche dieſer Diſtrict mit dem von Nerad und Deutſch-Leuten gemein hat, iſt die große Entfernung des Kalkſteins, ſowie zeither auch der Steinkohlen. Letztere aber wird es von nun an aus den neu gegründeten Gruben von Petereswaldau haben. Die Kalkdüngung iſt übrigens hier ſo wohlthätig, wie ſie nur irgendwo ſeyn kann und je kräftiger und ſtärker man mit derſelben vorgehen kann, um ſo wohlthätiger wird es dieſen, gegen die andern, noch ein wenig rohen Körper anregen und ſeine Fruchtbarkeit vermehren. Leben und Kraft ſcheint überhaupt demſel-

ben vor allen zu wünſchen zu ſeyn, und es hat mir geſchienen, als zeige ſich in ihm, wenn ich ſo ſagen kann, eine gewiſſe Art von Müdigkeit, die wohl bald durch die rechten Weckungsmittel in Munterkeit und kräftiges Vorwärtsſchreiten umgewandelt werden dürfte.

VII. Peterswald.

Die Müdigkeit, mit welcher ich ſo eben einen Abſchnitt ſchloß, iſt vorüber und wir begegnen nunmehr einer friſchen Munterkeit und Rüſtigkeit. Keine große Ausdehnung, aber auf derſelben große Erfolge kann uns der junge Beamte auf ſeinem Diſtricte zeigen. Ja ſelbſt die Verehrer und Vertheidiger der **Madia sativa** werden ihn lieber gewinnen, da er dieſe Ölpflanze unter allen am beſten aufzuweiſen hat. Auf drey Höfe vertheilt iſt die kleine Fläche von 396 Jochen, aber auf allen dreyen ſehen wir vorzügliche Früchte und wir wiſſen in der That nicht, welchem wir den Vorzug geben ſollen. — Sehen wir auf die Bodenbeſchaffenheit, ſo ſteht ſie im Durchſchnitt der von Reichwaldau nach; auch iſt dieſer Diſtrict höher gelegen, alſo der rauhen Luft mehr ausgeſetzt; obgleich ihm wieder zu Gute kommt, daß er weniger vom Walde beläſtigt wird. Sein Wieſenverhältniß iſt nicht ungünſtig, indem es bey 69 Jochen ohngefähr ein Sechstheil der ganzen Area ausmacht. Als ächte Gebirgswieſen liefern ſie auch meiſtentheils ein gutes Gras, und da ſich auf den meiſten die Berieſelung, nach der Art, wie ſie in Gebirgen angelegt zu werden pflegt, anbringen läßt und immer mehr angebracht werden wird, ſo kann auch von denſelben ein immer reichlicherer Heuertrag gewonnen werden. Die ſämtlichen hier ſtehenden Viehbeſtände habe ich in beſonders gutem Nahrungszuſtande, und die Schafe in muſterhafter Haltung gefunden. Gute Schäfer ſind freylich eine wahre Wohlthat für den Beamten und er hat ſein wahres Kreuz mit ſchlechten. Da ihm jedoch die Oberaufſicht über die Schäferey zuſteht, ſo muß er, ſo zu ſagen, die Erziehung der Schäfer übernehmen. Das wird nun allerdings dem, der einen großen Diſtrict zu verwalten hat, bey weitem ſchwerer, als dem, welchem ein kleinerer anvertraut iſt, weil er einmal ein größeres Schäferey-

perſonale beaufſichtigen muß, und weil ihm hierzu zum zweyten bey ſeinen übrigen vielen Geſchäften weniger Zeit übrig bleibt. Indeß ſoll ja auch ein ſolcher überhaupt mehr leiſten, weil auf ſo großen Diſtricten auch tüchtige Männer angeſtellt ſind, und weil auf denſelben auch die Beſoldung und alle Emolumente bedeutender ſind, als auf den kleinen. Um ſich das Perſonale, deſſen man bedarf, zuzuziehen, dazu bedarf es Talent und Übung. Aber es gibt Beamte, die erſteres nicht beſitzen, und ſich letztere nie erwerben. Wer mit den ihm Untergebenen nicht umzugehen verſteht, der kann ſich für ſeine Perſon auf den Kopf ſtellen, und er wird in der ihm anvertrauten Verwaltung nicht mit Ehren beſtehen. Strenge und Milde zur rechten Zeit und am rechten Orte anzuwenden, darin liegt die ganze Kunſt; aber es gibt Manche, die den verkehrten Weg einſchlagen, und die, von Aufwallungen hingeriſſen und verleitet, da ſtreng ſind, wo ſie mild ſeyn ſollten, und wiederum ſich durch Schwäche zur Milde beſtimmen laſſen, wo ſie ſtreng ſeyn ſollten. Solche ſind als Ökonomie-Beamte zu bedauern, denn ſie bereiten ſich ſelbſt nichts als Verdruß, weil ihnen ſo vieles zum Ärger gethan wird, was die Leute wohl beſſer machen könnten. Dabey ſetzen ſie, auch wenn ſie perſönlich geſchickt, und ihrem Berufe völlig gewachſen ſind, ihren Ruf und ihren Poſten aufs Spiel.

Das Verhältniß der Schafzucht zur Area iſt auf dieſem Diſtricte ſo, daß noch nicht drey Stück auf ein Joch kommen. Da nun auch die Zahl des Nutz-Rindviehes mit 16 Stück nicht über Verhältniß ſteht, ja vielmehr eher gering zu nennen iſt, ſo ſteht derſelbe in dieſer Hinſicht gegen die andern zurück. Dies aber hat ſeinen Grund in einem doppelten Umſtande. Fürs erſte war dieſer Diſtrict vormals ſo vernachläſſigt, daß man ihm wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit zuwandte; fürs zweyte iſt ſein Terrain ſo ſchwierig, ſo mit Ackerquellen durchſetzt, und ſo wenig arrondirt und zuſammenhängend, daß an eine ſtärkere Viehhaltung erſt jetzt, wo er in beſſere Ordnung geſetzt iſt, gedacht werden kann. Bisher waren von den Schafen nur die letzten Claſſen hier aufgeſtellt, da ſie ſich aber gut halten und da ſie gut verpflegt werden, ſo wird dieſe Schä-

ſerey in eine höhere Claſſe befördert und mit Zuſchüſſen aus den übrigen Heerden verſehen werden. Auch der Zahl nach wird ſie dadurch erhöht, was unbedenklich geſchehen kann, da es an Futter nicht fehlt, und da bey der ſteigenden Cultur der Äcker deſſen von Jahr zu Jahr immer mehr gewonnen werden wird.

Aber nicht die Ökonomie allein, ſondern auch die Gegend wollen wir uns anſchauen. Eine neue freundliche Kirche, die in Peterswald auf der Höhe liegt, gibt derſelben einen Hauptſchmuck. Sie ward von dem Grafen für die Gemeinde erbaut, weil es dieſer an einem Gotteshauſe fehlte, und weil ſie die Gnade des Patrons durch ihr beſonders muſterhaftes moraliſches Betragen ſchon lange gewonnen hatte. Dieſe Kirche iſt höchſt einfach und dabey doch im edelſten Style erbaut und ſo anſprechend, daß der gegenwärtige Geiſtliche davon ſo eingenommen ward, daß er ſein Vermögen zur Fundation für einen Localiſten anlegte, und er ſelbſt als Erſter dieſes Amt angetreten hat. Bey der zunehmenden Immoralität, worüber man in unſrer Zeit, und leider nicht ohne Grund, auf dem Lande klagt, verdienen ſolche Züge gänz beſonders hervorgehoben zu werden, und ſie gereichen gewiß dem Patrone ſo gut wie der Gemeinde zum Segen.

Die hier erſt ſeit kurzem neu aufgedeckten Steinkohlengruben helfen die Gegend beleben, und ſie eröffnen nicht allein eine neue Quelle des Einkommens für den hohen Beſitzer, ſondern ſie ſind auch für die Ökonomieen ein Gewinn, weil ſie das Brennmaterial zum Kalkbrennen liefern, welches einige nahe liegende Diſtricte von hier beziehen können.

VIII. Karvin.

Von Peterswald führt eine gebaute Straße, welche die Verbindung zwiſchen Mähriſch-Oſtrau und Freyſtadt unterhält, nach Karvin. Die Gegend, welche ſie durchſchneidet, iſt wahrhaft romantiſch ſchön. Man kommt durch Orlau, ein zwiſchen den gräflichen Beſitzungen mitten inne liegendes Rittergut. Sobald man dies paſſirt hat, eröffnet ſich von der Höhe eine der herrlich-

sten Aussichten. Wie ein großes Landschaftsgemälde liegt die Gegend gleichsam aufgerollt vor dem Auge, und man kann nicht satt werden in seinem Anblicke. Wald und Flur, Berge und Thäler, Dörfer und Auen, alles wechselt so mannigfaltig und so meisterhaft gruppirt, daß man kaum weiß, wohin man zuerst, oder am längsten sehen soll. Decoration, Draperie, Vorder-, Mittel- und Hintergrund sind so schön und so geordnet, wie man alles nur in den Gegenden sehen kann, auf die der Himmel besonders freundlich niederblickt. Hat nun gleich der Landwirth nicht gerade Zeit, sich viel mit Idyllen zu beschäftigen, so ist es doch sehr angenehm, wenn ihm eine so bezaubernde Landschaft einige freundliche Bilder auf seinen prosaischen Lebenspfad streut, und er wäre wahrhaft zu bedauern, wenn er sie unbeachtet liegen lassen wollte.

Oben auf der Höhe schon sahen wir eine Menge von Kohlenbergwerken mit den rauchenden Schlotten der arbeitenden Dampfmaschinen. Jetzt, nun wir näher an Karvin kommen, wiederholt sich dieser Anblick, und es wirbeln aus einer thurmhohen Esse dichte Rauchwolken. Gleichsam als Accompagnement steigt der Rauch aus der nicht weit davon stehenden Glashütte. Das Thun und Treiben aller Art, die Menge von Wagen, welche Steinkohlen und Kalksteine fahren und uns alle Augenblicke begegnen, die vielen netten und neuen Meierhöfe, die da und dort herleuchten, der gartenmäßig bearbeitete Boden auf eben nicht dankbaren Feldern, kurz das sich allenthalben regende Leben würde uns schon, wenn wir es auch nicht wüßten, andeuten, daß wir hier in der Nähe des Centralortes, des Herzens, sind, von dem die kräftigen Pulsschläge ausgehen, welche den gigantischen Körper beleben.

Hier muß ich, wie bey Pohlnisch-Leuten, mit einem Rübenfelde anfangen, welches ich im ersten Anfange seiner Zubereitung im Frühjahre gesehen hatte, und wobey ich im Stillen dachte, daß, wenn auch manches durchzusetzen sey, wo ein kräftiger Wille waltet, doch hier schwerlich eine gute Frucht zu erwarten seyn dürfte. Und nun kommen wir im August her und staunen über die Üppigkeit, in welcher die Rüben sich zeigen. Der Beamte des Districtes hat

hier sein Versprechen gelöst und er hätte mir eine Wette abgewinnen können. Denn den Ertrag, den sie gegeben haben werden, hätte ich nun und nimmermehr erwartet. Wir werden indeß auf diesem Districte noch oft Gelegenheit haben, zu sehen, was ein energischer, erfahrner und verständiger Landwirth zu leisten vermag, und mag uns derselbe auch zuweilen als ein etwas rauher Kriegscamerad erscheinen, so sind wir nicht so furchtsam, daß wir nicht muthig und mit kritischen Augen seinen District durchwandern sollten.

Bey einem so kühnen Gegner müssen wir uns gleich anfangs in gute Positur setzen, und um seinen Muth ein wenig zu schwächen, wollen wir ihm gleich mit der Bemerkung entgegentreten, daß wir, bey unserer Herreise, in einem Haferfelde eine kleine, zwar ganz versteckt gehegte, aber dennoch dem forschenden Auge sichtbar gewordene Distelplantage bemerkt haben, worauf sich aber an dem Orte, wo sie steht, nichts einzubilden ist, da ehemals dort mehrere Halden von Steinkohlengruben gelegen haben, die geebnet worden sind, und für welche bekanntlich diese schöne Pflanze eine besondere Liebhaberey hat. Hätte jedoch der Beamte einen Schleyer über diese unverschämt eingedrungenen Gäste werfen können, so hätte er es sicher gethan, da ihr Anblick ihn wohl oft genug geärgert und nur der Umstand ihn vom Hinauswerfen abgehalten haben mag, daß er den üppigen Hafer nicht zertreten lassen und Nicht ein anderes Ärgerniß geben wollte. — Indeß vergißt man eine solche Kleinigkeit alsbald, wenn man weiter geht, und sein Streben und Wirken genauer kennen lernt. Wenn man einem Layen ein Bild von einem fleißigen und tüchtigen praktischen Landwirthe geben wollte, so dürfte man ihm nur rathen, das Thun und Treiben des hiesigen Districtsbeamten genau zu verfolgen. Soll ich ihn aber in eine der oben bey Beschreibung des Nerader Districtes gemachten drey Kategorieen stellen, so gehört er nach meiner Überzeugung in die zweyte.

Wer reitet wohl dort so rasch über Stock und Block? Es ist derselbe, den wir so eben noch bey einem Felde stehen sahen, auf welchem eine Menge Arbeiter angestellt sind, und wenn wir einige Stunden mit der Durchwanderung seines Districtes zubringen, so

haben wir Hoffnung, ihm noch oft zu begegnen. Sollten wir ihn aber auch nicht allemal sehen, so werden wir doch seine Stimme hören. Wen sollte das nicht unterhalten, und wer sollte nicht dem Principale Glück wünschen, der solche Beamte hat! — Aber der Erfolg entspricht auch dem Fleiße, denn wohin wir nur sehen, erfreut unser Auge der Anblick gut gerathener Früchte. Indeß sehen wir, zu unserm und des Beamten Verdruße, den Roggen mit Trespe und der bekannten langrankigen violettblühenden Wicke durchzogen, und können uns denken, wie freundlich er beyde ansehen mag. In der That dürften sie auch nur einen Funken von Ehrgefühl haben, und sie würden sich beschämt zurückziehen und tief am Boden verstecken, weil sie den Schimpf, den er ihnen fast täglich in Worten anthut, nicht ertragen würden.

Hier ist es der Mühe werth, die einzelnen Höfe jeden für sich durchzugehen und über jeden Bemerkungen zu machen. Es sind deren sechs, und wir beginnen mit

Dem Schloßhofe. Groß und ausgedehnt ist dieser Hof, und es gehört zu ihm auch die größte Feldmark. Seine Gebäude werden durch die Wohnungen der Centralbeamten vermehrt. Wenn hier die monatlichen Conferenzen gehalten werden, so gleicht das Leben dem in einer kleinen Stadt, auch fehlt es nicht an Zuspruch von musikalischen und theatralischen Künstlern, die, wenn sie die Gegend berühren, Karvin nie auslassen. Auch besuchende Landwirthe treffen oft genug ein, um sich hier zu orientiren und zu belehren, und bey der so überaus humanen und zuvorkommenden Aufnahme, die ihnen zu Theil wird, drängt es sie nicht fort, zumal es des Sehens- und Beachtenswerthen für sie so vieles gibt, was sie nicht in wenig Stunden durchfliegen können.

Muntere Füllen eigener Zucht tummeln sich auf dem Hofe. In den Stallungen sehen wir die Hengste, die als Beschäler dienen für die Stuten, welche man als Arbeits- und Zuchtpferde hält, um sich fortwährend den eigenen Bedarf aufzuziehen. Am Sonntage werden sie gewöhnlich hierher gebracht, um bedeckt zu werden, und dies hilft das Leben und Treiben auf diesem Hofe noch vermehren.

Kühe und junge Rinder von der Art, wie sie schon im fünften Kapitel beschrieben worden, finden wir in ziemlich starker Anzahl hier.

In unmittelbarer Verbindung mit dem Schloßhofe stehen die beyden kleineren, die eigentlich nur Schäfereyen und auf Tafel A. unter dem Namen Karvin und Solza aufgeführt sind. Hier bietet sich mir Gelegenheit, ein Paar Worte über sonderbare und unerwartete Erscheinungen in der Schäferey zu sagen. Der Karviner District steht der Classification nach in der zweyten Rangordnung der Schafheerden. Bey einer daselbst vorgenommenen Musterung ergab sich, daß die Zuzucht in den Jährlingen, anstatt Fortschritte zu zeigen, gegen die alte Heerde zurückstand. Dem Herrn General-Secretär war dies eine eben so unerwartete als unwillkommene Erscheinung. Der Districtsbeamte, der mir eben kein abgöttischer Verehrer der Schafe zu seyn scheint, meinte, das käme von der Haferfütterung her, die man den Lämmern, um sie körperlich größer zu ziehen, gereicht hätte. Eine sinnreiche Ableitung, wenn man den Hafer nicht gern für die Schafe hingibt! Nur Schade, daß sie bey allen erfahrnen und rationellen Schafzüchtern keinen Glauben finden wird. — Bey der unendlichen Sorgfalt, die man auf die Sprung-Eintheilung, sowie auf die pünctliche Führung der Abstammungslisten verwendet, bleibt diese Erscheinung vorläufig ein ungelöstes Räthsel, und zwar um so mehr, als eine ähnliche auf keinem der andern Districte bis jetzt vorgekommen ist.

In der Nähe des Hofes von Solza ist der Punct, von welchem die, dem Buche beygegebene Ansicht von Karvin aufgenommen ist. Sie gibt freylich die Wirklichkeit nur höchst unvollkommen und in einem schwachen Schatten, kann aber doch wenigstens dazu dienen, den Charakter der Gegend in einigen Umrissen anzudeuten.

Hier in Karvin sah ich Roggen und Weitzen mähen, und konnte mich kaum daran gewöhnen, daß dies in Schwaben, und nicht, wie man sagt, gegen die Wand und zum Abraffen geschah. Schon einmal habe ich darüber gesprochen und die Ursache angegeben, warum man von dieser Methode noch nicht abgeht. Sie liegt einzig in dem Mangel an Menschenhänden, indem man es sich nicht

verhehlt, daß man weniger Körner verlieren und auch ein viel regelmäßiger gelegtes Stroh gewinnen würde, wenn man zum Abraffen mähte. In Deutschland ist diese Methode auch noch nicht allenthalben üblich und man mäht, besonders im nördlichen Theile, noch sehr viel in Schwaden.

Wie üppig der Klee wachse, das sieht man an dem, welcher in den Roggen gesät war, und nunmehr bereits so emporgeschossen ist, daß ihn die Sense erreicht und viel davon in die Frucht fällt, was denn, wenn das Erntewetter günstig ist, ein vortreffliches Futterstroh gibt. Die Länge des Roggens, sowie seine Dichtigkeit macht das Mähen beschwerlich und nur sehr geübte und starke Mäher können dabey gute Arbeit leisten. Die wir hier sehen, ist ziemlich untadelich, auch geht sie rasch von statten, was wohl eine Haupturſache darin hat, daß sie im Gedinge vollzogen wird.

Die gute und musterhafte Bearbeitung der Kartoffeln, die man auf allen Districten findet, glaubte ich hier in ihrem Glanzpuncte zu sehen, denn es waren an denen, die mit dem Kartoffelpfluge bearbeitet worden, die Furchen so nett und glatt, und die Erde so dicht und schön an die Pflanzen gestrichen, daß es aussah, als wäre es aufs sorgfältigste mit Menschenhänden vollzogen worden. Darin, sowie in allem, was den durchaus tüchtigen praktischen Landwirth und Ackerbauer betrifft, stellt der hiesige Beamte seinen Mann, und wer ihm Ausstellungen machen wollte, der würde nur verrathen, daß er in diesem Puncte weit hinter ihm stünde. — Wenn ich nun aber auch oben sagte, daß er kein abgöttischer Verehrer der Schafe wäre, so würde ich dennoch, wenn diese Klage gegen ihn einlegen wollten, sie zurückweisen, indem sie sich über die Verpflegung nicht zu beschweren haben. Aber als Anwalt dieser mir sehr lieben Thiere, bin ich in meinen Forderungen, die ich zu ihren Gunsten stelle, ein wenig streng, und erlaube mir daher den Wunsch auszudrücken, es mögen die Schäfer dieses Districtes beym Weiden eben so vor dem Beamten in der Flucht seyn, wie es sein ganzes übriges ihm untergeordnetes Personale, ein jedes in seiner Function, ist.

Das Herz lacht einem vor Freude, wenn man alle die üppigen und geſegneten Früchte auf dieſem Diſtricte ſieht, und man findet eine wahre Genugthuung darin, daß man in denſelben einen glänzenden Lohn für den Eifer und Fleiß des Beamten erkennt, der, obgleich ihm die Direction ſo nahe iſt, nicht nöthig hat, von ihr angefeuert zu werden, da er einen ſtachelnden Sporn in ſich ſelbſt trägt.

Auf einer, einen großen Theil der Umgegend beherrſchenden Anhöhe liegt der Heinrichshof, der den ehrenden Namen ſeines Beſitzers, des edlen Grafen, trägt. Rings um ihn liegen die ihm zugetheilten Felder und er bewirthſchaftet ſich daher auch ſehr leicht. In dem ſchönen Gemälde, welches die Gegend bietet, gehört er wahrlich nicht zu den unbedeutenden Parthieen. Und wenn er nun auf mehreren Seiten von reichgeſegneten Fruchtfeldern umkränzt iſt, wenn auf den andern Kleefelder grünen und edle Schafe weiden, ſo hat man an ihm ein Bild des Ganzen, das den Ehrennamen nicht umſonſt führt, denn der ihm ſelben gab, iſt es, der mit ſeiner Thatkraft alles ſo günſtig umgeſtaltet und traurige Parthieen in höchſt anſprechende umgeſchaffen hat.

Wir müſſen uns noch auf einem etwas gefährlichen Wege weiter begeben, um auf den Oberhof zu kommen. Wer hier vor zehn Jahren war, vorausgeſetzt daß es ihm möglich ward, auf den hieſigen Wegen fortzukommen, der ſucht, wenn er jetzt ankommt, die alte Wüſte und wird angenehm überraſcht durch die Cultur, die er gegenwärtig findet und die durch die reichſten Ernten belohnt wird.

Bereits hat die Darſtellung dieſes Diſtrictes den ihr zugedachten Raum überſchritten, was mich zwingt, zu ihrem Beſchluſſe zu gehen, ſoviel ich auch noch zu ſagen hätte.

Dem Umfange nach iſt er der dritte in der Reihe, was auch von ſeinen Viehbeſtänden gilt. Denn wenn auch die Schafzahl verhältnißmäßig geringer iſt, wie auf den andern, ſo hat er dafür deſto mehr Pferde, auch iſt ſeine Rinderzahl nicht unbedeutend. Mit dem Verhältniſſe ſeiner Wieſen zu den Äckern ſteht er ſo ziemlich in der Mitte, wie ſich das Verhältniß für das Ganze ſtellt. Er hat

nächst Nerad und Deutsch-Leuten die meisten Teichländereyen, die aber in der Cultur bereits so vorgeschritten sind, daß gerade von ihnen die Ernten vorzugsweise vermehrt werden.

IX. Freystadt.

Viele Ähnlichkeiten, vornehmlich in zwey Hauptstücken, der Größe und dem Beamten, finden sich zwischen diesem und dem vorigen Districte. Die Arbeiter in den Feldern und auf den Höfen, die sich hier dem Müßiggange hingeben wollten, in der Hoffnung nicht beobachtet zu werden, würden sich sehr verrechnen, denn ehe sie es sich versähen, würde der Beamte wie ein Wetter über sie kommen. Von alle dem wüßte sein Reitpferd, wenn es das könnte, viel zu erzählen. Man hat seine Freude, wenn man selbst mit Vorliebe Landwirth ist, einen Mann in seinem Wirken zu beobachten, dem man so ganz den Eifer und die Hingebung für sein Fach ansieht. Wenn ich mich aber bey der Beschreibung dieses Districtes kürzer fasse, wie bey der des vorigen, so geschieht dies nicht darum, weil er mich weniger anspricht, sondern nur, weil ich, wegen vieler Ähnlichkeiten, in langweilige Wiederholungen gerathen würde.

Die Lage der fünf Meierhöse, welche zum Freystädter Districte gehören, ist meistentheils eben, und es gehören mehrere trocken gelegte Teiche dazu. Er umfaßt aber auch einige, die noch gewässert werden, und die man erst später vollends trocken legen will. Der größte der Höfe ist der von Altstadt, weil ihn die neuen Gebäude der Brandweinbrennerey erweitern helfen. Seine Felder werden von den nach Mährisch-Ostrau und nach Oberberg führenden Straßen durchschnitten, sind also viel der Beschauung und Beurtheilung ausgesetzt. Das haben sie aber nicht zu scheuen, denn hier war es, wo ich, von Golkowitz herkommend, die Bauernfelder mit schlechten Früchten besetzt fand, und fürchtete, ich würde auf den herrschaftlichen denselben traurigen Anblick haben, wo aber meine Furcht auf so angenehm überraschende Weise niedergeschlagen wurde. Denn hier strotzten die Felder von Früchten, hier regte und bewegte sich, so zu sagen, alles. An der Straße lagen lange Kämme von

Kalksteinen, welche von Unkundigen für Materiale zur Straßenbeſſerung gehalten wurden, wozu ſie aber am allerwenigſten beſtimmt waren. Die daneben liegenden Steinkohlen deuteten ihre wahre Beſtimmung an. Denn weiter unten ſieht man ſchon die Öfen dampfen, in denen der Kalk zur Düngung brennt.

Vor allem haben wir auf dieſem Diſtricte die Pferdezucht hervorzuheben, denn es ſtehen auf ein Paar Höfen desſelben nicht allein junge Thiere, welche man für den eigenen Bedarf aufzieht, ſondern auch hochedle, die als Reit- und Kutſchpferde für den Herrn Grafen dienen ſollen. Die Anzahl von Pferden — 80 Stück — iſt die größte, die irgend ein Diſtrict hat, und wenn wir ſie in Betrachtung ziehen, und dazu noch die 68 Stück Nutz-Rindvieh zählen, ſo erſcheint eine Schafzahl von 2400 Stück auf einer Area von 824 Joch als ein ſehr ſtarker Beſatz, indem er das Normale von drey Stück per Joch erreicht bey einer übergroßen Zahl von Pferden und Rindern, und indem in dieſer Fläche nur 20 Joch Wieſen begriffen ſind. Alles dies zuſammen genommen kann man den hieſigen Viehbeſtand für einen der ſtärkſten auf den ſämtlichen Gütern anſehen.

Wenn man unter den hier aufzuzählenden Höfen einen findet, der den Namen Miſerau führt, ſo ſtellt man ſich denſelben unwillkührlich als ſehr elend vor. Sieht man aber ſeine Felder, ſo verwandelt ſich dieſe Vorſtellung augenblicklich in eine ſehr günſtige, und nur durch die Gebäude wird man zum Theil noch an den Namen erinnert.

Dieſer und der vorige Diſtrict ſind als Centralorte würdige Repräſentanten aller übrigen, und wer auch nur dieſe beyden geſehen hätte, der würde ſchon ein vollkommenes Bild des Ganzen in ſich aufgenommen haben. Denn wie höchſtverſtändige Anordnungen mit entſprechendem Fleiße ausgeführt, Reſultate zu Stande bringen, über welche der eifrige Landwirth freudig erſtaunt, davon kann man ſich auf ihnen überzeugen.

Hier aber, wo der edle Graf reſidirt, müſſen wir unſern Blick auch auf das ſchöne Schloß richten, in deſſen Innerm man den

hellen Geiſt erkennt, der hier waltet, und aus welchem man, hätte man auch von alle dem bereits Beſchriebenen noch nichts geſehen, und kaum einmal davon ſprechen gehört, ſchon ſchließen würde, daß alles, was in ſeinen Bereich gehört, wohl geordnet und zweckmäßig geführt ſeyn müſſe. Denn es gibt gewiſſe, dem blöden Auge freylich nicht immer bemerkbare, Kennzeichen und Momente, aus denen man Schlüſſe von großem Umfange bauen kann, und worin man ſich faſt nie trügen wird. Würde ich z. B. die Gränzen eines fremden Landes betreten, und das erſte Zollhaus anſprechend, die Beamten human und unbeſtechlich finden, ſo würde ich auf ein geordnetes Finanzſyſtem, auf weiſe Verwaltung, auf Handhabung der Geſetze und Moral, mit einem Worte auf einen gut regierten Staat ſchließen.

An das Schloß ſtößt ein im reinſten Geſchmack angelegter Park, der in ſeiner Pracht und Ausſicht gleichſam alle die ſchönen, auf den gräflichen Gütern vorkommenden, Gegenden repräſentirt. Die Hauptanſicht desſelben vom Schloſſe aus iſt wahrhaft bezaubernd, und das Auge ſchwelgt und weiß ſich in alle den Schönheiten kaum zurecht zu finden. Den Hintergrund decken die in blauen Duft gehüllten Karpathen. Wer könnte wohl dem Reize widerſtehen, ſich in dem Park ein wenig zu ergehen! Am ſüdlichen Ende desſelben angelangt, laſſen wir uns auf eine Bank nieder, lauſchen dem Wettgeſange der Nachtigallen, ſehen die geſegneten Fluren, die den Park umgeben, unter denen eine Ackertafel mit Rüben ganz beſonders hervortritt, und blicken ringsum in der Nähe und Ferne nach den ſich allenthalben bietenden Schönheiten. **Miscuit utile dulci** wäre eine würdige Inſchrift an einer der uns beſchattenden Birken.

Aber auch des Städtchens müſſen wir gedenken, welches mit ſeinem Marktplatze wie ein ſchöner und großartiger Vorhof vor dem Schloſſe liegt. Eine Feuersbrunſt verzehrte vor mehreren Jahren einen großen Theil der Stadt, und ohne Zweifel würde es, ohne die Munificenz des edlen Grafen, jetzt nicht das freundliche Anſehen haben, ſondern zum Theil noch in Ruinen liegen, wie man oft genug traurige Bilder von dergleichen Ortſchaften ſieht, die von ſol-

chem Unglück betroffen worden, und bey keiner Assecuranz versichert sind.

X. Marklowitz.

Diesen und den folgenden Distrikt kann ich sehr kurz abfertigen, weil die auf beyden vorkommende Art des Ökonomie-Betriebes um wenig oder nichts von dem der bereits beschriebenen abweicht; weil ich also, wollte ich mich auf eine weitläufige Darstellung desselben einlassen, unnöthige Wiederholungen vorbringen müßte.

Marklowitz gehört zu den Districten, deren Wiesenfläche kaum in Anschlag zu bringen ist, die ihr Futter also ganz allein auf den Äckern erbauen müssen, wir finden daher auch für dasselbe auf Tafel A. gegen 180 Joch, d. i. den vierten Theil des ganzen Areals mit Klee und Grünfutter angebaut. Freylich wird es, trotz dem, daß dies ein ausgedehnter Futteranbau zu nennen ist, noch von mehreren andern Districten, wie z. B. von dem ihm vorstehenden Freystädter übertroffen. Man muß jedoch erst mit den genauen Umständen und Verhältnissen bekannt seyn, ehe man darüber ein gültiges Urtheil abgeben kann. Es hat nämlich dieser Distrikt im Ganzen eine ungünstige Lage, und außer mehreren mit naßkaltem Boden und undurchlassender Unterlage begabten Ebenen, haben die meisten seiner Felder eine nordöstliche, also keine günstige Abdachung. Zudem ist hier die Cultur noch bedeutend weiter von der Vollkommenheit entfernt, als auf den beyden vorhergehenden Districten; auch ist die Zufuhr von Kalk und Steinkohlen, wegen der weiten Entfernung, überaus beschwerlich. Alle diese Umstände zusammen genommen muß man im Gedächtniß behalten, wenn man entscheiden will, welche Rangstufe man der hiesigen Verwaltung anweisen will. Wollte ich nach dem urtheilen, daß ich den hiesigen Beamten nicht so rührig und das Roß tummelnd die Felder durcheilen und überall wie mit Windeseile den Arbeitern über den Hals kommen gesehen habe, wie die von Karvin und Freystadt, so würde allerdings mein Lob und meine Bewunderung gemäßigter seyn. Ich halte mich jedoch an einen Ausspruch der Bibel, und der lautet: an ihren Früch-

ten ſollt ihr ſie erkennen. Und ich habe ſchöne, und in Betracht der eben angegebenen ſchwierigen Verhältniſſe eben ſo gute Früchte hier geſehen, wie auf den andern Diſtricten; ich habe die Schäferey in guter Haltung und Pflege, das Zugvieh in beſter Ordnung und das Rindvieh nicht ſchlecht genährt gefunden. Was aber kann man mehr als alles dies erwarten, um, wenn man nicht ungerecht ſeyn will, den Beamten tüchtig und ſeinem Platze vollkommen gewachſen zu finden!

Hier auf dieſem Diſtricte gehört das Miniren zu den wohlthätigſten Operationen, die man dem Boden anthun kann. Dies vollkommen erkennend, wird es auch, nachdem die Direction mit Ernſt durchgegriffen hat, fleißig ausgeübt. Nächſt demſelben aber kommt die Kalkdüngung, nur iſt für dieſe die weite Entfernung der Kalkſteine und nicht minder der Steinkohlen zu bedauern, wodurch ſie ſo ſehr erſchwert wird. Als eine Begünſtigung dieſes Bodens aber muß man es anſehen, daß auf ihm der rothe Klee ſo gut gedeiht, welcher in doppelter Art die höhere Cultur befördern hilft, und zwar einmal dadurch, daß er mit ſeinen tiefgehenden Wurzeln die Unterlage durchbricht und lockert, folglich dem Mineur gleichſam vorarbeitet; und daß er zum zweyten durch Vermehrung der Futtermaſſe den Düngerhaufen vergrößern hilft. Und das thut hier faſt mehr Noth, als auf irgend einem der andern Diſtricte, indem der Viehſtand nach Maaßgabe der Feldmark nicht ſeine volle Normalhöhe hat, wie unter andern ſchon daraus folgt, daß auf 716 Joch Land nur 2000 Schafe vorhanden ſind, mithin auf ein Joch nicht drey Stück kommen, ohne daß etwa die andern Viehgattungen überſtellt wären. Es gehört alſo dieſer Diſtrict zu denen, welche noch nöthig haben, daß ihnen kräftig unter die Arme gegriffen wird.

Eine Erleichterung für die Bewirthſchaftung kann man darin ſehen, daß er in ſo viele Höfe zertheilt iſt, wodurch die Einfuhr der Früchte, ſowie die Ausfuhr des Düngers in ihrer Diſtanz verkürzt wird. Indeß hebt dieſe Erleichterung der Umſtand wieder auf, daß die meiſten dieſer Höfe an der Seite und nicht in der Mitte der Felder liegen. Die kurzen Entfernungen derſelben von einander

machen aber, daß ſie einander gleichſam heben und die Schönheit und Belebtheit der Gegend vermehren helfen.

XI. Steinau.

Als ein Schmuck der Gegend leuchtet uns, wenn wir jetzt über Freyſtadt nach Karvin zurückgehen, der auf einer kleinen Erhöhung erbaute Schloßhof von Steinau entgegen.

Wenn man von preußiſch Schleſien hergekommen iſt, und vielleicht die Gelegenheit benutzt hat, die fürſtlich Lychnowsky'ſchen Güter mit ihren berühmten Schäfereyen anzuſehen, ſo hat man ſich unſtreitig auch über den einen daſigen ſehr ſchönen neuen Hof mit ſeinem prunkenden Schafſtalle gefreut. Es iſt der Helvetihof, dem der Fürſt ſeinem ehemaligen um ihn ſehr verdienten Wirthſchafts-Inſpector zu Ehren dieſen Namen beylegte. — Bey der genauern Beſichtigung der gräflich Larisch'ſchen Güter iſt mir, wenn mir jener Name einfiel, oftmals der Gedanke gekommen, ob nicht mit der Zeit auf denſelben ein Staniekhof zu treffen ſeyn wird. Durchaus maſſiv und regelmäßig gebaut ſteht dieſer Hof impoſant da und erſcheint, wegen ſeiner hohen Lage, faſt noch größer, als er wirklich iſt.

In eine der von mir aufgeſtellten Kategorieen verſetzt, würden die beyden Beamten, nämlich der vom vorigen und der von dieſem Diſtricte, in die gemäßigte Mitte gehören, wo ich ihnen noch einen, der ſpäter vorkommen wird, beygeſellen könnte. Da nun das lateiniſche Sprüchwort ſagt: **Medio tutissimus ibis**, ſo könnte man ſolche Männer als die brauchbarſten bezeichnen, wenn es nicht auch für den Landwirth zuweilen gut wäre, ein wenig ungeduldig zu ſeyn, wie es z. B. der iſt, den wir im nachfolgenden Abſchnitte kennen lernen werden.

Dieſer Diſtrict wird auf einigen der ihm zugetheilten Felder zuweilen vom Waſſer der Stonavka beläſtigt, welches manchmal zu einer Höhe anwächſt, die man, wenn man dieſes unſchuldige Flüßchen bey trockener Witterung ſieht, kaum ahnet. Glücklicherweiſe iſt das ganze Thal, welches ſie durchſtrömt, ſo muldenförmig, daß ſie

ſich nicht weit ausbreiten kann; wofür ſie aber auch ihre Wuth deſto mehr an den Ländereyen, die ſie erreichen kann, ausläßt. Dies hat ſie neuerdings im Jahre 1840 gethan, und ſie hat, als wäre ſie eine Feindin der Rübenzuckerfabrication, ſich am ſtärkſten an den Rübenfeldern vergriffen. Aber es iſt ihr nicht gelungen, der Sache Einhalt zu thun; denn man iſt nicht ermüdet, das Verwüſtete immer wieder herzuſtellen, und hat dadurch bewirkt, daß man eine reichliche Ernte gewann.

Faſt ſeine tragbarſten Felder hat dieſer Diſtrict an einigen, ob zwar kleinen, trocken gelegten Teichen. In denſelben hat er ſeinen Haupt-Rüben- und Repsbau. Am ſchlechteſten iſt er mit einigen entfernt liegenden Äckern beſtellt, die noch großen Mangel an Dünger haben und noch gar vieler Nachhülfe bedürfen werden, ehe man ſie den übrigen wird gleich ſtellen können.

XII. Albersdorf.

Wie auf Kleinem Großes auszuführen ſey, davon gewinnen wir hier die vollſte Überzeugung. Ein Areale von 318 Jochen (= 650 preußiſchen Morgen) iſt zu einem jährlichen Ertrage von 19,000 fl. W. W. (= 5200 Reichsthaler preuß.) geſtellt, und hat dieſe Rente in gegenwärtigem Jahre (1840) zum größten Theile aus den Zuckerrüben gelöſt. Ziehen wir nun auch von jenen 19,000 fl. den vierten Theil auf Bodenrente ab, was offenbar aber zu viel wäre, ſo bleiben dennoch 14,250 fl. (= 3900 Rthlr.) und es hat ſonach ein Joch nahe an 45 fl. W. W. (alſo ein preußiſcher Morgen 6 Rthlr.) Reinertrag gebracht. Indeß ſind wir damit noch nicht fertig, denn es hat dieſer Diſtrict die ihm aufgegebene Rente um vieles überſtiegen, und der Ertrag per Joch iſt dadurch noch bedeutend erhöht worden. Wendet man aber vielleicht ein, daß er das nur unter den hier obwaltenden beſondern Verhältniſſen aufbringen könne, und daß ihm z. B. anderwärts ein ſolches Rübenquantum von ohngefähr 16000 Ct. entweder gar nicht oder doch nicht zu ſo hohem Preiſe abgekauft werden würde: ſo kann man darauf unbedenklich antworten: daß man bey der hohen Cultur, in welcher die

Rübenfelder ſind, andere Früchte, wie z. B. Reps oder Kartoffeln, hätte erbauen können, die ſich faſt eben ſo hoch verwerthet haben würden. Zudem iſt der Preis von 1 fl. W. W. (8 Sgr.) für einen Wiener (1 $^{1}/_{10}$ preuß.) Centner kein ſonderlich hoher Preis und es würde ſo gar viel nicht fehlen, ihn, wenn man die Rüben als Futter für edle Viehſtämme benutzte, faſt eben ſo hoch auszubringen.

Mit dieſem überaus wichtigen Gegenſtande habe ich die Einleitung zu vorſtehendem Diſtricte gemacht. Wir wollen uns jetzt ein wenig weiter umſehen. Die Folgerung, welche ich von dem Schloſſe zu Freyſtadt und deſſen Umgebung machte, kann man im Kleinen auch hier anbringen. Ehe wir nämlich in den Mittelhof, wo der Beamte wohnt, eintreten, fällt unſer Auge auf ein kleines Gärtchen, welches vor demſelben iſt, und worin wir die größte Ordnung, einen reinen Sinn für Gartenkunſt, und alles was auf dem kleinen Raume befindlich iſt, ſo an ſeinem Platze ſehen, daß uns dieſes kleine, kaum bemerkbare Plätzchen außerordentlich angenehm anſpricht. — Wenn wir nun aber hören, daß der Beamte unverheirathet iſt, und ſehr häufig in Karvin ſeyn und der Direction an die Hand gehen muß, ſo daß ihm zur Inſtandhaltung ſeines Gartens nur wenige Minuten übrig bleiben: ſo ſteigert ſich unſre vorgefaßte gute Meinung noch. Der Hof ſelbſt, ſowie die höchſt einfache Wohnung des Beamten erinnert uns fortwährend an die Unbedeutenheit des Diſtrictes, und wir können uns kaum an den Gedanken gewöhnen, wie es möglich ſey, daß derſelbe eine jährliche Rente von mehr denn 8000 Gulden Conv. Münze tragen könne. Ein Laie in der Ökonomie, der eben im Begriff wäre, ſich ein Landgut kaufen zu wollen, könnte dadurch leicht verleitet werden, es weit über ſeinen Werth zu bezahlen, weil, wenn er ſich ſeinen Calcül nach dieſem Maaßſtabe machte, er dennoch ſein Capital ungeheuer hoch verzinſet bekommen würde. So könnte alſo in dieſem Falle eine ſo in aller Art muſterhaft geführte Ökonomie, als Beyſpiel genommen, Schaden ſtiften. Könnte freylich der fragliche Käufer einen ſolchen Beamten miterwerben, ſo würde er in keinen Schaden gerathen, obgleich ihm dieſer gleichzeitig abrathen würde, nicht ſeine eigene ſpäter anzuwendende

Intelligenz mitzubezahlen. Was aber dem Acker im Allgemeinen abgewonnen werden könne, und wie es eben deshalb um die Subsistenz der Bevölkerung der europäischen Staaten noch gar nicht so bedenklich stehe, wie furchtsame Gemüther wohl besorgen, das ist als glänzendes Beyspiel in dieser kleinen Ökonomie aufgestellt.

Sind wir einmal auf dem Hofe, so sehen wir auch die hier stehenden Viehstämme an. Von den tausend Schafen, welche dieser kleine District hat, steht der größte Theil hier, und obgleich man diese Zahl, im Verhältniß zu der vorhandenen Fläche, wobey nicht ein Joch Wiesen ist, groß nennen muß, zumal auch die andern Vieharten verhältnißmäßig zahlreich sind, so finden wir doch alles in so gutem Nahrungsstande, daß, wenn irgend eine Ausstellung zu machen wäre, diese eher auf das Zuviel, als auf das Zuwenig des verabreichten Futters gehen müßte.

Beym Eintritte in den Schafstall wird man alsbald inne, daß der Beamte an dieser Viehart ein besonderes Interesse nimmt; denn dafür spricht die hier herrschende Ordnung und die normalmäßige Haltung des Viehes. Da nun diese, wie ich schon einmal angegeben habe, auf die gute Ausbildung und Darstellung der Wolle einen entschiedenen Einfluß hat, so wird man auch, wenn man die Heerde ein wenig mustert, über ihre Wollqualität ein günstiges Urtheil abgeben, obgleich sie der Rangordnung nach nur in die zweyte Kategorie der sämtlichen Schäfereyen gehört. Der Beamte ist nicht allein tüchtiger Schafzüchter, sondern auch Wollkenner, und er hat, so zu sagen, die Hand über jedem einzelnen Thiere, so daß er mit der größten Aufmerksamkeit die von der Direction eingeleitete Züchtung durchführt, und beym Merzen alle die Thiere weggeben kann, deren geringen Werth er genau kennt. Daher kommt es auch, daß seine Heerde so sichtliche Fortschritte macht, und sowohl bey der Classification der Thiere, als bey der Sortirung der Wollvließe ein Resultat liefert, welches sie ganz nahe an die Heerden der ersten und höchsten Kategorie stellt.

Da ich gleich im Eingange den Rübenbau auf diesem Districte als vorzüglich rühmte, so ist es der Mühe werth, die Felder, welche

mit dieſer Frucht beſtellt ſind, beſonders anzuſehen. Die meiſten liegen in der Niederung, durch welche die Stonavka fließt, und viele davon tragen bereits zum vierten- und fünftenmal hinter einander dieſes Knollengewächs, ohne daß der Ertrag ſich verminderte. Im Gegentheile ſteigt er von Jahr zu Jahr, was aber vor allem der fortſchreitenden höhern Cultur zugeſchrieben werden muß. Hier ſcheint allerdings der Grundſatz, daß nur bey ſtetem und naturgemäßem Fruchtwechſel ein fortwährendes und ſicheres Gedeihen einer jeden Frucht zu erwarten ſey, eine Art von Widerlegung zu finden; wenigſtens eine ſehr beachtenswerthe Ausnahme zu erleiden. Indeß kann er dadurch nicht umgeſtoßen werden, da ja überall die Ausnahme nie zur Regel werden kann. — Wir ſehen hier Ackertafeln, die jeder Sachkenner, der nach dem Stande der Rüben urtheilt, zu 300 Centner vom Joch, einige auch noch darüber ſchätzt. Könnte man es mit der Zeit auf allen Diſtricten bis zu dieſer Höhe bringen, ſo würde es nicht ſchwer werden, 200,000 Centner zu erzeugen, und es würde ſodann, wenn die Trockenhäuſer ihrem Zwecke entſprechen ſollten, ein jährliches Quantum von 10,000 Centner Feinzucker gewonnen werden können. Alsdann würden die Rüben-Zuckerfabriken dieſer Güter zu den größten der Art in Europa zu zählen ſeyn.

In Übereinſtimmung mit den Rüben finden wir auch die Getreidefelder, und insbeſondere zeigt ſich der Hafer von einer Höhe und Stärke, wie man ihn nur höchſt ſelten ſieht. Durch einen ſo vorzüglichen Stand des Getreides iſt es aber auch allein nur möglich, dem immer noch ſehr fühlbaren Strohmangel abzuhelfen. Daß er eintreten müſſe, das kann man leicht vorausſehen, wenn man auf Tafel A. ſieht, daß von den 318 Jochen nur 123 Joch mit Getreide bebaut ſind. Und von dieſer kleinen Fläche ſoll der Strohbedarf für 1000 Schafe, 16 Pferde, 12 Ochſen und 20 Stück Nutz-Rindvieh beſtritten werden! Welche überſchwengliche Ernten ſind da nöthig, um die erforderliche Maſſe zu liefern!

Es iſt Zeit, daß wir auch den zweyten Hof ſehen. Er heißt Czervionken. Noch intereſſanter, als der vorige, iſt dieſer, denn

ſeine Feldmark iſt aus einer Wüſte, die ſie noch vor zehn Jahren war, in eine der tragbarſten, die man ſehen kann, umgewandelt worden. Beſonders merkwürdig war im heurigen Jahre (1840) der rothe Klee, welcher faſt auf ſämtlichen Gütern kaum mittelmäßig, mitunter ſogar ſehr ſchlecht, aus dem bereits angeführten Grunde war. Hier ſtand er in einer Fülle und Üppigkeit, wie man ihn kaum ſchöner und beſſer ſehen kann, und er hat in zwey Schnitten über 40 Centner vom Joch gegeben. Unter den Getreidefrüchten zeichnete ſich vor allen der Weitzen aus, denn er ſtand wie eine Mauer. Sein Ertrag iſt auch bis über acht Korn geſtiegen, was auf Ländereyen der Art für etwas Außerordentliches gelten kann. — Will man ſich einen Begriff machen, wie die Äcker, welche man in ihrer jetzigen Cultur bewundert, ehemals ausgeſehen haben, ſo darf man nur einige nebenliegende Lehdenſtücke anſehen, die jeder Landwirth faſt für culturunfähig erklären wird.

Einen großen Vortheil aber hat dieſer Diſtrict durch die nicht große Entfernung der Steinkohlen, und durch den auf dem eigenen Reviere gebrochenen Kalkſtein. Begünſtigt ſind in dieſer Art alle die, welche dieſe vortrefflichen Hülfsmittel nahe haben. Der Kalk wird auch hier in großer Menge angewandt, und ihm iſt ein Theil der außerordentlichen Erfolge zuzuſchreiben. Nicht genug aber kann man den Fleiß und die Ausdauer bewundern, mit welcher der hieſige Beamte ſeinem Poſten vorſteht. Ich deutete ſchon im vorigen Abſchnitte auf ſeine Unruhe. Sie treibt ihn an, raſtlos nach dem vorgeſetzten Ziele zu ſtreben, und ſich, wenn Hinderniſſe zu beſiegen ſind, Tag und Nacht keine Ruhe zu gönnen. Seine Forderungen an ſich ſelbſt ſind aber auch in der That ſo hoch geſtellt, daß nur ſein kräftiger Wille und die Tüchtigkeit in ſeinem Fache im Stande ſind, denſelben genug zu thun. Wie ich bereits oben, bey dem Diſtricte von Pohliſch-Leuten, angegeben habe, iſt derſelbe gegenwärtig dorthin verſetzt.

XIII. Tcerlitzko.

Reiſende, welche die Straße von Teſchen nach Troppau paſſiren, werden, wenn ſie die erſtere Stadt ohngefähr eine halbe

Meile im Rücken haben, in ein Thal kommen, worin einige neu gebaute Häuser, und darüber ein kleiner Hof liegen. Es gehören dieſelben zu den gräflich von Larisch'ſchen Beſitzungen, und zwar zum Diſtricte von Tcerlitzko. Der hier geſehene Hof heißt Stanislowitz. Die Gegend umher hat ſchon den reinen Gebirgscharakter, iſt zwar maleriſch ſchön, bietet aber für den Landwirth mancherley Schwierigkeiten, wovon das überall abgeſchnittene Terrain und die dadurch entſtehende Vereinzelung der Grundſtücke nicht die kleinſten ſind; indem ſie die Beaufſichtigung ungemein erſchweren. Wie nun die Direction der Güter ihr untergeordnetes Perſonale überhaupt muſterhaft zu wählen verſteht, ſo hat ſie auf dieſem Diſtricte einen Beamten angeſtellt, welchem die Kraft und das Talent vollkommen inne wohnt, ein ſo weitläufiges und zerſtückeltes Weſen dermaaßen zuſammen zu halten, als läge es völlig abgerundet da. Wahrlich iſt es keine Kleinigkeit, ſieben Höfe unter genauer und ſtrenger Controlle zu halten, die ſo zerſtreut umher liegen, daß die entlegenſten eine Meile vom Centralorte, wo der Beamte wohnt, liegen, und noch dazu durch zwiſchenliegende Berge und Schluchten ſehr ſchwer zugänglich ſind. Die Feldmarken derſelben aber ſind klein, eben weil ſie ſo abgeſchnitten und von Wäldern, Bergen und Thälern beſchränkt werden. Da ſie nun noch dazu hoch liegen, was übrigens vom ganzen Diſtricte gilt, ſo ſind ſie auch der rauhen Luft, wegen der Nähe des Hochgebirges, mehr ausgeſetzt. Und dennoch ſteht dieſer Diſtrict in ſeinen Ernten gegen die übrigen keineswegs zurück, ja er ſchließt ſich an die vorzüglichſten an.

Wir wollen mit dem friſchen Andenken an Czervionken den Neuhof beſuchen, auf welchem wir die dortigen glänzenden Reſultate wiederholt finden. Ehemalige Lehden ſind in Felder umgewandelt worden, auf welchen wir Früchte ſehen, die den üppigen auf Marſchländereyen nicht nachſtehen. Weißer und rother Klee wuchert, daß es eine Freude iſt. Alle Getreidefrüchte ſtehen ſo dicht, daß, wie man zu ſagen pflegt, kaum ein Froſch dazwiſchen kann. Da darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ſpäter hören, daß man in

dieſer rauhen Gebirgsgegend das achte Korn über die Einſaat von den meiſten Früchten geerntet hat.

Als Centrum und als Perle des ganzen Diſtrictes iſt aber der Schloßhof zu betrachten. Er wird durch die Brandweinbrennerey und durch das Spiritus-Depot belebt, welches hier wegen der auf der Chauſſee bequemen Abfuhr gehalten wird, indem immerwährend Wagen hier halten, die dieſes Gut laden und in die Ferne, meiſt nach Wien und Brünn fahren. Wie im Gebirge die Wirthſchaftshöfe, wegen des beſchränkten Terrains, gewöhnlich eng gebaut ſind, ſo iſt dies auch mit dieſem der Fall, was für eine ſo lebendige Wirthſchaft eine Menge von Unbequemlichkeiten mit ſich führt.

Daß alle ökonomiſchen Verrichtungen irgendwo mehr als hier an der Schnur gehen, dürfte wohl ſchwerlich möglich ſeyn; daher kommt es auch, daß der hieſige Beamte es ſeinen Collegen zur ſchweren Aufgabe macht, immer mit ihm gleichen Schritt zu halten. Und doch iſt es für Jeden, wie ich im dritten Kapitel dargethan habe, eine Art von Ehrenſache, ſich die Andern nicht vorkommen zu laſſen. Das erhält ſie denn Alle fortwährend in Athem, bringt ſie aber auch halb zur Verzweiflung, wenn ihnen die Witterung Hinderniſſe in den Weg legt. Den Eifer und Fleiß des hieſigen Beamten mag man nach der einzigen Thatſache bemeſſen, daß er, trotz der Zerſtreuung der einzelnen Höfe, ſie doch meiſtentheils zu Fuße beſucht, und zwar theils, um die Pferde alle bey der Arbeit zu laſſen, theils um auf geraden, über Berge und Schluchten führenden Fußſteigen kürzer an Ort und Stelle zu kommen. Nicht das Intereſſe allein, ſo wichtig die Rolle auch ſeyn mag, die es ſpielt, ſondern auch die Ehre und der Wetteifer, ſich nicht zuvorkommen zu laſſen, ſind der Sporn, der zu ſolchem Eifer ſtachelt.

Der Anbau von behackten Früchten, Kartoffeln, Rüben und Reps, iſt auf dieſem Diſtricte beſonders ausgedehnt, und ſie bilden einen Hauptheil der Revenüe. Gegen 170 Joch, folglich — da derſelbe im Ganzen nur 782 Joch umfaßt — beynahe der vierte Theil der ganzen Area, wird damit angebaut. Wie dieſer Anbau auf allen Gütern ſo wohlthätig und das einzige Mittel zu der hohen Cultur

iſt, ſo kann man ihn vorzugsweiſe hier als ſolches bezeichnen. Denn die viele Bearbeitung, die dem Acker dadurch zu Theil wird, muß die ſparſamen günſtigen Einwirkungen der Atmoſphäre erſetzen helfen, weil dieſelben durch Wald und Gebirge beſchränkt werden, und ſich bey weitem nicht ſo äußern können, wie auf offenen Ebenen.

Aus einem kleinen Zuge, wie der hieſige Beamte raffinirt, wird man entnehmen können, daß ihm auch das Kleinſte nicht entgeht, und daß er das Sprüchwort befolgt: Wer den Pfennig nicht ehrt, iſt des Thalers nicht werth. Ich ging mit ihm an einem kleinen Teiche vorbey, der von einem Damme durchſchnitten und oben bewäſſert, unten aber als Acker benutzt war. Da machte er mich denn aufmerkſam, daß der untere Theil, worin ſich ſo viel Schlamm abgelagert habe, bey weitem lohnender für den Anbau ſey, als der obere, und daß er dieſen freylich leichter hätte trocken legen können, als jenen; daß jedoch die Mehrkoſten reichlich durch die größere Tragbarkeit gedeckt wären. — Wie er mit Leib und Seele Landwirth iſt, und wie ſein Sinnen und Trachten Tag und Nacht nur darauf gerichtet iſt, ſeine Ökonomie immer höher zu ſtellen und zu reicherem Ertrage zu bringen, das hört und ſieht man aus jeder einer Äußerungen.

Wir wollen aber auch die romantiſche Lage dieſes Diſtrictes nicht außer Acht laſſen. Lieblich und reizend wandelt die Anſicht der Gegend mit jeder Veränderung des Standpunctes. Einen ſolchen wählen wir auf der Altane des Sommerhauſes in dem Garten, welcher oben auf der Höhe an der nach Teſchen führenden Kunſtſtraße angelegt iſt. Ringsum überſchauen wir da eine prachtvoll decorirte Landſchaft, die in hundert ſchönen und wechſelnden Gruppen eine Mannigfaltigkeit bietet, bey welcher das Auge einen ewig neuen Genuß hat. — Dieſer Garten erſcheint als eine Eigenthümlichkeit für die Gegend, und fällt gewiß jedem Fremden auf, der ſie paſſirt. Er iſt von dem verewigten Herrn Vater des jetzigen Grafen angelegt worden, und es iſt für dieſen eine Pflicht, welche die Pietät gebeut, ihn zu unterhalten, auch wenn er ſeinem Zwecke, Obſt zu tragen, nicht gerade ſonderlich entſpricht. Und wie gering

könnte auch der Gewinn seyn, der für die Ökonomie zu machen wäre, wenn man ihn cassiren und zu Ackerland umwandeln wollte! Der Landwirth würde es, zu seinem eigenen Schaden, zu weit treiben, wenn er den Nutzen nur überall walten lassen und die Poesie ganz aus seinem Leben verdrängen wollte.

Dicht an den Garten stoßen die Kalkbrüche dieses Districtes, welche für ihn nicht allein eine Quelle des Einkommens sind, sondern ihm selbst auch dadurch so wesentlich nützen, daß er dieses Düngungsmittel nahe hat und reichlich anwenden kann. Hier ist es auch, wo man auf die geebneten Kalkgruben die Esparcette mit ungemeinem Erfolge anbaut, so zwar, daß man von den unbedeutenden Feldparcellen, die nicht viel über ein Joch austragen, den ganzen Bedarf an Grünfutter fast auf einen Monat bestritt. Wie ich schon früher gemeldet habe, so wird man den Anbau dieser so sehr nützlichen Futterpflanze besonders hier weiter ausdehnen, und zwar auf den Äckern, welchen man bis jetzt eine vorzüglich starke Kalkdüngung gegeben hat.

Der District von Tcerlitzko überstrahlt gegenwärtig alle übrigen in der Schäferey, und wenn gleich der von Deutsch-Leuten, wegen seines von jeher dort hochgehaltenen edlen Blutes, den Vorrang noch vor ihm hat, so steht er ihm dennoch an Glanz nach. Ein wahres Ergötzen ist es für den Sachkundigen und leidenschaftlichen Schafzüchter die hiesige Heerde zu mustern, und es wird ihm dabey gleichsam der Mund wässrig, wenn er ein edles Thier immer mit dem andern wetteifern und eine Elite die andere immer überbieten sieht. Wie verzeihlich ist da der frevelhafte Wunsch, wenn er gern solche Thiere entführen und in seine eigene Schäferey versetzen möchte! Wenn nun die hiesige Heerde nahe an 3000 Stück zählt, so kann man leicht berechnen, welch' ein Werth darin ruhe. Aber der Reinertrag, den sie bringt, gestattet den Ausdruck nicht, weil dieser Werth nicht ruht, sondern seine sehr reichen Zinsen trägt.

Im Kleebaue steht Tcerlitzko in der Reihe der ersten, denn es ist auf diesem Districte mehr als der fünfte Theil der ganzen Feldmark mit dieser nützlichen Pflanze bestanden. Das sehen aber

die umliegenden Bauern und kleinern Landwirthe nicht gern, weil man ihnen jetzt nicht mehr, wie ehemals, ihr Heu abkauft und zu gutem Preiſe bezahlt. Indeß ſind ſie durch die herrſchaftlichen Ökonomieen erſt zu erweitertem Futteranbau angereizt worden, und ſie haben dieſem vorzüglich ihre gegenwärtige beſſere Lage zu verdanken. So bleibt denn für dieſen Diſtrict, wenn wir noch 9 Joch Wieſen und 83 Joch Weide abziehen, nicht die Hälfte der Area für den Getreideanbau, und es kann ihn nur der dichte Stand und die bedeutende Länge, zu welcher das Getreide emporwächſt, vor empfindlichem Strohmangel ſchützen, zumal ſein Viehſtand bedeutend iſt.

Auf Tafel A. finden wir den Bedarf des Strohes nur um 89 Ct. höher angeſetzt, als die Erzeugung austrägt. Der des Heues überſteigt die Gewinnung um 254 Ct. Dennoch aber hat man von keinem mehr nöthig zuzukaufen, weil man bereits die dort angegebene Erzeugung übertrifft. Daſſelbe gilt auch von den übrigen Diſtricten, wo ſich ein Minus herausſtellt, was ich, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, nicht jedesmal beſonders angegeben habe.

XIV. Smolkowetz.

Von allen der kleinſte iſt der Smolkowetzer Diſtrict, denn ſeine ganze Feldmark trägt nur 252 Joch aus. Aber nichts deſtoweniger iſt er doch werth, daß wir uns ein wenig dort umſehen.

Er wird gewöhnlich dazu benutzt, junge angehende Beamte dort ihre erſte Probearbeit verrichten zu laſſen. Zu überſehen iſt er freylich ſehr leicht, da ſeine unbedeutenden Ackerflächen noch meiſtentheils rings um ihn her liegen, ſo daß es keiner Schwierigkeit unterliegt, um ſie täglich zweymal zu Fuße zu durchgehen. Wenn jedoch ein ſo kleines Terrain muſterhaft bewirthſchaftet wird, ſo findet der Freund der Landwirthſchaft auch da Unterhaltung und das Urtheil über den, welcher ihn verwaltet, muß günſtig ausfallen. Und das iſt hier in der That der Fall. Denn es dürfte ſchwer werden, zu entſcheiden, welches von den erbauten Producten am beſten ſtehe, oder welcher Acker ſich durch ſeine Cultur vorzüglich auszeichne. Auf die Art kann man denn auch dieſe kleine Fläche

als ein Muſter empfehlen. — Leider aber hat ſie, wie die von Steinau, zuweilen das Schickſal, zum Theil von den Fluten der Stonavka überſtrömt und verwüſtet zu werden, was für ſie um ſo empfindlicher iſt, als die überſchwemmten Äcker im Verhältniß zum Ganzen einen nicht unbedeutenden Theil austragen. Da bedarf es denn einer großen Anſtrengung und vielen Fleißes, um den erlittenen Schaden wieder auszugleichen.

Vor allem aber kann man die hieſige Schafhaltung rühmen. Die Heerde iſt der Zahl nach im Verhältniß zur Fläche ſehr ſtark, und dennoch wird ſie im Nahrungszuſtande von keiner übertroffen, vielmehr zeichnet ſie ſich vor einigen andern aus. In der Haltung war ſie ſo muſterhaft, daß, da man dieſen Vorzug vornehmlich dem hieſigen Schäfer zum Verdienſte anrechnete, derſelbe auch zur Hauptheerde, nämlich nach Deutſch-Leuten, als Schafmeiſter verſetzt worden iſt. Sie ſteht nur im zweyten Range, konnte aber nach ihrer Claſſification und Wollſortirung in den erſten verſetzt werden. Wenn ich hier mehreremale von der Haltung der Schäfereyen geſprochen habe, ſo muß ich meine Leſer zurück verweiſen auf das, was ich hierüber im fünften Kapitel geſagt habe.

Wer die heurige Ernte von dieſem Diſtricte ſah, der mußte in der That erſtaunen, indem nur 81 Joch mit Getreide angebaut waren, und dennoch über 300 Schock zu 60 Garben geerntet wurden. Man macht aber, wie ich ſchon einmal angegeben habe, auf ſämtlichen Gütern ſehr große Gebünde, was man daraus entnehmen kann, daß man von einem Schock Weitzen und Roggen ſelten unter 6 Wiener Metzen, von der Gerſte noch mehr und vom Hafer bis zu 10 Metzen ausdriſcht. Nach dieſem Satze berechnen ſich gegen 2000 Metzen, die von drittehalb hundert Metzen Ausſaat geerntet worden ſind.

Lernt man dies alles kennen, und erwägt man, daß die Schafe dieſes Diſtrictes ſich bey ihrer guten Haltung, auch durch Größe und Wollreichthum auszeichnen, ſo wird man es ſich erklären können, daß dieſer kleine Diſtrict eine Rente von 6000 fl. C. M. aufzubringen hat, und dies nicht allein im Stande iſt, ſondern ſie in

diesem Jahre noch überstieg. Daran lassen sich denn leicht dieselben Reflexionen wie an Albersdorf knüpfen. Nur zwey Höfe hat Smolkowetz, und auch diese sind sehr klein, indem auf einen jeden nicht viel über 100 Joch kommen, so daß sie eigentlich den Gütern der Freysassen ähnlich sind, und in ihrem Äußern auch leicht für solche gehalten werden könnten.

XV. Ober-Suchau.

Durch seine Zuckerfabrik, sowie durch die Ölschlägerey zeichnet sich dieser District vor allen übrigen aus. Seiner Feldmark nach gehört er zu den kleinen, wenn man aber die Menge großer Gebäude, den qualmenden Schlott der Dampfmaschine, welche die Ölpresse in Bewegung erhält, die Menge von Wohnungen und Stallungen sieht, so möchte man ihn für den größten unter allen halten. Über die Zuckerfabrik habe ich mich schon im sechsten Kapitel ausgesprochen. Die Ölpresse verarbeitet täglich 60 Wiener Metzen Reps. Da sie nur des Sonntags stille steht, so wird man es durch Rechnung bald herausfinden, daß sie das große auf Tafel A. angegebene Quantum in einem Jahre bedarf. Der Hauptgewinn, den sie einträgt, liegt in den für die Ökonomie abfallenden Ölkuchen, deren Zahl groß ist, und womit sämtliche umliegenden Districte betheilt werden können, für welche sie denn eine gute Zubuße in der Fütterung sind. Weniger beachtenswerth als diese, ist das Rübenmark, welches aus der Zuckerfabrik abfällt, und welches, da man zeither das Macerationsverfahren übte, als Futter gar keinen und als Dünger nur einen geringen Werth hat. Indeß hilft es den Düngerhaufen doch bedeutend vermehren, und man würde, wenn man hieran nicht dächte, das auf Tafel A. angegebene erzeugte Düngerquantum im Verhältniß zur Viehzahl unbegreiflich groß finden.

Vielleicht macht man die Bemerkung, daß es wunderbar sey, bey diesem Districte nur 46 Joch mit Runkelrüben, dagegen aber 95 Joch mit Kartoffeln bebaut zu finden, da man annehmen wird, es müsse hier, wo die Zuckerfabrik steht, eine möglichst große Fläche für den Anbau der Rüben bestimmt werden, wie wir dies z. B. in

Sackrau, wo auch eine ſolche Fabrik iſt, gefunden haben. Die Erklärung iſt folgende: Rüben werden der Fabrik von allen den Diſtricten, denen eine beſtimmte Fläche damit anzubauen aufgegeben iſt, zugeführt. Die Fabrik wird alſo vollkommen verſorgt. Anders aber iſt es mit der Brandweinbrennerey, die nur von wenigen angränzenden Höfen, wo auf den Diſtricten, zu denen ſie gehören, keine Brennerey iſt, Kartoffeln zugeführt bekommt, die ſich alſo auf ihrem eigenen Terrain für ihren Bedarf ſicher zu ſtellen ſuchen muß. — Daſſelbe, wie von den Rüben, kann man vom Repſe ſagen, welchen die hieſige Ölſchlägerey von ſämtlichen Diſtricten erhält.

Bey der ganzen Verfaſſung und innern Einrichtung dieſes Diſtrictes, die ſich einzig und allein nach den betriebenen techniſchen Gewerben modificiren muß, kann auch hier keine Schäferey beſtehen; wenigſtens würde ſie nicht zweckmäßig angebracht ſeyn. Deshalb finden wir auch in dem Nachweiſe auf Tafel A. nur Pferde und Rindvieh. Im Verhältniß zur Feldmark aber iſt der hieſige Viehſtand faſt unter ſämtlichen Diſtricten der geringſte; denn wenn wir auch die 70 Stück Nutz-Rindvieh als eine Ausgleichung für die fehlende Schäferey gelten laſſen wollten, ſo würden wir immer nur 50 Stück dafür annehmen können, da 20 Stück als gewöhnlicher Beſatz gerechnet werden müßten. Dieſe 50 Stück würden aber, nach den üblichen Principien, nur etwa 500 Schafe vertreten, die immer noch nicht die Hälfte der Zahl austrügen, die Suchau im Verhältniß zu den andern Diſtricten halten müßte. An Zugvieh hat es nicht mehr, als was es zum Anbaue ſeiner Area bedarf. Aus alle dem kann man es ſich erklären, warum es im Vergleich mit den übrigen eine ſo kleine Fläche mit Klee und Grünfutter (nur 63 Joch) hat. Der Grund davon aber liegt hauptſächlich darin, daß der Boden dieſes Diſtrictes dem Anbaue des Klee's, wegen ſeiner wenigen Tiefe und ſeines innern Gehaltes, nicht ſehr zuſagt. Deſſen ungeachtet aber gewinnt man hier vortreffliches Getreide, und Rüben und Kartoffeln bringen einen Ertrag ſo hoch, wie ſich deſſen nur irgend einer der übrigen Diſtricte rühmen kann.

Faſt mehr als alle andern iſt aber der von Suchau mit Waldung umgeben und beengt, ſo daß man nur von der Seite von Steinau her zu ihm gelangen kann, ohne durch Wald zu kommen. Der Hof von Solza, wo die Brandweinbrennerey iſt, liegt faſt ganz im Walde. Nur dieſer und der Schloßhof machen den ganzen Diſtrict aus, den man übrigens mehr um der techniſchen Gewerbe, als um der obgleich gut geführten Ökonomie willen anſehen und bewundern muß. Auf viele Stunden, ja ich möchte ſagen, auf Tage findet der, welcher ſich dafür intereſſirt, hier Unterhaltung und Belehrung. Die mit unſichtbarer Kraft wirkende Dampfmaſchine, welche die Ölſchlägerey treibt, worin man die mit ſo wenigem Geräuſch wirkenden ungeheuren Kräfte, ſowie die kunſtvolle Zuſammenſetzung und das zweckmäßige Ineinandergreifen des Mechanismus nicht genug bewundern kann; das Großartige der Zuckerfabrik, wo die Arbeit getheilt und jeder Manipulation ihr beſonderes Revier angewieſen iſt, und wo dennoch alles auf einen Endpunct hinwirkt, den man endlich an der Maſſe von raffinirtem Zucker auf den Böden findet; die Anzahl von Arbeitern, welche, ein Jeder in ſeinem Fache, zum Fortgange und zur Vollendung des Ganzen beitragen: dies alles macht Einen im Anfange ein wenig wirre, wird aber zuletzt Gegenſtand des Nachdenkens und der Unterhaltung.

Hier auf dieſem Diſtricte iſt der Punct, wo man mehr als irgendwo ſehen kann, welche ungeheure Fonds auf den gräflichen Ökonomieen im Umtriebe ſind. Tauſende von Centnern Zucker und Öl, Tauſende von Eimern Spiritus ſind auf dem Lager. Und nun mache man nur einen leichten Überſchlag von dem, was nur die Maſchinen, Geräthſchaften und Gebäude koſten. Man ſchwindelt faſt, wenn man zu den hieraus gefundenen Summen alsdann den Werth der Viehbeſtände ſchlägt, von denen die Schäfereyen allein nach geringer Schätzung viele hundert Tauſende von Gulden Conv. Münze anstragen. Wahrlich es iſt eine Aufgabe, alle dieſe Fonds in einem ſolchen Umſchwunge zu erhalten, daß ſie ſich möglichſt nutzbringend zeigen, deren Löſung nur wenigen möglich ſeyn dürfte. Da man dieſe Löſung aber hier augenſcheinlich ſieht, ſo muß man nicht allein

eine höchst günstige Meinung vom Betriebe der Totalität sämtlicher hiesigen Ökonomieen bekommen, sondern es muß auch jeder einzelne Zweig derselben für den, der ihn genauer auffaßt, in hohem Grade belehrend seyn.

XVI. Kuntschitz.

Von derselben Direction beaufsichtigt und nach denselben Grundsätzen und in Verbindung mit den übrigen Gütern bewirthschaftet wird Kuntschitz, welches Privat-Eigenthum der Frau Gräfin, Gemahlin des Herrn Grafen von Larisch, ist. Erst seit sechs Jahren im Besitz derselben hat es doch schon manche wohlthätige Reform erfahren, und wenn man auch seine frühere Bewirthschaftung weder tadeln noch verwerfen kann, so stimmte sie doch so wenig mit dem Hauptsysteme, welches man auf den andern Gütern befolgt, überein, daß eine große Umformung vorgenommen werden mußte, die denn bedeutende Vorauslagen veranlaßte und machte, daß in den ersten Jahren an keinen Reinertrag zu denken war. Gegenwärtig aber ist das Gut, welches einen District des Ganzen bildet, auf mehr als 16,000 fl. C. M. Rente gestellt, wodurch die darauf verwendete Kaufsumme samt allen Vorauslagen mit mehr als 10 pCt. verzinset wird.

Wir finden auf diesem Districte einen Beamten, den ich oben bey der Beschreibung von Steinau unter dem dritten meinte, der sich in der glücklichen Mitte hält. Zu den einträglichen Revenüen des Gutes ist die Brandweinbrennerey zu zählen, für welche derselbe eben so viel Talent als Vorliebe zeigt. Da er keine Rüben zu erzeugen braucht, so bleibt ihm das dazu zu verwendende Land für den Kartoffelbau, den er auch, um die Brandweinbrennerey mit hinlänglichem Rohstoff zu versorgen, in ausgedehntem Maaße betreibt. Denn es sind für denselben 119 Joch Acker bestimmt, und er wird in der Folge noch erweitert werden. Einen doppelten Zweck aber erreicht man mit diesem starken Kartoffelbaue; denn wie eben gesagt, gewinnt man zum ersten dadurch den Rohstoff für die Brandweinbrennerey, und zum zweyten nimmt man mit demselben die bedeu-

tenden Rodeländereyen in den ersten Angriff der Cultur. Dadurch aber erreicht man es, daß man sich ihren Kostenpreis nicht allzuhoch anzuschlagen hat, weil man das meiste auf die Urbarmachung wüsten Landes rechnen muß. Von diesen Rodungen muß ich noch ein Paar Worte besonders beyfügen.

Kuntschitz hat ein hügliches, viel mit Walde durchschnittenes Terrain, dabey eine hohe Lage und das Hochgebirge noch näher, als die vorhin abgehandelten Districte. Daher ist auch sein Klima rauher, so daß die Ernte um einige Tage später angeht, als dort. Unter solchen Verhältnissen hat der Wald, wenn er zwischen die Felder tritt, einen mittelbaren bedeutenden Nachtheil für dieselben, und seine engere Begränzung ist eine, von der Nothwendigkeit gebotene Maaßregel. Wem auch die Theorie hierüber nicht einleuchten sollte, der darf hier nur an Ort und Stelle die Erfolge ansehen, um überzeugt zu werden. Denn wo sonst auf allen längst des Waldes hingelegenen Äckern ein breiter Streifen von vielen Klaftern meistentheils das Gedeihen der Früchte versagte, da sieht man sie jetzt, nachdem der Wald weggeschafft ist, in einem so freudigen Wachsthume, daß sie alle übrigen Felder übertreffen. Berechnet man den dadurch erlangten Gewinn, der zuvor ausgeblieben ist, so kommen Summen in das Debet des Waldes, an die man in der Regel nicht denkt, und welche leidenschaftliche Forstwirthe schwerlich werden passiren lassen wollen.

Der Boden dieser Rodungen ist sehr verschieden, im Durchschnitt aber nicht von der vorzüglichsten Beschaffenheit. Würde man auf ihm alle die durch das Bestehen mit Holze gesammelte Kraft gänzlich ausbeuten, bevor man ihm mit Dünger zu Hülfe käme: so würde man die unangenehme Erfahrung machen, daß man ihn hintennach nur erst durch wiederholte starke Düngung und Cultur im lohnenden Ertrage erhielte. Denn es ist bekannt, daß ein erschöpftes Rodeland viel schwerer als ein anderes wieder in Geilheit gesetzt werden kann. Aber dies hat man hier, wo es an Dünger nicht fehlt, nicht zu fürchten. Die durch Rodung gewonnenen Ländereyen geben dem Ganzen erst eine gewisse Abrundung, wodurch denn auch

in die Bewirthſchaftung mehr Nachdruck und ein beſſeres Zuſammengreifen kommt. Dies alles erhöht den Werth des gewonnenen Ackers, den man alſo in mehrfacher Hinſicht einen großen Gewinn nennen kann, und der einen überzeugenden Beweis von der verſtändigen Einrichtung und zweckmäßigen Bewirthſchaftung dieſes Diſtrictes gibt. Bringen wir das, was durch die in Rede ſtehenden Rodungen an Waldnutzung verloren geht, in Rechnung, ſo wird es, wenn wir unparteyiſch alles gegen einander ſtellen, kaum den zehnten Theil deſſen austragen, was der Feldbau mittelbar und unmittelbar dadurch gewonnen hat. Denn es ſtellen die in der Gegend beſtehenden geringen Holzpreiſe die Rente des Waldes ſehr niedrig. So iſt denn durch das bisherige Verfahren der Werth des Gutes ſelbſt um vieles geſtiegen, und er hat ſich, wenn wir auch nur den gegenwärtigen Reinertrag zum Maaßſtabe nehmen, ſchon verdoppelt. Es kann und wird aber ſich die eigentliche Höhe dieſes Ertrages erſt dann klar herausſtellen, wenn nach einigen Jahren die Rodeländereyen zu gleicher Cultur und zu gleichem Ertrage mit den übrigen Feldern gebracht ſeyn werden.

Ehe ich eine weitere Muſterung der Ökonomie vornehme, will ich, bey Gelegenheit der Waldungen, von den Reizen, welche die Gegend bietet, ſprechen, und hier um ſo mehr, als die hohe Beſitzerin auf dieſe wo nicht mehr, ſo doch eben ſo viel hält, als auf die gewonnene Rente. Nur die Bäume zu ſchonen, iſt ihre ſtrenge Vorſchrift, und es würde, ſelbſt ohne dieſen Befehl, ein wahrer Frevel ſeyn, wenn auch nur ein einziger in der Nähe des Dorfes und des Hofes von Kuntſchitz weggenommen werden ſollte. Denn ſehr zu beklagen iſt der Landwirth, dem der Nutzen über alles geht, und der demſelben jeden edleren Genuß opfert. Solches verträgt ſich auch gar nicht mit geiſtiger Bildung, die in unſern Tagen dem Landwirth doch nicht fremd ſeyn darf; es verträgt ſich auch nicht einmal mit einer wahrhaft rationellen, d. i. verſtändigen Landwirthſchaft, weil die Bäume, welche den Reiz einer Gegend erhöhen, auch in der Regel als Schutz dienen, und ſelbſt auf vielen Localitäten dazu geeignet ſind, die Niederſchläge der Luft befördern,

oder auch gleichmäßig vertheilen zu helfen. Ja selbst auf die Modification der Temperatur ist ihr Einfluß nicht zu verkennen, und es ist nicht zu widerlegen, daß sie damit auch Einfluß auf die Entladung von Hagelwettern haben. Einen Beweis dafür kann ich von einer eigenen Ansicht liefern. Im Jahre 1831 reiste ich von Regensburg die Donau aufwärts und fand in der Nähe von Neustadt einen großen Strich Landes vom Hagel gänzlich verwüstet. Ein kleines Wäldchen, von etwa 20 Joch Laubhölzern gebildet, lag auf dieser Strecke. Vor demselben war alles zerschlagen, und hinter ihm sah man nur schwache Spuren der Verwüstung. Ähnliches beobachtete ich in diesem Jahr (1840) in Ungarn zwischen Loschonz und Rima-Sombat, wo vor einem Walde der Hagel großen Schaden und hinter demselben gar keinen angerichtet hatte. Vielleicht mag man die Nützlichkeit kleiner Wäldchen für den Landbau noch wenig aus diesem Gesichtspuncte angesehen haben. Und doch ist er, wie die erzählten Beyspiele beweisen, nicht außer Acht zu lassen.

Doch ich will ja die Reize der hiesigen Gegend aufstellen. Eine kleine Anhöhe dicht am Hofe von Kuntschitz (Pudlau genannt) gewährt einen Punct, von welchem aus man die ganze Gegend wie im Feyerkleide erblickt, zumal wenn ein heiterer Himmel sie umfängt. Wetteifernd schieben die Sudeten und Karpathen ihre schönsten Bilder vor, denn im Südwesten gegenüber verlaufen die mächtigen Kämme dieser Riesen, deren Scheidung hier nicht sichtbar ist, weil sie vom äußersten Arme der Sudeten verdeckt wird, und überhaupt nur einen sehr schmalen Raum einnimmt. Der Vorder- und Mittelgrund dieses großen und prächtigen Gemäldes liegt wie ein im edelsten Geschmack angelegter ungeheurer Park da, in welchem eine Menge von Ortschaften wie nette Landhäuser und Luftparthieen liegen. Und wenn nun am stillen Abende von nah und fern die Glocken herübertönen, dann wird die ganze Umgebung zu einem großen Tempel, in welchem der Mensch, in Andacht aufgelöst, niedersinkt und den allmächtigen Schöpfer anbetet. — Wie sehr aber wäre der Landwirth zu beklagen, der für solchen Genuß, den der Städter so selten haben kann, ja oft kaum kennt, stumpf wäre,

und der nicht darin eine reiche Entschädigung für manche Unlust, die auch nicht ausbleiben kann, finden könnte.

Diesen Reizen der Gegend haben aber die mehrerwähnten Rodungen nicht allein keinen Eintrag gethan, sondern sie haben sie noch erhöht, denn sie haben in mehreren Richtungen hin Aussichten eröffnet, die vorhin fehlten, und dadurch ist das Gemälde nur mannigfaltiger und schöner geworden; sie haben der umgebenden Nähe den Charakter von abstoßender Wildheit genommen, ohne zugleich auch das Romantische hinwegzunehmen.

Die Qualität des Bodens auf den fünf, zum Kuntschitzer Districte gehörenden Höfen ist nicht gleich, obgleich der Hauptcharakter derselbe, nämlich ein ziemlich strenger Thonboden ist, der indeß auf mehreren Feldern in Lehmboden übergeht, also leichter zu bearbeiten und auch sehr dankbar ist. Die Kalkdüngung thut überall sehr gut auf ihm, und sie wird deshalb auch fleißig und stark angewandt. Den Kalkstein bezieht man von fremdem Territorio, wo man ihn von guter Qualität und wohlfeiler als auf den eigenen Districten bekommt, und bey weitem näher, wie auf diesen, hat. Die Höfe haben, wie man leicht aus dem ganzen Areale entnimmt, sämtlich nur kleine Feldmarken, liegen aber ziemlich zerstreut und weit vom Wohnorte des Beamten entfernt, weshalb auch ihre Beaufsichtigung nicht leicht ist. Was den Stand der Früchte anlangt, so war er, als ich ihn sah, vortrefflich zu nennen. Im Ganzen aber kann man sagen, daß dieser District noch in seiner Entwickelung ist, daß mithin sein jetziger Ertrag, obgleich er schon, wie ich oben bemerkte, ziemlich hoch gestellt ist, noch bedeutend steigen wird. Denn Ackerbau und Viehzucht sind hier noch lange nicht auf ihrem Culminationspuncte, zumal die eben erst in Cultur genommenen Rodungen jetzt keinen unbeträchtlichen Theil derselben ausmachen. Vor allem muß der rothe Klee, der hier so gut, wie auf irgend einem der übrigen Districte gedeiht, wohlthätig auf die Agricultur wirken, da durch ihn die Viehhaltung verstärkt und die Düngung vermehrt werden muß. In gleicher Art, wie der Klee, gedeiht auch das, dem Repse vorgehende Grünfutter, welches ich kaum auf irgend ei-

nem der andern Districte so schön wie hier gesehen habe. Mit diesem übereinstimmend fand ich auch den Reps, der wohl 20 — 24 Metzen auf ein Joch geben konnte, was in diesem Jahre zu den Ausnahmen gehörte, da er fast überall nur sehr mittelmäßig war.

Die Entfernung vom Centralorte Karvin bis nach Kuntschitz beträgt, wie es auch aus dem Situationsplane zu entnehmen ist, gegen zwey Meilen. Auf derselben liegen einige kleine Landgüter, fremden Besitzern gehörig. Der Weg, obgleich er die Verbindung zwischen Skotschau und Freystadt unterhält, ist über alle Kritik erhaben, denn es müßten diese besonderen Appetit haben, um sich mit ihm zu befassen. Da ich viel reise, so sind alle die, welche die Schuld von solchen Wegen tragen, nicht meine Freunde und da, wo ich glaube, daß es helfen kann, setze ich gern den Sporn ans Ehrgefühl oder doch wenigstens an die Menschlichkeit, die sich des Viehes erbarmt. Nur Schade, daß es nicht immer hilft.

XVII. Schönstein.

Der Mensch hat zuweilen besondere Gelüste. So unter andern habe ich mir schon einmal beym Anblick eines über Alles reizend gelegenen Klosters gewünscht, Abt davon zu seyn, so wenig ich auch dem Cölibat zugethan bin. Eben so würde mich die Lust anwandeln, wenn ich ein Beamter des Herrn Grafen von Larisch wäre, denselben zu bitten, mich nach Schönstein zu versetzen: denn mir hat es geschienen, als wenn hier in aller Art gut seyn wäre. Meine Leser werden im Nachfolgenden diese Ansicht motivirt finden.

Eine Meile jenseits Troppau unweit der Straße nach Olmütz liegt Schönstein. Eine Baumallee führt von der Straße ab nach dem Schloßhofe, der, wenn man ihn in der Nähe ansichtig wird, durch seine Alterthümlichkeit einen nicht unangenehmen Eindruck macht. Der anstoßende Kunstgarten enthält noch dazu manche Schönheiten, die den hiesigen Aufenthalt angenehm machen können. Nur im Vorbeygehen sage ich von demselben, daß die darin aufgestellte Orangerie von solcher Bedeutung ist, daß man schon in manchen Jahren mehrere Tausende von Früchten davon geerntet hat.

Die Nähe von Troppau, dieſer ſchönen und lebhaften Stadt, die man auf gutgebauter, die Ebene dahin ziehender Straße in einer kleinen Stunde erreicht, dazu noch ringsum eine lebensluſtige Nachbarſchaft würde ſelbſt einen Müßigen vor Langerweile ſchützen, iſt aber für den Geſchäftsmann eine bequeme Gelegenheit zur Erholung. Zu alle dieſem kommt für den hieſigen Beamten noch das Individuelle, daß er bereits ſeit ein Paar Decennien hier iſt, folglich jeden Tritt und Schritt des eben nicht ſehr großen Diſtrictes — der nur 595 Joch enthält — kennt, was ihm die Wirthſchaftsführung ohne alle Frage ſehr erleichtern muß, und ihm eine gewiſſe Ruhe gibt, die ja eigentlich der Güter größtes iſt. Kann man mit gutem Fug und Recht den Landwirth mit einem Arzte vergleichen, dem das zu behandelnde Feld, wie jenem der Patient, übergeben iſt, ſo läßt ſich der, welcher ſo lange Zeit hindurch ein Landgut zu bewirthſchaften hat, wohl auch in Parallele ſtellen mit dem Arzte, welchem der Patient fixe Beſoldung gibt, und deſſen Behandlung ihm aus dem Grunde ſehr leicht wird, weil er ſeine ganze Conſtitution von innen und außen kennt, und folglich nicht in Verlegenheit ſeyn kann, welche Mittel er ihm zu verſchreiben habe.

Es muß uns aber dieſer Diſtrict ganz beſonders intereſſiren, weil hier der hohe Graf ſeine erſten landwirthſchaftlichen Studien machte, und denſelben in kurzer Zeit auf einen Standpunct ſtellte und zu einem Ertrage erhob, wodurch er Aufſehen machte; wo er aber auch zugleich andeutete, welche wohlthätige Umwälzung den Gütern ſeines Herrn Vaters bevorſtand, ſobald er nur in den Beſitz derſelben gelangte.

Obgleich Schönſtein acht Meilen von dem Centrale der übrigen Güter entfernt iſt, hat es doch faſt ganz dieſelbe Beſchaffenheit wie jene; nur das hat es vor ihnen voraus, daß ſeine Lage und ſein Klima günſtiger iſt. Näſſe beläſtigt es übrigens gerade ſo, wie jene, weshalb es auch bey ſogenannten gemiſchten Jahren ſeine vorzüglichſten Ernten macht. Bey gleicher Bodenbeſchaffenheit erfordert es auch ſo ziemlich die gleiche Behandlung. Indeß wendet man hier, ſoviel mir bekannt geworden, den Mineur noch nicht an. Auch

die Kalkdüngung ist nicht gebräuchlich, aus dem einfachen Grunde, weil der Kalk zu theuer kommen würde.

Die Felder liegen fast alle im Zusammenhange und die Höfe meistentheils in der Mitte derselben, was bekanntlich die Bewirthschaftung sehr erleichtert. — Die 75 Joch Wiesen, welche dieser District hat, geben keinesweges den von guten Flächen der Art zu erwartenden Ertrag, vielmehr liegt ein guter Theil derselben ein wenig im Argen, so zwar, daß wenig von ihnen zu erwarten ist. Ob eine Verbesserung daran anzubringen wäre, getraue ich mich nicht zu entscheiden, da die Zeit, welche ich zu ihrer Besichtigung verwendete, zu kurz war, um alle dazu etwa vorhandenen Begünstigungen in Augenschein zu nehmen. Geschickte und leidenschaftliche Wiesenwirthe meinen zwar, es gebe überhaupt keine Wiese, die einmal diesen Namen führt, die nicht einer radicalen Verbesserung fähig wäre, vorausgesetzt, daß man die dazu erforderlichen pecuniären Mittel daran zu wenden hat.

Die seit so langer Zeit in steter guter Cultur gehaltenen Äcker gleichen so ziemlich durchgehends einem sorgsam bearbeiteten Gartenlande. Kein Wunder, daß sie da überschwenglich reiche Ernten tragen, vorzüglich da sie stets eine so reichliche Düngung erhalten, die man, bey dem zahlreichen, auf den Höfen aufgestellten Viehstande wohl von selbst voraussetzt. Dazu trägt auch vor allem die unverhältnißmäßig große Zahl von Rindvieh das Ihrige bey, indem sie die von Deutsch-Leuten erreicht, welches doch fast eine doppelt so große Feldmark hat. Daß es keiner Art des hiesigen Viehes an Futter gebrechen könne, das bezeugt sein Ansehen. Verständig und der möglich höchsten Nutzung am meisten entsprechend finde ich es, daß man hier den eben berührten zahlreichen Rindviehstand hat, weil man die Producte desselben in der Nähe der volkreichen Stadt Troppau hoch verwerthen kann.

Die hiesige Schäferey rangirt nicht in der ersten Reihe, kann aber trotz dem als eine sehr edle Heerde gelten, wozu sie auch schon ihre Abstammung und die Grundsätze, nach denen sie gezüchtet wird, berechtigen. Größe der Thiere und Reichwolligkeit sind Tugenden, die

sie empfehlen und die man bekanntlich gerade jetzt mehr schätzt, wie früherhin.

Vielleicht findet man die Zahl von 16 Pferden und 10 Zugochsen für die Größe des Gutes zu gering, da sie unverhältnißmäßig kleiner ist, wie auf den andern Districten. Da muß man aber erwägen, daß man hier nicht nöthig hat, die Robot fast sämtlich zu andern Zwecken als zum Ackerbaue zu verwenden; sondern daß sie für diesen gebraucht werden kann. Denn Wege und Straßen sind wenig zu bessern, und Kohlen und Kalkstein sind nicht anzufahren. Überdies haben die Unterthanen von Schönstein im Durchschnitt besseres Zugvieh, als auf den andern Gütern, es ist also die Arbeit, welche sie leisten, für den Ackerbau brauchbarer, wie jene.

Zu den 75 Joch Wiesen treten, wie auf Tafel A. zu ersehen, noch 67 Joch Klee und 67 Joch Grünfutter. Es ist dies der einzige District, wo eine eben so große Fläche mit Mischling als mit Klee angebaut ist, indem sie bey den übrigen kaum die Hälfte, ja mitunter kaum ein Viertheil so viel beträgt. Die Ursache ist ohne Zweifel die, daß, da man den rothen Klee schon seit einer so langen Reihe von Jahren erbaut, man fürchtet, daß er zuletzt nicht mehr gedeihen, d. h. daß man sich damit, wie man sagt, ausbauen möchte. Das Grünfutter fand ich übrigens ganz besonders dicht und üppig, auch soll man es der nachfolgenden Winterfrucht gar nicht ansehen, daß es ihr vorangegangen ist. Bey der starken Düngung, die man dazu gibt, wird man das auch ohne besondere Versicherung glauben.

XVIII. Svietlau.

Man hat das Markgrafthum Mähren der Länge nach auf der östlichen Seite zu durchreisen, wenn man von Schönstein nach Svietlau kommen will. Eine Tour von zwanzig Meilen sind zu machen, bis man ankommt. Auch von Karvin aus hat man dieselbe Entfernung, bis man endlich in einen der äußersten Zipfel des Hradischer Kreises bis an die Gränze von Ungarn kommt, und erst da ist man an Ort und Stelle. Die nächste Stadt bey Svietlau ist Ungarisch-Brod, von wo man noch 1 ½ Meile

hat. Die Umgegend ist gebirgig, indem man hier in den westlichen Flügel der Karpathen tritt; jedoch ist hier, wegen der südlicheren Lage, das Klima milder, als auf den andern Districten. Das macht denn auch, daß man hier weit mehr, wie dort, auf Obstbau sehen kann. Dies wird man alsbald inne, so wie man nur die Feldmark dieses Districtes, der eine ganze, ziemlich ansehnliche Herrschaft umfaßt, betritt. Da dieselbe in vieler Hinsicht characteristisch, und bedeutend von den andern Districten verschieden ist, so wird auch ihre Beschreibung sich weiter ausdehnen.

An Feldern und Wiesen enthält Svietlau 1480 Joch, hat also nächst Sackrau den größten Umfang. Die Ausdehnung der ganzen Herrschaft ist aber viel bedeutender wie Sackrau, indem sie große Waldstrecken und besonders auch sehr viel unterthänige Grundstücke umschließt. Das macht denn auch, daß sie in den weitesten Dimensionen gegen anderthalb deutsche Meilen im Durchmesser hat. Auf ihr findet man eine Stufenleiter, die vom Fruchtwechsel bis zur Alpenwirthschaft geht, und also in vielfacher Art instructiv ist. Wenn jedoch in den Fortschritten dieser Ökonomie noch manche Lücke hervortritt, so wird man deshalb das eingeführte System nicht tadeln wollen, da jene lediglich noch in der Kürze der Zeit liegen, seitdem die Herrschaft in der gegenwärtigen Regie sich befindet. Erwägt man dabey die sehr großen Schwierigkeiten, mit denen man zu kämpfen hat, und die wir bey der Darstellung der Einzelnheiten kennen lernen werden: so wird man das, was bis jetzt geleistet ist, sicher nicht gering finden.

Wenn man von Ungarisch-Brod her auf der Straße nach Trentschin kommt, so tritt alsbald, wenn man die Gränze der Herrschaft überschritten hat, das Schloß von Svietlau in den Gesichtskreis. Auf hohem steilem Berge thronend überschaut es einen weiten Umkreis, für den es als die Krone gelten kann. Nähert man sich demselben, so blickt am Fuße des Berges ein neues stattliches Gebäude hervor. Es ist ein Hochofen, der erst vor Kurzem erbaut ist, vermittelst dessen man nicht allein sein eigenes Eisen gewinnt, sondern auch bedeutenden Absatz zu erhalten hofft. Zwar müssen die

Erze aus der Ferne hergeholt werden, und der Gewinn würde deshalb nicht allzugroß werden können, wenn man nicht das Holz wohlfeil hätte, was sich sonst gar nicht einmal verwerthen lassen würde. Denn es hat die Herrschaft bedeutende Waldstrecken, von denen man schon nicht unbedeutende Flächen für den Ackerbau gewonnen hat, die man noch um vieles wird ausdehnen können. Wir werden sie weiter unten genauer kennen lernen.

Wir ersteigen den Schloßberg und gelangen an einen Meierhof, der Schloßhof genannt, welcher so ziemlich der größte von allen sieben ist, die der District hat. Die hiesige Heerde, welche fast den fünften Theil der Schäferey des ganzen Districtes von 4400 Stücken ausmacht, finden wir in ziemlich gutem Nahrungsstande, mit Ausnahme der Jährlinge, welche schwach und dürftig sind. In der Wollqualität steht die Svietlauer Schäferey gegen die der schlesischen Güter zurück. Sie hat also in jeder Art noch einen starken Wetteifer nöthig, um diese allmählig zu erreichen. Mir hat es geschienen, als wenn derselbe noch einiger Anfachung bedürfe, um in den Gang zu kommen, auf welchem man ihm diese Erreichung in naher Zukunft versprechen kann.

Bevor ich zur genauern Beschreibung des Schlosses, die ich mir hiermit zu einer der Aufgaben gestellt habe, übergehe, will ich erst alles, was die Ökonomie angeht, abhandeln, und zu dem Ende die Höfe einzeln vornehmen. Sie sind in drey Reviere getheilt, wovon das eine der Oberbeamte (Verwalter), das andere ein Burggraf, und das dritte ein Kastner zu bewirthschaften hat. Der schon genannte Schloßhof, und der ihm nach Norden gegenüber liegende Sophienhof bilden das erste; Komnia und Kerchow das zweyte, und der Ober- und Nieder-, so wie der neugebaute Henrietten-Hof das dritte Revier. Am meisten zerstückelt und entlegen sind die Ländereyen des zweyten.

Unten am Schloßberge, den wir heraufstiegen, fanden wir einige Ackertafeln mit Obstbäumen besetzt, welche bereits eine ziemliche Stärke haben, und die, wenn ihnen das Jahr günstig wäre, schon eine lohnende Ernte tragen würden. Nur dürfte der Stand

der Bäume, besonders zunächst des Schloßberges, viel zu dicht seyn, so zwar, daß sie sogar selbst schon einander an der weitern Ausbreitung hindern, wie vielmehr also das Ackern unter ihnen erschweren und die Frucht nicht aufkommen lassen müssen. Auf tragbaren Äckern können, nach meiner Ansicht, nur alsdann Obstbäume mit Vortheil stehen, wenn sie mindestens in acht Klafter Entfernung in den Reihen und in zwölf Klafter in der Distanz der Reihen gepflanzt werden. Ein anderes ist es, wo man das Land nur als Hutweide benutzt, die man nur in langen Zeiträumen Behufs ihrer Verjüngung cultivirt.

An der südlichen Lehne gegenüber dem Schloßberge sind diese Baumpflanzungen fortgesetzt, aber bis jetzt noch nicht mit besonderem Glücke, indem die Bäume zum Theil noch klein sind, und keine besondere Lebensthätigkeit zeigen, zum Theil auch schon kränkeln, und sehr viel Nachhülfe erfordern werden. Hier aber möchten sie diese gerade am meisten bekommen, weil sie, groß geworden, dem Acker und der Hutweide Schutz gegen die versengende Hitze des Sommers gewähren würden. Denn es leidet bey dieser die Frucht auf dem schottrigen Felde sehr bald. Die Steilheit der Berglehnen, und das lockere Gerölle des Bodens macht denn auch, daß starker Regen ihn herabschweift und allenthalben Rillen macht, die, wenn man nicht fortwährend vorbeugt und sie wieder ebnet, gar bald zu tiefen Schluchten werden. Hier bekommt man schon eine kleine Zeichnung von dem Bilde, welches in Ungarn in großem Maaßstabe so häufig wiederkehrt, wo in der Regel von jeder Anhöhe herab eine Menge solcher Rillen und Schluchten laufen.

Oben auf der Höhe sind wir beym Sophienhof, welcher für das Schloß ein sehr freundliches Gegenüber bildet. Er ist von Ländereyen umgeben, die sämtlich erst in eine wahre und ernste Cultur genommen worden sind, indem sie ehemals, wie fast die ganze Herrschaft, mehr einer Wüste, als Äckern glichen. Schon tragen sie die lohnendsten Ernten, die sich nunmehr wohl von Jahr zu Jahr vermehren werden.

Ich kann nicht umhin, hier eine kurze Notiz von dem vormaligen Zuſtande dieſer Herrſchaft zu geben. So übertrieben ſie auch ausſehen wird, ſo kann ich dennoch verſichern, daß nicht ein Jota, der Wahrheit zuwider, zugeſetzt iſt.

An Reinertrage brachte Svietlau noch nicht einmal das, was die baaren Geld- und Natural-Zinſungen austragen; ſo daß, wenn man nur einen Rendanten zur Einhebung derſelben gehalten, das übrige ſämtliche Perſonale aber entlaſſen, und die Felder entweder wüſte liegen gelaſſen oder den Unterthanen geſchenkt hätte, man der Herrſchaft einen reinen Gewinn von mehreren tauſend Gulden zugewandt haben würde. Wie die Felder, ſo waren die Viehbeſtände, mit einem Worte, die ganze Herrſchaft würde, ohne die Zinſungen, ein Onus, was jährlich mehrere tauſend Gulden abſorbirte, geweſen ſeyn; und ſie ſtellte ſich würdig in die Reihe, wie man in frühern Zeiten deren in Mähren und Böhmen fand, und in Ungarn gegenwärtig noch oft genug antrifft. Ob man es nicht beſſer verſtand, oder gefliſſentlich ſo betrieb, das mag dahin geſtellt bleiben.

Aus einem ſolchen Zuſtande einen ſo großen Körper in einen beſſern und am Ende in einen völlig muſterhaften zu verſetzen, das iſt eine ſchwierige Aufgabe, die ſich nur mit kräftigen, vor allem aber mit Verſtande angewandten Mitteln, und auch dann nur in einer Reihe von Jahren löſen läßt. Daß man dazu auf dem geraden Wege iſt, das könnte nur ein Unkundiger oder Schmähſüchtiger in Abrede ſtellen; auch würde er durch die bereits vor Augen liegenden Reſultate aufs bündigſte widerlegt.

Wir kamen an Roggenfeldern vorüber, wo ſo eben die Frucht aufgebunden werden ſollte. Ein Wirthſchafter an der Spitze einer ganzen Schaar Roboter begegnete uns. Ein intereſſanter Zug, der wohl verdient, daß wir ihn ein wenig muſtern. Zum größten Theile aus Frauenzimmern beſtehend, bot er ein buntes Gemälde, indem er aus Mitgliedern verſchiedener Gemeinden zuſammengeſetzt war, die ſich in ihrer Tracht ſo von einander unterſchieden, als wären ſie aus verſchiedenen Ländern zuſammen gekommen. Es weicht nämlich die Bevölkerung einiger, dicht an der ungariſchen Gränze liegenden

Ortschaften in Sitte und Tracht so von der, die westlich, d. h. tiefer in Mähren wohnt, ab, daß man leicht glauben könnte, sie wären durch weite Länderstrecken geschieden. Dennoch aber gehören sie sämtlich zum slavischen Stamme, nur daß jene sich zu den Slovaken, und diese zu den Hannaken hinneigen. Letztere haben eine bessere und mehr Wohlhabenheit verrathende Tracht, erstere erscheinen in hohem Grade dürftig und ärmlich. Da aber viele zu dieser Robot-Ableistung Meilenweit zu gehen haben, so bleiben sie über Nacht und leisten gewöhnlich mehrere Tage hinter einander ab. Zu dem Ende führen sie für diese Zeit ihren Proviant bey sich, auch nehmen die Weiber nicht selten ihre kleinen Kinder mit, weil sie nämlich zuweilen zu Hause Niemanden haben, der sie verpflegen könnte. Man kann sich also denken, wie bepackt sie einherziehen.

Eine Eigenthümlichkeit, die man vielleicht nicht häufig trifft, ist es bey dieser Robot, daß gewöhnlich ein Paar Musikanten mit ausziehen, welche während der Arbeit aufspielen, wozu allemal der als Aufseher mit anwesende Ortsrichter das Zeichen gibt. Alsdann treten abwechselnd einzelne Paare aus der Arbeit, tanzen lustig einen Reigen, und treten, wenn er vollendet ist, sogleich wieder ein. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß dadurch die Arbeit gestört und verzögert werde. Sie wird vielmehr befördert, weil es den ganzen Haufen belebt und zum Fleiße anspornt. Die Roboter, welche am weitesten her zu kommen haben, wohnen in den hohen Bergdörfern, welche hier in den Karpathen bis hoch hinauf liegen, und die nur unbedeutenden Ackerbau haben. Ihre kleinen Landwirthschaften beschränken sich meistentheils auf etwas Gräserey und die Hutung an den Bergen. Auf ihren geringen Ackerflächen gewinnen sie bey weitem nicht den eigenen Bedarf, und sie gerathen sehr oft in die höchste Bedrängniß, ja in wahre Hungersnoth.

Obgleich der Boden, wie ich vorhin bemerkte, an den südlich abdachenden Berglehnen schottrig ist, so trifft man ihn doch im Allgemeinen sehr streng und gebunden, und es würde ihm, wie auf den schlesischen Gütern, die Kalkdüngung sehr heilsam seyn, wenn man nur Kalk dazu hätte. Dieser ist aber nur in großer Entfer-

nung, und theuer zu haben, und er würde als Düngung so viel kosten, daß die dafür zu machende Auslage schwerlich wieder zu gewinnen seyn würde.

Indem wir unsern Weg nach dem neu angelegten Henriettenhof nehmen, kommen wir durch einen Eichenwald, welcher den Einwohnern des Marktes Brikowitz gehört. Derselbe wird, da er sehr schütter ist, nur als Hutweide benützt, würde gerodet aber die vortrefflichsten Äcker geben, weil er in der That in der ganzen Umgebung den besten Boden hat. Da er jedoch ein Gemeingut des genannten Ortes ist, und man hier noch weit entfernt davon ist, einzusehen, einen wieviel größern Gewinn er tragen müßte, wenn er auch nur zum Theil an die einzelnen Participienten vertheilt würde, so läßt man es beym Alten. Nur hie und da sind einzelne Ackerstückchen auf Blößen gemacht worden, wofür die Nutznießer einen Zins in die Gemeindecasse zahlen.

Hoch oben auf einer Höhe, welche den Schloßberg um vieles überragt, liegt der Henriettenhof, welcher einzig mit urbar gemachtem Rodelande dotirt ist. Es besteht aus einer gegen Südost steil abdachenden Berglehne, die eine große Fruchtbarkeit zeigt, denn es übertreffen die auf ihr wachsenden Früchte jene von den andern Höfen, obgleich diese Berglehne noch in ihrer ersten Cultur und erst seit wenigen Jahren für den Anbau zubereitet ist. Da sie auch sehr lohnend rothen Klee und Futtergemenge trägt, so ist für die auf dem Hofe stehende Schäferey, für welche derselbe hauptsächlich gegründet wurde, hinlänglich gesorgt.

Einen herrlichen Anblick gewähren die in regelmäßige Tafeln gelegten Äcker, wenn man gegenüber neben dem Niederhofe von Wasilsko, wo der Kastner wohnt, steht: indem sie sich vor dem Auge, wie eine aufgerollte Leinwand zeigen, und man den Stand der Früchte fast auf jedem Beete so sehen kann, als stünde man daneben. Da ich eben von Beeten spreche, so bemerke ich, daß man dieselben hier über eine Klafter breit macht, und nur in den Niederungen sie fast so schmal arbeitet, wie ich dies von den schlesischen Gütern erzählt habe. An Ackerquellen fehlt es hier zwar auch

nicht, jedoch kommen ſie nicht ſo häufig vor, wie dort. — Auf ihre Ableitung iſt man jedoch eben ſo fleißig bedacht. Der Anblick der in Rede ſtehenden Berglehne iſt beſonders deshalb ſo erfreulich, weil nunmehr eine Fläche von nahe an hundert Jochen des ſchönſten Landes da gewonnen iſt, wo ſonſt nur ſchlecht beſtandener und faſt nichts eintragender Wald und Geſtrüpp war. Freylich hat dieſe Umwandlung bedeutende Koſten verurſacht, aber dieſe ſtehen doch bey weitem in keinem Vergleiche mit dem erhöhten Werthe der gewonnenen Fläche.

Einſam, aber freundlich liegt vom Henrietenhofe gegenüber der Riederhof da, von welchem weiter aufwärts man den Oberhof ſieht. Beyde zuſammen genommen umfaſſen die Feldmark von Waſilsko. Aus den neu angelegten Gebäuden ſchon würde man, auch wenn ich es nicht bereits geſagt hätte, entnehmen, daß hier alles erſt im Entſtehen iſt. Bedenkt man dies und ſieht, welche Erfolge man bereits aufzuweiſen hat, ſo kann man nur einen ſehr günſtigen Schluß für die Zukunft ziehen. Ein ſtrenger und an Humus armer Boden iſt es, welchen die zu beyden Höfen gehörigen Äcker haben, auch liegen ſie bedeutend hoch und den rauhen Winden ausgeſetzt. Das macht denn auch, daß die darauf gewonnenen Ernten noch nicht ſo reich ſeyn können, wie wir ſie z. B. auf den ſchleſiſchen Gütern gefunden haben, obgleich ſie ſchon als ſehr lohnend zu betrachten ſind. Die Äcker, welche mit Steinen beſät ſind, haben dennoch viel Bildung und Strenge, ſind indeß nicht ohne Kalkgehalt, wie man unter andern an dem Gedeihen der Esparcette ſehen kann. In der Tiefe ſcheint ein reicher Schiefermergel zu liegen, wie man bey Gelegenheit eines gegrabenen Brunnens bemerkte. Man wird weitere Unterſuchungen anſtellen, und genaue Verſuche mit dem gefundenen Schatze machen. Sollte dieſer Mergel von der Güte ſeyn, wie man ſolchen z. B. am Main und Neckar findet, ſo wäre für die Herrſchaft Svietlau ein neuer Schatz entdeckt, welcher dem Aufſchwunge der Ökonomie ungemein förderlich werden könnte.

Auf dem Terrain der eben gedachten beyden Höfe, sowie des vorigen, ist noch viel zu ordnen und zu verbessern, nicht scharf bestimmte Gränzen sind zu reguliren, Gestrüppe zu roden, Steine wegzuschaffen, Wege gerade zu legen und zu bessern u. dgl. Hier aber kann man sich noch einen ziemlich deutlichen Begriff machen, in welcher Verwüstung alles vor der Einführung der jetzigen Regie gelegen haben mag. Sieht man aber, was in dem kurzen Zeitraume von sechs Jahren bereits geschehen, und wie das, was noch nachzuholen, kaum der sechste Theil mehr von dem ist, was man schon als vollbracht sieht: so kann man sich leicht vorstellen, wie es in wenigen Jahren aussehen werde. Und wenn dann alles geordnet seyn wird, so muß es um so mehr überraschen und um so angenehmer ansprechen, als man hier in einer Gegend sich befindet, wo man vom rationellen Betriebe der Landwirthschaft im Allgemeinen noch wenige oder doch nur sehr dunkle Begriffe zu haben scheint.

Wir kehren zurück und machen nunmehr eine Tour in der entgegengesetzten Richtung. Da haben wir einen schlimmen Weg zu passiren, der meistentheils in dem Bette eines aus den nahen Bergen herkommenden Gießbaches fortläuft. In eine Menge kleiner Parcellen zerstückelt sind hier die Felder und alle liegen sie durch einander. Dies erschwert die Bewirthschaftung sehr und legt den Fortschritten zum Bessern eine Menge Hindernisse in den Weg. Wir kommen nach Komnia, einem Dorfe, welches ziemlich ausgedehnt und stark bevölkert ist. In der ganzen Gegend, vornehmlich aber hier wüthete in jenem verhängnißvollen Jahre 1831 die Cholera schrecklich und es starben eine Menge Familien fast ganz aus. So kam es, daß Häuser und Gründe leer und wüste standen, bis erst später sich wieder Ansiedler aus der Fremde fanden. Nicht alle sind wieder besetzt worden. Eine Eigenthümlichkeit der hiesigen Bevölkerung darf ich nicht unerwähnt lassen. Es gibt nämlich in Komnia eine Menge Viehschneider, welche alle Jahre auf viele Monate ihr Heimath verlassen und in die Fremde ziehen, um ihr Gewerbe auszuüben.

Der Hof von Komnia ist klein, weil das dazu gehörige Area
cht bedeutend ist. Dasselbe gilt von dem zu Kerchow. Die hie-

ſigen Ländereyen haben einen beſonders ſtrengen Boden, der zu manchen Zeiten, d. i. bey großer Näſſe und Dürre, faſt völlig unpracticabel iſt. Bey guter Cultur und ſtarker Düngung aber trägt er ſehr reichlich.

Eine Beſonderheit, wie ſie keiner der andern Diſtricte hat, ſind die zu dieſen beyden Höfen gehörigen Bergwieſen, welche nahe an 300 Joch enthalten und hoch oben am Gebirge liegen. In der Nähe des Bergdorfes Lopenik liegt der Hauptzug, ſicher wohl an 3000 Fuß über der Oſtſee. Ein kleinerer Theil liegt bey Hrozinko, dicht an der Gränze von Ungarn. Sie geben ein vortreffliches Heu, was meiſtentheils aus den geſündeſten Kräutern beſteht, ſind mithin für die Schäferey von vorzüglichem Werthe, und dies auch dadurch, daß ſie, nachdem das Heu von ihnen abgeerntet worden, eine ſehr reichliche und geſunde Weide geben. Da ſie jedoch allzuweit von den Höfen entfernt ſind, ſo hat man oben einen Unterſtand-Schuppen errichtet, wo die Schafe bey Regenwetter, zuweilen auch über Nacht, untergebracht werden. Intereſſant iſt die Heuernte auf dieſen Wieſen, weil zu derſelben die Roboter aus der ganzen Nachbarſchaft aufgeboten werden, und ſich auf dieſe Art während derſelben ein förmliches Lager bildet. Das Heu wird oben in große Kegel (Haufen) geſetzt und zu gelegener Zeit abgefahren, wo es auf die verſchiedenen Höfe vertheilt wird.

Ich ſprach von der Kleinheit der Beſitzungen ſowie von der Armuth der Unterthanen. Ihr Grund und Boden iſt nicht allein von beſchränktem Umfange, ſondern auch von geringer Qualität. Zu alle dem kommt noch ein geringer Grad von Cultur und man darf ſich daher nicht wundern, wenn ſie ſehr häufig in Noth gerathen. Eine Hauptfrucht iſt in den Bergdörfern der Buchweitzen (böhmiſch Bohanka genannt). Wenn er geräth, ſo lindert er den Mangel, was aber vorzugsweiſe die Kartoffeln thun, deren Anbau immer mehr überhand nimmt, beſonders ſeitdem er auf den herrſchaftlichen Feldern ſo ſehr erweitert worden iſt.

Es iſt allerdings eine mißliche Sache, mit Robot den ganzen Landanbau zu beſtreiten, wie das in Svietlau der Fall iſt. Denn

bey der großen Entfernung der Dörfer von den herrſchaftlichen Höfen trifft die Spann- und Hand-Robot allzuſpät ein und muß des Abends auch wieder zeitlich entlaſſen werden, ſo daß eigentlich nur wenige Stunden für die Arbeit bleiben, die denn, wie bekannt, eben auch nicht ſehr emſig geleiſtet wird. Indeß iſt im Ganzen genommen die hieſige Bevölkerung von guter Art und es ſind die Roboter, wenn man ſie nur gut zu behandeln und zu leiten verſteht, bereitwillig und fleißig. Übrigens hat man auf jedem Hofe noch eigenes Zugvieh, mit welchem man eingreifen kann. Ein bekannter Übelſtand bey der Robot zeigt ſich hier auch darin, daß man, wenn unerwartet ſchlechte Witterung eintritt, mit ihr in große Verlegenheit kommt, weil man nicht weiß, womit man ſie beſchäftigen ſoll, und daß da unendlich viele Zeit völlig verloren geht. Weil man, trotz der Menge, aus den angeführten Urſachen nicht überall auskommt, ſo iſt man auch hier, wie auf den ſchleſiſchen Gütern, immer mehr darauf bedacht, ſich freye Arbeiter zu ſichern, und man errichtet zu dem Ende Familienhäuſer. Daß die mit Robot vollzogene Ackerbeſtellung nicht die beſte ſey, das iſt bekannt genug. Indeß wird ſie hier immer noch beſſer geleiſtet, als man es wohl anderwärts treffen mag.

Wenn wir die Wieſen und die Weide, welche zuſammen 459 Joch betragen, von der Feldfläche abziehen, ſo bleibt nur etwas über 1000 Joch Acker. Davon werden 76 Joch mit Reps und 163 Joch mit Kartoffeln beſtellt, was nicht völlig den vierten Theil des Ganzen ausmacht. So ungeheuer groß nun aber auch für dieſe Gegend ein ſolcher ausgedehnter Anbau von behackten Früchten erſcheinen mag, ſo iſt er doch geringer, als auf den übrigen Gütern. Bey der niedern Stufe der Cultur, auf welcher ſich dieſer Diſtrict noch befindet, kann aber nur dieſer Anbau zu raſchen Fortſchritten führen, auch ſoll er noch erweitert werden.

Was die Viehbeſtände anlangt, ſo ſprach ich beym Schloßhofe ſchon von den Schafen. Ohne Zweifel wird aber die Schäferey, bey der vielfach günſtigen Localität, noch bedeutend in Qualität und Quantität ſteigen. In beſonders gutem Zuſtande fand ich ſie in Waſilsko. Die gegenwärtige Zahl erreicht bey Svietlau

noch nicht das Normale von drey Stück auf ein Joch. Das würde nun allerdings noch nicht hoch seyn, zumal bey einem so starken Wiesenverhältnisse; allein die Äcker sind noch lange nicht zu dem Fruchtbarkeitsgrade gebracht, wo man auch den höchsten Ertrag an Futter von ihnen zu erwarten berechtigt wäre, und zum zweyten sind die Wiesen von der Art, daß sie nur einen Schnitt gewähren, folglich gegen zweymähige nur zur Hälfte anzuschlagen sind. Zu alle dem aber kommt noch, daß das Zug- und Nutz-Rindvieh nicht unbedeutend ist, und ziemlich im richtigen Verhältnisse zu der vorhandenen Fläche steht. Das Rindvieh ist vom Tyroler Schlage, der aber gegenwärtig mit Schweizer Stieren von den schlesischen Gütern gekreuzt wird. Der gegenwärtige Nahrungszustand desselben ist gut zu nennen.

Und nun sey es mir erlaubt auch mit ein Paar Worten das Schloß zu beschreiben. Seine romantische Lage hob ich schon hervor. Sein Inneres enthält eine Merkwürdigkeit, die mich, als Freund von Musik, besonders ansprach. Es ist nämlich hier ein Concertsaal, in welchem zu bestimmten Zeiten eine Capelle spielt, die mit mancher berühmten wetteifern könnte. Im Saale hängen die Bildnisse der berühmtesten Tonkünstler und eine Musikalien-Sammlung findet man da vor, welche man hier nicht suchen würde. Das Ganze ist eine Stiftung der seligen Frau Mutter der gegenwärtigen hohen Besitzerin. Gegen vierzig Mann stark besteht die Capelle aus lauter Dilettanten, die im Markte Brikowitz wohnen und meistentheils Handwerker sind. Der an der Kirche angestellte Chor-Rector steht an der Spitze derselben. Jedes Mitglied bezieht eine kleine Pension von jährlich 10 — 100 fl. C. M., und alle haben die Verpflichtung, bey den Übungen, die von 2 zu 2 Wochen vorgenommen werden, zu erscheinen. Neue Mitglieder werden meistentheils von der Capelle selbst ausgebildet. Fast alle Sonntage führt sie in der Kirche eine große Musik auf, so wie sie jederzeit beym Hochamte fungirt. Gewiß muß es jedem Fremden die größte Überraschung gewähren, wenn er dieses Musikchor mit einer Präcision und Fertigkeit spielen hört, die alle Bewunderung verdienen.

Wahrhaft bezaubernd iſt ein im Schloßgarten aufgeführtes Concert an einem Frühlingsabende, was durch das Wetteifern der Nachtigallen noch reizender wird. Wohl iſt jedem Fremden zu rathen, ſich dieſen Genuß nicht zu verſagen, wenn er ihm bey der Durchreiſe durch einen günſtigen Zufall geboten wird.

Eine andere philharmoniſche Merkwürdigkeit ſind zwey Harfen, deren Pracht und kunſtvollen Bau man nicht genug bewundern kann. Sie ſind wahre Meiſterſtücke und verdienen ſchon geſehen zu werden, wenn man auch auf den Genuß, ſie ſpielen zu hören, verzichten muß. Die ehemalige hohe Beſitzerin, Frau Gräfin von Haugwitz, ſpielte die eine und ward von ihrem Herrn Bruder auf der andern begleitet. — Wohl mag die Lage des Schloſſes bey denen, die darin wohnen, den Sinn für die ſchönen Künſte wecken, denn ſie iſt ſo romantiſch und dabey ſo lieblich, daß auch der trockenſte Proſaiker zum Dichter werden möchte. — Die Ausſicht aus den meiſten Zimmern iſt reizend, denn man überſchaut von da einen großen Theil der ſchönen Umgegend, ſieht, beſonders aus dem einen, welches in einem Vorſprunge angebracht iſt, die Sonne auf- und untergehen, und wird von dem Geſange einer Schaar von Vögeln umſchwirrt. Ob ich gleich ſo manche herrliche Gegend geſehen und in ſolchem Genuſſe glücklich geweſen bin, ſo übte doch das Schloß mit ſeinen innern und äußern Reizen einen ſo beſonderen Zauber auf mich aus, daß ich den Wunſch weder unterdrücken, noch völlig aufgeben mochte, einmal einige Wochen hier das Leben in reiner Poeſie zu genießen.

Eilftes Kapitel.

Allgemeine Ueberſicht und Schluß.

Vor allem andern will ich nunmehr die Frage aufſtellen, ob wohl die ſämtlichen, im Vorſtehenden beſchriebenen Ökonomieen, nach den Begriffen der Zeit und nach der Schätzung des gewährenden Reinertrages verdienen, als wahrhaft rationell geführt, aufgeſtellt zu werden?

Man beſchränkt zuweilen den Begriff von rationeller Landwirthſchaft ſo, daß man darunter nur den Fruchtwechſel verſteht. Daß man darin offenbar zu weit gehe, das liegt in der Natur der Sache. Denn iſt auch ein naturgemäßer, d. h. ein ſolcher Fruchtwechſel, wo man die Folge der anzubauenden Früchte genau nach der Beſchaffenheit des Bodens ordnet, das allein richtige Syſtem des Ackerbaues, ſo kann dennoch in der ganzen Verwaltung der Ökonomie ſo mancher Mißgriff vorkommen, vermöge deſſen ſie nicht rationell genannt werden kann. Ich muß mich hierüber, um nicht mißverſtanden zu werden, ein wenig weiter auslaſſen.

Die richtige Folge der Früchte, wie ſie die Beſchaffenheit des Bodens vorſchreibt, bedingt den Fruchtwechſel. Daraus folgt von ſelbſt, daß er kein Leiſten ſey, über den ſich eine jegliche Ökonomie ſchlagen läßt. Um ihn einzuführen, muß alſo der Landwirth vor allen Dingen die Beſchaffenheit ſeines Bodens genau kennen, wobey nicht allemal gründliche theoretiſche Kenntniſſe ausreichen, ſondern wozu man auf vielen Localitäten der geſammelten Erfahrungen bedarf. Denn nicht der Boden, worunter der Landwirth gewöhnlich die Ackerkrume verſteht, iſt es allein, den man genau kennen muß, um zu beurtheilen, welchen Früchten er zuſagt und in welcher Ordnung ſie auf ihm am beſten gedeihen, ſondern auch die von außen und innen auf ihn einwirkenden Potenzen. Das Klima und die in der Gegend vorherrſchende Witterung, die Unterlage des Bodens und der Untergrund (Unterlage der Unterlage), ſeine Übereinſtim-

mung oder Abweichung auf größern Flächen u. dgl. ſind alles Dinge, die man eben ſo genau erforſchen muß, wenn man von ihm in allen ihm anvertrauten Früchten den möglich höchſten Ertrag gewinnen will. Vorausgeſetzt iſt dabey ſchon, daß dem Landwirthe bekannt ſey, welche Früchte nach andern vorzugsweiſe gedeihen oder mißrathen. Geſetzt nun aber, er kennt dies auch ganz genau, der ihm anvertraute Boden aber iſt nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, ſowie nach ſeinen innern und äußern Verhältniſſen der oder jener Frucht abſolut ungünſtig: ſo würde man ſein Verfahren nicht rationell nennen können, wenn er auf dem Anbau einer beſtimmten Frucht beſtände, welche der Ordnung des Fruchtwechſels gemäß folgen müßte, und dabey auf die natürliche Beſchaffenheit des Bodens, ſowie auf alle andern Verhältniſſe keine Rückſicht nehmen wollte, wenn auch dieſe jener Frucht nicht zuſagen. — Ein ſolcher Fall träte ein, wenn man ſich auf den Karviner Gütern mit Gewalt auf den Anbau der Erbſen verlegen wollte, denen dort gerade die eben berührten Verhältniſſe nicht günſtig ſind. Da ich im Ganzen von den Erbſen noch nicht geſprochen habe, ſo will ich mir hier eine Abſchweifung erlauben, um die dadurch entſtandene Lücke auszufüllen.

Es gibt wenig Früchte, welche ſo viel enthuſiaſtiſche Verehrer und gleichzeitig ſo viele Anfechter haben, wie die Erbſen. Die Einen können ihren Werth und ihren Vortheil für die Landwirthſchaft nicht genug hervorheben; die Andern können ſie nicht tief genug herabſetzen. Die Urſachen dieſer ſeltſamen Erſcheinung liegen ohne Zweifel in nichts anderm, als daß beyde nicht auf Localitäten gewirthſchaftet und dieſe Frucht angebaut haben, wo die beyden Extreme der Gunſt und Ungunſt für ihr Gedeihen ſtatt finden. Wem das Schickſal einen Boden zugewieſen hat, welcher der Erbſe ganz beſonders günſtig iſt, der kann ſie nicht genug rühmen, weil ſie einen überaus hohen Ertrag gewährt, den Boden für die nachfolgende Winterfrucht in die vortrefflichſte Gahre verſetzt, und die ganze Ökonomie heben hilft. Wer ſie aber da anbaut, wo von dem allen das Gegentheil ſtatt findet, der verwirft und tadelt ſie, und kann ihr nicht

Nachtheiliges genug nachſagen. In der Mitte liegt die Wahrheit, und es iſt die Erbſe eine Frucht, die man zu den wohlthätigen in der Ökonomie zählen muß, die man aber, wie ja auch ſo viele andere Früchte, nicht auf allen Localitäten mit glücklichem Erfolge anbauen kann. Ein milder, aber nicht loſer Boden, in dem einiger Reichthum an Humus vorhanden, und deſſen Unterlage weder ſehr ſtreng noch ſehr durchſchüſſig iſt, begünſtigt ſie am meiſten, und auf einem ſolchen gedeiht ſie in der Regel. Da nun ihre Blattorgane von der Art ſind, daß ſie ſich viel von dem in der Atmoſphäre ſchwebenden Pflanzen-Nahrungsſtoffe aneignen, ſo geben ſie dem Acker ungleich mehr zurück, als ſie ihm entziehen, wodurch ſie den Boden bereichern und die Ernten vermehren helfen. Wo er ihnen aber nicht zuſagt, da mißrathen ſie, ihre Blätter verkümmern, das Unkraut wächſt empor, und alles Günſtige der gerathenen Erbſen bleibt aus. Kein Wunder, daß da der Acker verliert, daß die auf ſie folgende Winterfrucht mißräth, und daß man ihr Feind wird.

Das Letztere hat die Erfahrung auf den hier beſchriebenen Gütern gelehrt, und wenn auch die Nachtheile des Erbſenanbaues nicht ſo grell hervortreten, wie wohl anderwärts auf noch ungünſtigeren Localitäten, ſo kommt noch eine andere Rückſicht zur Sprache, und das iſt: die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Frucht für die übrige Ökonomie. Denn wo dieſe beyden nicht erwieſen ſind, ja wo eine Frucht einer andern nützlichen und nothwendigen geradezu im Wege ſteht, da muß nach verſtändigen Grundſätzen jene dieſer weichen, auch wenn ihrem Gedeihen gerade nichts hinderlich wäre. Und das eben iſt auf den Gütern, deren Beſchreibung ich gebe, der Fall. Der Anbau der Erbſen würde, auch wenn ſie geriethen, beſchränkt werden müſſen, weil er den Kartoffeln und Rüben in den Weg treten würde. Und welche Wichtigkeit dieſe beyden Gewächſe in den hieſigen Ökonomieen haben, das dünkt mich, iſt klar genug dargeſtellt worden.

Nicht allemal aber kann man, auch bey der genaueſten Bodenkenntniß, dieſen gleich auf den erſten Anblick ~~mit~~ ſo genau kennen, alsbald zu beſtimmen, ob er einer Frucht zuſagt oder nicht, und es

bedarf oftmals auch erst der Erfahrungen, die man auf ihm gemacht hat, um keine Mißgriffe zu begehen. Daher ist es eine Anmaßung, wenn man zuweilen behauptet, es wähle ein Landwirth nicht das Rechte, und wenn man ihn deshalb tadeln zu können glaubt. Junge Landwirthe, die sich viel mit der Theorie abgeben, verfallen leicht in diesen Fehler, weswegen ihnen Behutsamkeit und strenge Prüfung, vor allem aber Bescheidenheit nicht genug empfohlen werden kann.

So z. B. könnte man es nicht in der Ordnung finden, daß man auf den in Rede stehenden Gütern in dem Falle, daß sich die Wintereinsaat verspätet, lieber den Weitzen als den Roggen zuletzt sät, weil man auf allen den Ländereyen, die als vorzüglicher Weitzenboden gelten, die Einsaat dieser Frucht nicht gar zu weit hinaus schieben darf, indem sie sonst dem Mißrathen ausgesetzt ist. Hier aber ist das nicht der Fall, und es gilt als ein Erfahrungssatz, daß der Weitzen, auch sehr spät gesät, dennoch geräth, wenn ihm nur der Winter und das darauf folgende Frühjahr nicht allzu ungünstig sind. Die Ursache davon ist wohl in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens zu suchen, der, wie bekannt, ein sehr strenger und gebundener ist.

Es ist demnach der rationelle Betrieb des Ackerbaues so zu definiren: Man soll auf jedem Acker die Frucht anbauen, welche nach Theorie und Erfahrung am sichersten darauf gerathen kann. Nach ersterer gedeihen mehrere Früchte nach einander nur alsdann, wenn man der Natur gemäß mit ihnen wechselt, weil jede den Nahrungsstoff in der ihr zusagenden Art aus dem Boden holt, und die eine Rückstände zurückläßt, die ihr nicht mehr, aber desto besser einer andern Frucht- oder Gewächsart zusagen. Man soll aber auch einem Acker eine Frucht nicht aufdringen, für die er weder die rechte Disposition (Lage und Mischung), noch die rechte Art der Zubereitung des Nahrungsstoffes hat, und dies um so weniger, wenn man einer solchen Frucht

eine andere surrogiren kann. Man soll aber auch vorzüglich darauf bedacht seyn, gerade diejenigen Früchte zu erbauen, die dem ganzen gewählten Ökonomie-Betriebe am meisten entsprechen, und sie deshalb andern vorziehen, welche vielleicht eben so gut, ja unter gewissen Bedingungen besser, wie sie, gedeihen würden. Nur dies alles immer in der Art, daß sie nicht geradezu dem naturgemäßen Fruchtwechsel Hohn spreche, und daß man folglich auch von ihnen einen lohnenden Ertrag, vor allem aber eine möglich hohe Rente habe.

Dies führt mich auf das zweyte Hauptstück der rationellen Ökonomie, welches so heißt: Da der Reinertrag das letzte Ziel alles landwirthschaftlichen Betriebes ist: so kann nur der ein rationeller (verständiger) Landwirth genannt werden, welcher denselben unter seinen gegebenen Verhältnissen am höchsten zu Tage legt. Mag er da, wo dies der Fall in der That, und nicht etwa blos dem Scheine nach ist, ein Wirthschaftssystem befolgen, welches er will, mag es dem Anscheine nach allen, als die besten anerkannten, Hohn sprechen: so kann man ihm dennoch jenes Prädicat nicht versagen, vorausgesetzt, daß er seine Rente nicht dadurch herausbringt, daß er den Capitalsstock angreift, d. i. hier, den Grund und Boden verschlechtert und den Besatz im Werthe herabstellt. Denn wenn man dies thun will, dann kann man freylich zeitweilig eine hohe Rente herausbringen, aber nur auf Kosten der Zukunft, in welcher sie zuletzt ganz ausbleiben müßte.

Zum Ackerbaue können wir die Wiesen zählen, nur daß auf ihnen das System eines naturgemäßen Fruchtwechsels in eine naturgemäße Behandlung umzuwandeln ist.

Bey der Viehzucht zeigt der rationelle Landwirth seine Tüchtigkeit durch die richtige und verständige Wahl und Behandlung der Viehbestände. Sein Streben muß dahin gehen, möglichst viel an

Zahl und von dieſer einen möglichſt hohen Reinertrag zu gewinnen. Erſteres erreicht er durch ſtarken Futterbau, letzteres durch einen geſunden Zuſtand und darauf baſirte Vermehrung, vor allem aber durch Producte, die hohen Werth haben, folglich durch Veredlung.

Sparſamkeit iſt eine Tugend, welche der verſtändige Landwirth üben muß, durch ſie vermehrt er den Reinertrag in ſeiner Ökonomie. Es gibt aber eine Sparſamkeit, die man Verſchwendung, und eine Art von luxuriöſer Wirthſchaft, der Verſchwendung ähnlich, die man Sparſamkeit nennen kann. Letztere haben wir auf den beſchriebenen Gütern kennen gelernt. Wenn Hunderttauſende von Gulden auf Fabrikanlagen verwendet werden, ſo ſcheint dies eine Verſchwendung zu ſeyn; wenn aber durch dieſelben die Rente in höherem Grade gehoben wird, als durch Anlagen, die zwar weniger koſten, aber verhältnißmäßig auch viel weniger eintragen, ſo wird ſie zur Sparſamkeit. Wenn auf den Gütern des Grafen die Beamten ſich ungleich höher ſtehen, als auf denen andrer Gutsbeſitzer, ſo ſcheint man ebenfalls zu verſchwenden; wenn aber dieſe Beamten durch ihren Fleiß und Eifer ihrem Principale unendlich mehr Ertrag herauswirthſchaften, ſo iſt dieſer wiederum gerade recht ſparſam für ſich geweſen. Wer zu einem Zwecke, den er in ſeiner Ökonomie erreichen will, die Auslagen beſchränkt, der ſcheint allerdings ſparſam zu ſeyn, iſt es aber in der That nicht, weil er, wenn er endlich ſeinen Zweck erreichen will, deren mehr machen muß, als derjenige, welcher ſie gleich anfangs und zur rechten Zeit machte. Das bringt mich auf die Sparſamkeit mit der Zeit. Sie iſt das Köſtlichſte, was der Menſch hat, und ſie weiſe zu benützen, iſt für jeden Menſchen die Aufgabe, wenn er ſeinem Berufe verſtändig genügen will. In der Landwirthſchaft kommt man nicht mit jeder Unternehmung augenblicklich ans Ziel, weil alles, was der Landwirth unternimmt, Zeit zu ſeiner Entwickelung bedarf. Wer daher die Zeit verſäumt, und das Sprüchwort: Wer langſam geht, kommt endlich auch weit, verkehrt anwendet, der macht ſich der größten Verſchwendung ſchuldig. Freylich muß er auch hier weiſe verfahren, um nicht in das andere Extrem, die Übereilung, zu verfallen.

Machen wir von alle dem die Anwendung auf die beſchriebenen Güter, ſo werden wir finden, daß man, obgleich nicht pedantiſch dem ſtrengen Fruchtwechſel gehuldigt wird, ihn dennoch nicht aus dem Auge verliert; daß man aber vorzugsweiſe die Früchte begünſtigt, welche dem allgemeinen Syſteme des eingeführten Ökonomie-Betriebes am beſten zuſagen, wodurch man am ſicherſten die hohe Rente, die man ſich zum Ziele ſteckt, erreicht; daß man in der Viehzucht exemplariſch verfährt; und daß man mit dem Capital und mit der Zeit verſtändig und haushälteriſch umzugehen verſteht. — Wenn daher auch die hier befolgte Art und Weiſe nicht wörtlich, und in allen Stücken als ein allgemeines Muſter zur Nachahmung aufzuſtellen und zu empfehlen ſeyn dürfte, ſo gilt dies doch unbedingt von dem hier befolgten Principe. Und um dieſes, nicht aber um die Form handelt es ſich ja eigentlich bey aller rationellen Ökonomie. Was aber der Lehre, die man ſich hier holen kann, einen ganz beſondern Werth und Nachdruck gibt, das iſt der günſtige Erfolg, den man überall ſieht, die eigentliche Beſtättigung und Beſiegelung des befolgten Princips, die ſich in der hohen Rente ausſpricht.

Dringen wir ferner ein wenig tiefer in den ganzen Betrieb der Ökonomie, insbeſondere aber des Ackerbaues ein, ſo finden wir, wenn wir ſämtliche Diſtricte durchgehen, größere oder kleinere Muſter von allen Syſtemen, und da dieſe überall nur da vorkommen, wo ſie an ihrem Platze ſind, und wo ſie ſich durch den Erfolg rechtfertigen, ſo ſind ſie gerade recht belehrend. Strengen Fruchtwechſel und Ähnlichkeit mit der Dreyfelderwirthſchaft, aber mit völlig benutzter Brache; Schlag- und Koppelwirthſchaft treffen wir hier an. Letztere iſt auf den zur Schafweide beſtimmten Ackerflächen repräſentirt. Von Pedanterie iſt aber nirgends eine Spur, denn überall leuchtet der Zweck des Verfahrens hervor, und das, dünkt mich, iſt das Hauptkennzeichen von rationeller Landwirthſchaft. Der Zweck aber iſt — ich wiederhole es — die möglich höchſte Rente.

Indem ich über die in Rede ſtehenden Güter eine General-Revüe halte, fällt mir ein, wie wohlthätig eine ſolche für manchen Eigenthümer großer Beſitzungen ſeyn könnte, weil bey derſelben

ſo viele Mängel und Lücken, ſo viele Mißbräuche und Übelſtände ans Licht kommen könnten. Es iſt ſo mancher große Gutsbeſitzer perſönlich ein recht tüchtiger Landwirth, aber es geht ihm wie einem ſonſt geſchickten Arzte, dem aber die Diagnoſe der Krankheiten fehlt, weshalb er ſie auch, trotz ſeiner Geſchicklichkeit, ſchwer oder gar nicht zu heilen verſteht. Es ſey mir erlaubt, zur Beſtätigung des Geſagten ein Beyſpiel anzuführen. Bey den vielen Schafclaſſificationen, die ich in frühern Zeiten vollzogen, entſtand den Beſitzern häufig ein indirecter Gewinn dadurch, daß ſie ihr Schäfereyweſen bis auf den Grund kennen lernten. Denn da ſie immer zugegen waren, wenn Stück für Stück durch die Hände ging, ſo lernten ſie auch jedes einzelne kennen, und es traten da alle Mängel und Übelſtände klar hervor. Vor allem aber bekamen ſie das anſchaulichſte Bild von ihren Schäfern, und es ſank mancher in der früher von ihm gehegten günſtigen Meinung; ſowie dagegen auch nicht ſelten einer, den man entweder nicht genug beobachtet, oder gegen den man Vorurtheile gehabt hatte, in ſeine verdiente Stellung trat. So gewann das Schäfereyweſen nicht allein in den Fortſchritten zur Veredlung, ſondern auch in dem Materiellen einer beſſern und zweckmäßigeren Behandlung. Sollte nun die hier gehaltene ſtrenge Muſterung manche meiner Leſer zu einer ähnlichen auf ihren Gütern veranlaſſen, ſo iſt vorliegendes Werk auch in dieſer Hinſicht für ſie ein Lehrbuch geworden.

Wenn wir den gegenwärtigen Stand der beſchriebenen Güter mit dem vergleichen, wie er noch vor einem Jahrzehend war, ſo müſſen wir in der That erſtaunen, welche Reſultate in dieſer Zeit erreicht worden ſind. Schließen wir ferner aus demſelben auf die Zukunft, ſo wird, wenn wir uns denken, was alsdann erreicht ſeyn kann, dieſes Staunen ſich noch vermehren. Gibt es nun gleich am Ende ein **Non plus ultra** in der Landwirthſchaft, ſo liegt dies bis jetzt noch für die meiſten Ökonomieen in weiter Ferne, und ſelbſt auch noch für die in Rede ſtehenden, zumal für diejenigen, welche, wie wir in der Beſchreibung geſehen haben, noch gegen jene Diſtricte zurückſtehen, die am längſten und mit der meiſten intellectuellen

Kraft in die jetzige Regie genommen worden sind. Bis zu welcher Höhe der Production aller Art können sie noch steigen! und welche fast unglaubliche Resultate können sie noch aufweisen! Indeß könnte es mit ihnen gehen, wie mit einem Staate, der von einem weisen und energischen Monarchen regiert wird, und der, wenn dieser nicht nach seinem Tode durch einen eben so vorzüglichen ersetzt wird, gar bald von seiner Höhe herabsinkt. Doch ist bey der scharfsichtigen Wahl, die der hohe Besitzer bey seinen Beamten zu machen versteht, und die ich bereits weiter vorn gerühmt habe, bey seinen Lebzeiten ein solcher Fall nicht zu fürchten. Nur sind die Individuen nicht immer so zur Hand, und es ist überaus schwer, zur Direction eines solchen Körpers einen völlig tüchtigen Mann zu finden, da Eigenschaften in ihm vorausgesetzt werden, die vereint nur selten anzutreffen sind. Niederreißen ist leichter, als aufbauen, aber dennoch würde einige Zeit erforderlich seyn, das fest und geordnet aufgeführte Gebäude zu zerstören.

Bey dieser allgemeinen Übersicht muß ich auch noch auf die lange Stufenleiter und die große Verschiedenheit landwirthschaftlicher Verhältnisse aufmerksam machen, die auf diesen Gütern vorkommen. Die technischen Extreme begegnen sich so ziemlich auch in den geographischen: denn der Unterschied zwischen Sackrau und Sviet-lau ist, wie in seinen agrarischen und klimatischen Vorkommenheiten, so auch in seinen politischen und geographischen sehr bedeutend. Selbst darin, daß sie verschiedene Landeshoheiten haben, liegt eine große Verschiedenheit, sowie eine Schwierigkeit für die Direction. Ihre Entfernung von einander beträgt zwey nördliche Breitegrade, was auf das Klima einen entschiedenen Einfluß hat, und ihre Lage, sowie die Bodenbeschaffenheit weicht mannigfach von einander ab. Die vielfache Verschiedenheit aller Districte unter einander war bey dem Entwurfe eines Hauptplanes der Bewirthschaftung in genaue Erwägung zu ziehen, wenn man nicht gleich anfangs große Mißgriffe machen und dem Gelingen der Ausführung Schwierigkeiten entgegenthürmen wollte. Zudem mußte eine Hauptrücksicht bey der Anlage der technischen Gewerbe genommen werden, damit sie, als

ein Hauptagens, auch dahin verlegt wurden, wo ſie mit dem Rohſtoffe, deſſen ſie bedürfen, am leichteſten verſehen werden, ihrerſeits aber auch wiederum alles das, was ſie an die Ökonomie zurückzugeben haben, am bequemſten abliefern können.

Eine richtige Berechnung aller zu Gebote ſtehenden materiellen Kräfte iſt das erſte, woran man zu denken hat, wenn man ſie ſo anwenden will, daß man damit den vorhabenden Zweck am leichteſten und am ſchnellſten erreichen kann. Bey ſo umfaſſenden und einander oftmals durchkreuzenden Unternehmungen, wie wir ſie hier kennen gelernt haben, bedarf es eines ungemeinen Grades von Scharfſinn, die dadurch möglich werdende Verwirrung und die daraus entſtehende Hemmung zu vermeiden. Wie oft ſehen wir ſolches in kleinen und beſchränkten Ökonomieen, und wie ſehr leuchtet daraus die Schwierigkeit ein, jeder Kraft die Richtung zu geben, wo ſie den größten, aber auch gerade den Erfolg hervorbringt, den man beabſichtigt, und der das Endziel erreichen hilft.

Eine noch ſchwierigere Sache aber iſt es mit den intellectuellen Kräften. Zum erſten ſind ſie ſeltener, alſo auch nicht ſo leicht aufzufinden; zum zweyten aber laſſen ſie ſich auch noch ſchwerer leiten. Welch' eine Aufgabe iſt es nicht ſchon, überall gute und geſchickte Arbeiter zu finden! welch eine noch größere iſt es, taugliche Schaffner und Schäfer aufzutreiben! und welch' eine erſt, lauter brauchbare Beamte anzuſtellen! Und doch ſollte an keinem von allen dieſen Individuen etwas Gegründetes und Weſentliches auszuſtellen ſeyn, wenn das Ganze den Gang nehmen ſoll, auf welchem es am ſicherſten und ſchnellſten zu dem vorgeſteckten Ziele gebracht wird. Ich habe ſchon geſagt, daß auf ſämtlichen Gütern, ſo abgelegen viele von einander ſind, ſlaviſch geſprochen wird. Die Dialecte ſind verſchieden, und z. B. der in Sackrau weicht von dem in Spietlau bedeutend ab. Vielen meiner Leſer dürfte es vielleicht fremd ſeyn, daß in preußiſch Schleſien auch auf dem linken Oderufer polniſch geſprochen wird, was eben in Sackrau der Fall iſt. Der Dialect, den man hier redet, wird gemeinhin waſſerpolniſch genannt. In Spietlau ſpricht man einen, der nicht unbedeutend von die-

ſem abweicht, und der dem in den Karpathen geſprochenen Slowakiſchen faſt ganz ähnlich iſt. Auf den Diſtricten, welche um Karvin her liegen, beſteht die Sprache aus einem Gemiſch von polniſch und böhmiſch. Aus Slaven beſteht jedoch, trotz der verſchiedenen Dialecte, die Bevölkerung auf ſämtlichen Gütern.

Der Sprache wegen kann die Direction nicht jeden Beamten anſtellen, es kommt ihr alſo auch nicht das günſtige Vorurtheil zu Gute, welches man für deutſche Beamte hat. — Der Slave iſt bekanntlich anſtellig und gelehrig, und wenn man ihm auch, vielleicht mit Unrecht, eine gewiſſe Neigung zur Trägheit Schuld geben will, ſo hat man zur Austreibung dieſes Fehlers den blinden Gehorſam, den er in der Regel übt und nach welchem er ſich ſogar körperlicher Züchtigung ſelbſt da unterwirft, wo die humanen Regierungen dieſelbe längſt abgeſchafft haben. Dieſe Gelehrigkeit kommt bey der Bevölkerung der in Rede ſtehenden Güter zu ſtatten, und den Fleiß weiß man auf ganz andere Art, als mit dem Stocke zu wecken, nämlich durch Anregung des eigenen Intereſſes, wie ich dies weiter vorn ſchon angegeben habe. — Was man alſo anderwärts und unter andern Verhältniſſen als eine Hemmung im fleißigen und verſtändigen Betriebe des Landbaues anzuſehen gewohnt iſt und auch wohl mit Recht anzuſehen hat, das iſt hier keine, weil man durch höhere Intelligenz die geringere des gemeinen Volkes zu wecken verſteht. Ich mußte dieſe Bemerkung machen, weil man im Allgemeinen vom Landbaue da, wo er von Slaven betrieben wird, nicht die höchſte Vorſtellung hat, und weil man zu ſolcher Vorſtellung durch Erfahrung berechtigt iſt. Denn man denke nur zur Beſtättigung dieſes hart ſcheinenden Ausſpruches an die veredelte Schafzucht in Pohlen, und vergleiche ſie mit der in Deutſchland. Einzelne Ausnahmen ſtoßen die Regel nicht um. — So hat man es denn verſtanden, auf den gräflich von Larisch'ſchen Gütern die zu Gebote ſtehenden intellectuellen Kräfte in gleicher Art wie die materiellen zur Erreichung ſeiner Zwecke in Thätigkeit zu ſetzen.

Wenn ich im Vorhergehenden bewieſen habe, wie man im Ackerbaue rationell verfahre, ohne ſich gerade an ein ſtrenges Syſtem

zu binden, und wie man darin vor allem den letzten Zweck, nämlich den Reinertrag, im Auge behalte: so will ich nunmehr auch noch eine allgemeine Übersicht davon geben, welche Rangordnung man bey den aufgestellten Viehstämmen beobachtet, und ob man dabey eben so klug und dem Zwecke entsprechend verfährt.

Daß unter den zeitherigen Verhältnissen die veredelten Schafe im Vergleich mit allem andern Nutzviehe den höchsten Reinertrag bringen, das mit langen Beweisen unterstützen zu wollen, wäre eine unnöthige Mühe. Daß man sie also da, wo man weiß, was es heiße, eine Landwirthschaft rationell zu führen, an die Spitze des übrigen Nutzviehes stellen wird, ist eine angenommene Thatsache. Wer würde also wohl glauben, daß dies in den beschriebenen Ökonomieen nicht der Fall seyn werde? Wie man damit verfährt, und welches Ziel man bereits erreicht hat, das habe ich bey Abhandlung der Schafzucht besonders hervorgehoben. — Aber obgleich man der Schafzucht den ersten Platz einräumt, so vernachläßigt man darüber nicht, wie es wohl oft genug vorzukommen pflegt, alle andern Vieharten. Der zahlreiche Stand von Pferden und Rindern, die man sich alle selbst aufzieht, gibt davon Zeugniß. Man kann sich hievon aus dem auf Tafel A. gegebenen Nachweise überzeugen. Auf 41,000 Schafe hält man nahe an 1400 Stück Zug- und Nutz-Rindvieh und 784 Pferde. Rechnen wir, nach der gewöhnlichen Art, auf 1 Rind 10 Schafe, so betrüge der Rindviehstand den dritten Theil der Schäferey, kann mithin nicht als übermäßig gering angesehen werden. Dadurch aber stellt sich auch das Verhältniß der Düngererzeugung zu den Ackerflächen nicht ungünstig und dies um so weniger, als die ganze Schafzahl sich nahe auf das Normale eines *starken* Standes von 3 Stück per Joch bey einem verhältnißmäßigen Rind- und Zugvieh-Stande stellt, und als man auch bereits in der Düngung so vorgeschritten ist, daß man nur wenige Äcker nicht alle drey Jahre frisch düngen kann.

Bey dieser Gelegenheit muß ich noch davon sprechen, wie es bey dem zu haltenden Viehe auch ganz besonders darauf ankomme, seine Ausfütterung auf die leichteste und wohlfeilste Art zu bestreiten.

Eines der ersten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist Aufmerksamkeit, Reinlichkeit und Ordnung beym Füttern. Welchem erfahrnen Landwirthe wäre es wohl unbekannt, daß man, wo sie beobachtet werden, auch bey sparsamer Fütterung das Vieh in gutem, und wo sie fehlen, selbst beym Überflusse in schlechtem Zustande hat. Man kann daher ohne weiteres behaupten, daß derjenige Landwirth sein Vieh am wohlfeilsten aushält, der ein Dienstpersonale bey demselben hat, welches die gedachte Regel streng befolgt. Bey allem Viehe, vorzugsweise aber bey den Schafen, gilt dies. Man unterhält aber auch deshalb bey Aufmerksamkeit, Ordnung und guter Pflege das Vieh am wohlfeilsten, weil man dabey wenig Einbuße durch Sterblichkeit erleidet und auch mehr und bessere Producte von ihm erhält. Und wohlfeil zu produciren ist ja gerade eine Aufgabe unsrer Zeit. Wer aber mit gleichem Aufwande mehr Producte hervorbringt, dem kommen sie auch wohlfeiler, und wessen Producte noch dazu besser sind, als andere, der bleibt stets Herr des Marktes und ihr Anwerth ist ihm gesichert, worauf es ja bey der überall starken Production eben so ankommt, wie auf die Wohlfeilheit.

Ferner hat der Landwirth darauf zu denken, diejenigen Futterarten, welche er bey seinem Wirthschaftssysteme in der größten Menge gewinnt, vorzugsweise für sein Vieh zu verwenden. Auf den Karviner Gütern wird, wie mehrmals angeführt worden, die Brandweinbrennerey stark betrieben, man bekommt also sehr viel Schlempe zu Futter und es ist daher sehr zweckmäßig, sie bey allen Vieharten zu verwenden, damit man nicht eine derselben, zum Schaden ihrer Gesundheit, damit überlade. Bekanntlich hat man die Brandweinschlempe seit längerer Zeit auch für die Pferde zu Futter angewandt. Ehemals hielt man es nicht für möglich, daß sie diesen gesund seyn, noch viel weniger, daß sie ihnen Kräfte geben könne. Die Versuche mit Kartoffeln als Pferdefutter führten auch zu denen mit Schlempe, und beyde sind bereits als vollkommen gelungen zu betrachten. Gegenwärtig besteht in den gedachten Gütern ein großer Theil der Nahrung für die Pferde aus Brandweinschlempe mit Häcksel und sie

befinden ſich dabey vollkommen wohl und bey Kraft. Auch Ölkuchen verwendet man dazu, und löſt ſie zu dem Ende in Waſſer auf, womit man das Häckſel anfeuchtet. Damit erzweckt man eine große Erſparung an Hafer. Denn ob man gleich an demſelben keinen Mangel leidet, ſo iſt doch der Bedarf für eine ſo große Anzahl von Pferden ſo bedeutend, daß man, ohne jene Aushülfe, kaum auskommen, noch viel weniger aber für die Lämmer das erforderliche Quantum übrig behalten würde.

Hätte man vor einem halben Jahrhundert dergleichen Gegenſtände in der Ökonomie zur Sprache gebracht, ſo würde man ſie für Träume eines Thoren gehalten haben. — Und gegenwärtig muß der Landwirth auf alle ſolche Sachen raffiniren, wenn er in ſeinem Fache beſtehen und auf den Namen eines rationellen Anſpruch haben ſoll. Wie aber auf dieſe Art in den Ökonomieen der neuern Zeit alles genau und faſt wunderbar in einander greift, das wird man am beſten gewahr, wenn man die Gliederung ein wenig rückwärts verfolgt. Würde man z. B. die Schlempe aus den Brandweinbrennereyen nicht ſo gut ausnützen, ſo würden dieſelben eher Schaden als Nutzen bringen, und man würde ſie eingehen laſſen müſſen. Damit aber wäre dem ſo weit ausgedehnten Kartoffelanbaue ein Haupthebel genommen, und mit ihm würde dem Ackerbaue ein Hauptculturmittel entzogen. — Man kann freylich hier als Gegenbeweis diejenigen kleinern Ökonomieen aufſtellen, die keine Brennerey haben, und dennoch den Kartoffelbau eben ſo ſtark betreiben. Im Großen würde er ſich jedoch ſchwerlich ohne Brandweinbrennerey ſo gut auszahlen. Indeß wollen wir die Sache einmal aus dem moraliſchen Geſichtspuncte betrachten, und uns die verderblichen Wirkungen, welche der Brandwein hervorbringt, vor Augen führen. Da können wir freylich nicht läugnen, daß der mittelbare Schaden, den der Landwirth ſo gut, wie die menſchliche Geſellſchaft durch den Brandwein erleidet, den Gewinn, den ihm deſſen Bereitung zuführt, zum Theil wieder raubt. Aber leider muß hier der Einzelne mit dem Strome ſchwimmen, und ſelten werden moraliſche Lehren ſo ein-

dringlich seyn, daß man um ihretwillen einen Gewinn aufgeben, oder den ganzen Gang seines Gewerbes umändern sollte.

Da ich hier noch einmal speciell zu dem Anbaue der Kartoffeln gekommen bin, so will ich, da ich es in dem Kapitel vom Ackerbaue nicht genau durchgeführt habe, ein Paar Worte von der starken Aussaugung, die man ihnen in Beziehung auf den Boden zuschreibt, sagen, die ich um so nöthiger achte, als die Acten über diesen Gegenstand noch nicht geschlossen sind, und als es bey der ungemeinen Wichtigkeit, welche diese Frucht gegenwärtig für die Landwirthschaft nicht allein, sondern in eben so hohem Grade für die Erhaltung und Subsistenz eines großen Theiles der Bevölkerung von Europa bekommen hat, nicht schaden kann, wenn die Sache von mehreren Seiten beleuchtet wird. Hier, bey der Beschreibung von Ökonomieen, in denen der Kartoffelbau eine Hauptrolle spielt; hier bey der Darstellung einer Landwirthschaft, die ich zum Leitfaden und Muster für die rationelle Landwirthschaft von Deutschland überhaupt gewählt habe, kann und darf ich eine Hauptfrucht der Gegenwart nicht kurz abfertigen. Denn es hat die Landwirthschaft die Aufgabe zu lösen, die Bevölkerung des Landes mit den nöthigen Lebensbedürfnissen zu versorgen, und sie muß, jemehr dieselbe zunimmt, destomehr auf die Vermehrung der Menge bedacht seyn, und denjenigen Früchten eine besondere Aufmerksamkeit widmen, welche diesem Endzwecke am besten entsprechen. Sie selbst ist dabey eigennützig, wenn sie dies thut, denn gerade die Früchte, welche am meisten verbraucht werden, sind am stärksten gesucht und werden auch verhältnißmäßig am besten bezahlt.

Also zur Sache. Man wirft der Kartoffel vor, daß sie den Boden sehr aussauge, ihn folglich für die nachfolgenden Früchte entkräfte, und somit eine Anticipation auf diese sey.

Befragen wir darüber zuerst die Theorie. Sie lehrt uns, daß die Früchte nach Maaßgabe der Menge und Größe ihrer Blätter im umgekehrten Verhältnisse dem Boden Nahrungsstoff entziehen, d. h. es saugen die Pflanzen und Gewächse, welche viele und große Blätter haben, im Verhältniß zu der Masse, die sie produciren, weit

weniger Nahrungsstoff aus der Erde, als die, welche wenige und kleine Blätter haben. Das geht so weit, daß es auch selbst auf Gewächse von einer und derselben Gattung anzuwenden ist, so daß, wenn sie auf dem einen Platze, wo sie geil wachsen, auch z. B. das Doppelte an Masse produciren, wie da, wo sie dürftig stehen, sie keinesweges dem Boden auch doppelt so viel entzogen haben. Denn wo sie geil wachsen, da sind die Blattorgane mehr geöffnet und in größerer Menge wegen des weitern Umfanges der Blätter vorhanden, sie eignen sich also auch vermöge ihrer Absorptionsfähigkeit von dem Pflanzennahrungsstoffe aus der Atmosphäre mehr an, und was sie da bekommen, das brauchen sie natürlich nicht aus dem Boden zu holen. Und dies gilt von den Gewächsen mit vielen und großen Blättern vorzüglich. Darauf beruht ja auch der Erfahrungssatz, daß Halmfrüchte — die wenige und kleine Blätter haben — den Boden mehr aussaugen, als Blattfrüchte, denn diese sind mit vielen und großen Blättern begabt. Sehen wir nun auf die Kartoffel, so müssen wir sie ohne Frage in die letzte Classe stellen, denn die Menge und Größe ihrer Blätter ist im Verhältniß zu ihrer Staude bedeutend. — Aber wie steht es um die Knollen? Sie müssen sich freylich die Nahrung zu ihrem Wachsthume aus dem Boden holen; dennoch aber läßt sich behaupten, daß sie dieselbe von da nicht völlig bekommen, sondern daß sie einen bedeutenden Ersatz aus dem Kreislaufe der Säfte, die vom Kraute aus circuliren, erhalten. Aus diesem Kreislaufe und der dadurch entstehenden Wechselwirkung des Nahrungsstoffes aus dem Boden und aus der Atmosphäre läßt sich die Bildung von Stoffen erklären, welche die Chemie aus Früchten und Gewächsen ausscheidet, die man im Boden, wenn man ihn zersetzt, gar nicht vorfindet. Das ausgedehnte Feld, welches sich uns bey dieser Bemerkung öffnet, müssen wir liegen lassen, weil wir uns zu weit darauf verirren würden.

Die hier aufgestellte Theorie ist durch die Erfahrung vollkommen bestätigt. In der Mark Brandenburg wird der Anbau der Kartoffeln seit mehreren Decennien so stark und so im Großen betrieben, daß, wenn dadurch der Boden vorzugsweise ausgesogen und

entkräftet werden ſollte, er längſt alle Tragbarkeit verloren haben müßte, zumal er an ſich weder reich noch kräftig genannt werden kann. Wenn er nun aber, anſtatt in Fruchtbarkeit abzunehmen, thatſächlich darin zunimmt, ſo liegt darin die beſte Rechtfertigung für den Kartoffelbau und die Beſtättigung, daß dadurch der Boden nicht allein nicht ausgeſogen, ſondern vielmehr bereichert werde, wobey aber immer vorausgeſetzt wird, daß die Viehhaltung mit ſeiner Vermehrung gleichen Schritt hält. Hierin liegt eine große Beruhigung für die überall reißend zunehmende Bevölkerung, für deren Nahrung die Kartoffel gegenwärtig einen Hauptbeſtandtheil ausmacht. Und dieſe Beruhigung wird um ſo größer, wenn man bedenkt, daß ſie an Maſſe von Nahrungsmitteln unendlich mehr gewährt, als nur irgend ein Conſumptibile auf gleicher Fläche, daß ſie aber auch auf Boden von geringer Beſchaffenheit gedeiht und bey richtiger Cultur faſt ſo viel trägt, wie auf dem beſten.

Wenn es denn unumſtößlich iſt, daß die Kartoffeln für jede Ökonomie eine Hauptſtütze abgeben können, ſo müſſen ſie dies vorzugsweiſe für ſolche thun, welche mehr als andere eine ſorgfältige Bodencultur erheiſchen. Und das iſt auf den Karviner Gütern der Fall. Sie werden daher auf ihnen doppelt wohlthätig, und es iſt als ein beſonderes Zeichen des rationellen Betriebes der Ökonomie zu betrachten, daß man ſie da in dieſer Ausdehnung anbaut.

Aber auch die Zuckerrüben ſind für dieſe Güter in gleicher Art wohlthätig, und vermittelſt dieſer beyden Gewächſe ſowie des Repſes nimmt die daſige Landwirthſchaft ihren Hauptumſchwung. Denn ſie nehmen den vierten Theil der ganzen Ackerfläche ein, und dieſe kommt folglich im ſteten vierjährigen Turnus zu ſo hoher Cultur.

Das führt mich auf das Verhältniß, welches der Anbau aller Früchte auf den fraglichen Gütern darbietet; denn dasſelbe richtig zu beſtimmen, iſt eine der erſten Aufgaben des rationellen Landbaues, welche oftmals von den ſtrengen Fruchtwechſelwirthen nicht am beſten gelöſt wird, wodurch denn ihre Ökonomieen wenig prosperiren und keineswegs den Erfolg aufzuweiſen haben, der ſie als verſtändig geführte empfehlen könnte.

Wir wollen einmal, um bey keiner Partey anzuſtoßen, das Verhältniß, welches die Dreyfelderwirthſchaft mit ſtarker Benutzung der Brache gibt, zur Grundlage nehmen. Bey ihr ſind zwey Drittheile der Äcker mit Halmfrüchten, und von dem dritten Theile — der Brache — die Hälfte mit Kartoffeln, Klee und Futtergemenge, und mit ein Viertheil Erbſen angebaut, ſo daß nur $^1/_{12}$ des Ganzen entweder zur Weide, oder zu reiner Brache beſtimmt iſt. Bey dieſer Art der Benutzung der Äcker wird man, wenn der Boden nur einigermaaßen tragbar iſt, und nicht gerade Mißwachs ſtatt findet, ſo reichlich mit Strohe verſorgt ſeyn, daß man immer mehr Überfluß als Mangel haben wird. Legen wir nun an dieſen Maaßſtab die in Rede ſtehenden Landgüter. Sie haben, nach Abrechnung der Wieſen und Weideflächen, 12,110 Joch Äcker. Davon ſind 3221 Joch zu Reps, Rüben und Kartoffeln und 3190 Joch zu Klee und Futtergemenge benutzt; ſo daß nur 5696 Joch für den Getreidebau übrig bleiben, was nicht einmal die Hälfte austrägt, und nothwendig Strohmangel herbeyführen müßte, wenn nicht zum erſten der Reps faſt immer ſo wucherte, daß er eine bedeutende Höhe und Dichtigkeit bekommt, und an Stroh ſoviel gewährt, wie eine gut geſtandene Getreidefrucht, und wenn zum zweyten bey der Üppigkeit und guten Cultur des Bodens nicht auch das Getreide eine Länge und Dichtigkeit bekäme, vermöge deren die Strohmaſſe ungemein vermehrt wird. Schlagen wir demnach den Reps hinſichtlich der Stroherzeugung zum Getreide, ſo vermehrt ſich die damit bebaute Fläche um 890 Joch, ſo daß ſich das Verhältniß der Stroh gebenden Früchte auf zwey Fünftheile des Ganzen ſtellt, was bey der eben bemerkten Vermehrung durch Länge und Dichtigkeit ſich ſo ziemlich mit jenem von zwey Drittheilen bey der Dreyfelderwirthſchaft ausgleicht, ſo daß man alſo hier gerade ſo gut wie dort vor Strohmangel geſichert iſt.

Man muß auf dieſen Gegenſtand bey der Eintheilung ſeiner Felder und der darauf baſirten Einführung eines Wirthſchaftsſyſtems ganz beſondere Rückſicht nehmen und zwar einmal deshalb, weil es faſt keine empfindlichere Verlegenheit in einer Ökonomie gibt,

als den Strohmangel; und zum zweyten, weil in diese Verlegenheit eine Menge von Landwirthen gerathen, welche von dem landüblichen Systeme oder auch vom Schlendrian abweichen und ein anderes einführen, und weil dieselbe gerade der Triumph der Anhänger am Alten ist. Was weiter noch hierüber in Beziehung auf die beschriebenen Güter zu sagen wäre, das ist schon bey anderer Gelegenheit zur Genüge mitgetheilt worden, worauf ich, um mich nicht zu wiederholen, zurückweise.

So könnte ich denn zum Schlusse gehen. Wobey ich aber noch einige kurze Bemerkungen über das einschieben will, was andere Landwirthe in der Nähe thun, und worin sie diese Ökonomie entweder nachahmen, oder von jeher nach gleichen Grundsätzen verfahren, oder auch geradezu von ihr abweichen.

Das Centrum der sämtlichen gräflich von Larisch'schen Güter liegt, wie auch der beygegebene Situationsplan nachweist, in kaiserlich-österreichisch Schlesien und zwar im Teschner Kreise. Auf dieses will ich bey dem eben Berührten vorzüglich Rücksicht nehmen. In demselben Kreise liegen mehrere große Herrschaften, auf denen fast allen, freylich auf den einen mehr, auf den andern weniger, rationell gewirthschaftet wird, wie man dies schon selbst auf einer flüchtigen Durchreise wahrnehmen kann. Meist überall trifft man ausgedehnten Klee- und Kartoffel-Anbau, das Criterium aller mit der Zeit fortgeschrittenen Ökonomieen. Die Brandweinbrennereyen floriren in diesem Winkel des österreichischen Kaiserstaates mehr als irgendwo; die Schäfereyen sind zum größten Theile hochveredelt; der Ackerbau wird mit Fleiß und Sorgfalt betrieben: mit einem Worte, es steht hier der Landbau auf einer viel höhern Stufe, als man wohl auswärts glauben mag. So bietet sich denn für den Fremden, welcher die gräflich Larisch'schen Güter besuchen und sich auf denselben belehren will, auch noch Gelegenheit, in der Nachbarschaft manches Interessante zu beobachten.

Neben denen, welche nach gleichen Grundsätzen, wie die dargestellten, wirthschaften, fehlt es aber auch nicht an solchen, die am Alten hangen und absichtlich ihre Augen für etwas Besseres ver-

ſchließen, oder ſich für klüger halten und den Glauben hegen, daß ihre Art und Weiſe viel einträglicher und lohnender ſey. Wer wollte ſie darum anfechten, wenn ſie ſich in ihrem Glauben glücklich fühlen? Was jedoch das Anfechten anlangt, ſo enthalten ſie ſich ihrerſeits deſſen eben nicht und es iſt auch mir nicht fremd geblieben, welche Gloſſen manche über die Führung der im Vorſtehenden dargeſtellten Ökonomieen machen. Das Urtheil darüber liegt freylich ſchon in dem Inhalte und der Art und Weiſe, wie dieſe Gloſſen gemacht werden, worin ſich meiſtentheils Mangel an gründlicher Sachkenntniß und beſchränkter Verſtand ausſprechen, ſo daß ihr Geſchrei von ſo geringer Bedeutung iſt, daß es eine Thorheit ſeyn würde, darauf zu achten.

Ich muß hier noch einmal darauf zurückkommen, daß mir eben ſo bekannt iſt, wie man mir Schmeicheley und vielleicht gar Übertreibung in meinen Darſtellungen vorwerfen wird. Das will ich geduldig hinnehmen, weil es mich wenig beunruhigen kann, indem ich überall nur meine Anſicht und volle Überzeugung ausgeſprochen habe. Daß ich mir einbilden ſollte, einen Scharfblick zu beſitzen, der ſich nirgends täuſchen kann und der mich vor jedem Irrthume bewahren müßte, das iſt mir wahrlich im höchſten Grade fremd. Um die Wahrheit und um die gute Sache iſt es mir zu thun, und daß es ſo ſey, das werden alle verſtändigen und unparteyiſchen Sachkundigen, welche ſich an Ort und Stelle von dem, was ich beſchrieben habe, überzeugen wollen, ſicher zugeben.

Aber auch von den kleinern Wirthſchaften der benachbarten Umgegend muß ich noch ein Wort beyfügen. Ob man gleich dem Slaven nicht ganz in gleicher Art wie dem Deutſchen nahrühmen kann, daß er auf das, was um ihn her vorgeht, achtſam iſt, es prüft und das als Beſtes Erkannte nachahmt: ſo darf man hiervon in dieſer Gegend eine rühmliche Ausnahme zugeben. Freylich ſind es nicht alle kleine Landwirthe, von denen man rühmen kann, daß ſie ſich das Gute zum Beyſpiele nehmen, welches ſie nach Kräften nachzuahmen ſtreben; aber dennoch ſind es ſehr viele. Schon habe ich angeführt, wie der ausgedehnte Kartoffel- und Klee-Anbau die

kleinern Landwirthe anreizt, ihn nachzuahmen, und wie sie bereits ihre Production vermittelst desselben um vieles vermehrt haben. Aber auch in anderer Art ahmen sie das, was sie auf den herrschaftlichen Gütern Gutes sehen, nach, wie z. B. das Abtrocknen des Klees auf den sogenannten Kleereutern oder Hüffelstangen. Eben so haben auch schon Einige das Aufeggen der Weitzensaat im Frühjahre nachzuahmen angefangen, was sie anfangs für höchst verderblich hielten und nur erst in seinen Wirkungen als wohlthätig kennen lernten. Ganz besonders aber ist es zu rühmen, daß sie die Kalkdüngung immer stärker betreiben, wozu sie durch das Beyspiel und den Erfolg, den sie auf den herrschaftlichen Feldern sehen, aufgemuntert werden. So wird denn der Betrieb der herrschaftlichen Ökonomieen direct und indirect zur Wohlthat für die Unterthanen, und zwar ersteres durch den vielen Erwerb, den sie in denselben finden, und das andere durch das gute Beyspiel, was sie ihnen geben.

Ein Product aber erzeugen die kleinern Landwirthe nur allein, und das ist der Flachs. Das Klima würde ihm zusagen, weil es kühl und mit starken Niederschlägen begabt ist; wenn ihm nur auch der Boden eben so günstig wäre, was aber nicht der Fall ist. Daher kommt es, daß man nur selten guten Flachs gewinnt und daß man seine Erzeugung meistentheils auf den eigenen Bedarf beschränkt. Unter diesen Umständen würde es eine große Thorheit seyn, wenn man auch auf den herrschaftlichen Feldern Leinsaat anbauen wollte, noch dazu, da sie bis zur Gewinnung des Flachses so viele Arbeit erfordert, die man hier zu andern Zwecken nöthiger braucht, und da man damit neben dem directen Nachtheile noch einen indirecten haben würde, weil er andern Früchten in den Weg träte.

So war denn bey der Beschreibung dieser Güter ein dreifacher Gesichtspunct festzuhalten, und zwar ein landwirthschaftlicher, ein staatswirthschaftlicher und ein moralischer. Der erstere, als die Haupt-

ſache, hat wohl überall klar genug hervorgeleuchtet; den zweyten konnte man in einer Menge von Gegenſtänden vorwaltend finden, die auf die Subſiſtenz der Bevölkerung Bezug haben; und der dritte gab ſich allenthalben kund, wo die Mittel zum Erwerb und folglich der Verwahrung vor dem Müßiggange, ſowie die Anſtalten zur Volksbildung erwähnt wurden.

Verbeſſerungen.

Seite	6	Zeile	4	von oben leſe man:	dem ſtatt deren.
„	9	„	2	„ „ „ „	trift ſtatt ruft.
„	50	„	1	von unten 40 ſtatt 20.	
„	51	„	1	von oben fehlt hinter	Stange das Wort unterſtützt.
„	60	„	18	von oben leſe man:	myrtillis ſtatt myrtillus, und in derſelben Zeile: Waldmoſe ſtatt Waldroſe.
„	61	„	2	von unten leſe man:	eben ſtatt aber.
„	107	„	8	von oben leſe man:	Merinozüchter ſtatt Merinopächter.
„	114	„	16	von oben leſe man:	ſieht ſtatt ſucht.
„	139	„	17	„ „ „ „	ſind ſtatt ſich.
„	146	„	4	„ „ „ „	gehört ſtatt gehet.
„	146	„	11	„ „ „ „	Caſſe ſtatt Claſſe.
„	147	„	1	von unten „ „	anderer ſtatt andern.
„	165	„	1	„ „ „ „	ſie ſtatt es.
„	168	„	12	von oben „ „	nur ein ſtatt ein.
„	264	„	10	von unten „ „	dieſelben ſtatt derſelben.
„	265	„	11	„ „ „ „	2 fl. 15 kr. ſtatt 1 fl. 45 kr.
„	287	„	2	von oben „ „	iſt hinter dem Puncte die Stelle einzuſchalten: So entſpricht überall der Erfolg der wahren Induſtrie.
„	326	„	10	von oben leſe man:	müßte ſtatt müſſen.
„	329	„	6	von unten „ „	iſt ſtatt ſind.
„	335	„	6	von oben „ „	Boikowitz ſtatt Brikowitz.
„	340	„	11	von unten „ „	gilt daſſelbe.
„	344	„	1	und 2 von unten:	kommt das Wörtchen um erſt nach dem Worte kennen.
„	348	„	14	von oben leſe man:	rationellen ſtatt rationeller.

F

R

Ochsenfüße

ner=A

19

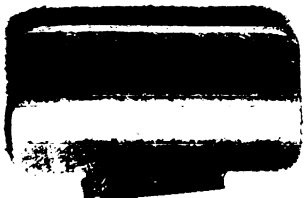
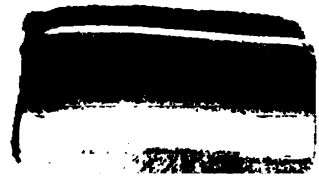
5

15

20

39

n 2

r (

ohne mergen